

Archive des Verborgenen

Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800

Inauguraldissertation

zur Erlangung des Doktorgrades

der Philosophischen Fakultät

der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität

Bonn

Dr. med. Jürgen Martin Bauer

aus Rüsselsheim

Bonn 2021

Gedruckt mit der Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

Zusammensetzung der Prüfungskommission:

Professor Dr. Jürgen Fohrmann

Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
(Vorsitzender)

Professor Dr. Johannes F. Lehmann

Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
(Betreuer und Gutachter)

Junior-Professor Dr. Christopher Busch

Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
(Gutachter)

Professor Dr. Florian Radvan

Institut für Germanistik, Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
(weiteres prüfungsberechtigtes Mitglied)

Tag der mündlichen Prüfung: 21.06.2021

Aus dem Institut für Germanistik,
Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft
Abteilung für
Neuere deutsche Literaturwissenschaft
Universitätsprofessor Dr. Johannes F. Lehmann

*Es gibt im Leben eine Zeit,
wo es sich auffallend verlangsamt,
als zögerte es weiterzugehn oder
wollte seine Richtung ändern.*

Robert Musil: Drei Frauen.¹

Für Hannagrete.

Für Ilse.

Für Marianne.

¹ Robert Musil: Grigia. In: Ders.: Drei Frauen. Reinbek 1958. S.7-58., S. 7.

Inhaltsverzeichnis

	Seiten
1. Archive des Verborgenen	
Fragestellungen der Untersuchung zu „Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800“	8 - 14
2. Die Wahrnehmung der „Gegenwart“	15 - 20
3. Wegmarken der geschichtsphilosophischen Entwicklung	21 - 58
4. Analyse literarischer Texte zur Wahrnehmung der „Gegenwart“	59 - 78
5. Ökonomie als Sinnbild einer zukunftsorientierten „Gegenwart“	79 - 84
6. Inzest als Sinnbild der „verborgenen Vorgeschichte“	85 - 109
1. Inzestkonstellationen in literarischen Texten	91 - 99
2. Inzestdarstellungen in literarischen Texten	100 - 109
7. Die Ich-Identität als Versicherung der Gegenwärtigkeit	110 - 141
8. Die vordergründige „Gegenwart“	142 - 162
9. Von Zeit und Schreiben	163 - 178
10. Das anti-genealogische Prinzip und die Haltekräfte der Tradition	179 - 201
11. Wiederholung und Vergegenwärtigung	202 - 236
1. Gegenwart	205 - 212
2. Vorgeschichte	213 - 217
a. Vorgeschichtliche Einflüsse familiärer Bezüge	218 - 221
b. Inzest als spezifischer Ausdruck einer familiären Vorgeschichte	222 - 228
c. Vorgeschichtliche Einflüsse biblischer Bezüge	229 - 236
3. Erzählgrammatik	237 - 274
a. Symbol-Archive / Wahlverwandtschaften	239 - 255
b. Das Bild / Der Moment	255 - 256
c. Der Blick / Die Perspektive	257 - 263
d. Katastrophe / Rekombination	263 - 265
e. Binnenerzählung / Analepse	265 - 266

f. Die Leerstellen	266 - 274
12. Buch und Zeit	275 - 313
1. Die Außenwelt der Innenwelt: Autor / Schreiben / Archive	276 - 301
2. Die wiedergefundene Zeit: Vergangenheit / Vorgeschichte	302 - 313
13. Rückkehr stromauf: Ein Epilog	314 - 328
14. Literaturverzeichnis	329 - 371
1. Quellen	329 - 342
2. Forschungsliteratur	343 - 370
3. Digitale Recherchequellen	371
Danksagung	372

**In den nachfolgenden Untersuchungen analysierte literarische Texte
(in der Reihenfolge ihrer Erstpublikation).**

Christian Fürchtegott Gellert: Leben der schwedischen Gräfin von G*** (1747/48).

Sophie von La Roche: Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771).

Jakob Michael Reinhold Lenz: Der Hofmeister. Oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie (1774).

Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten. Eine Komödie (1776).

Jakob Michael Reinhold Lenz: Zerbin oder Die neuere Philosophie (1776).

Benedikte Naubert: Das stille Volk (1789).

Jean Paul: Siebenkäs. Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel (1796–97).

Johann Wolfgang Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre (1796-97).

Ludwig Tieck: Der blonde Eckbert (1797).

Friedrich Schiller: Demetrius (1804-05).

Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili (1807).

Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise (1809).

E.T.A. Hoffmann: Der Sandmann (1816).

E.T.A. Hoffmann: Das Majorat (1817).

Achim von Arnim: Die Majoratsherren (1818).

E.T.A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi (1819).

Time present and time past
Are both perhaps present in time future,
And time future contained in time past.
If all time is eternally present
All time is unredeemable.
What might have been is an abstraction
Remaining a perpetual possibility
Only in a world of speculation.
What might have been and what has been
Point to one end, which is always present.²

² T.S. Eliot: Vier Quartette Four Quartets. Berlin 2015., S.8.

1. Archive des Verborgenen

Fragestellungen der Untersuchung zu „Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800“.

Rückblickend ordnen sich die Zeitläufte, werden eingeteilt in Epochen und verstanden als Umbrüche in einer dynamischen Welt. Erkenntnisse aber entwickeln sich schleichend und führen die Menschen zu einer Weltsicht, die Ihnen zukommt, ohne strategisch gesucht worden zu sein.

Exemplarisch hierfür steht Reinhart Kosellecks Analyse von Albrecht Altdorfers Alexanderschlacht Gemälde.³ Das 1528 bestellte Bild zeigt detailliert die Truppenordnungen der Schlacht am Issus 333 v. Chr. Trotz 1800 jähriger Distanz konnte Altdorfer die Schlacht mit Elementen seiner Zeit (Kleidung, Bewaffnung) darstellen, ohne dass dies damals als Diskrepanz wahrgenommen wurde. Man bewegte sich, so Koselleck, im Erfahrungsraum einer „Generationseinheit“⁴. Friedrich Schlegel hingegen sah bei der Rezeption des Gemäldes, etwa 300 Jahre später, den historischen Kontext der Darstellung. In den drei Jahrhunderten bis zu seiner Betrachtung hatte offenbar eine *andere* Zeitentwicklung stattgefunden, als in den 1800 Jahren, die zwischen der Schlacht und dem Gemälde vergangen waren.⁵ In der Epochenschwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit hatte sich zwischen 1500 und 1800 die „neue“, die „moderne“ Zeit entwickelt. Im Rückblick aus dem 18. Jahrhundert wird nun erkannt, dass der Beginn der Neuzeit nicht erst in der Zukunft zu erwarten ist, sondern bereits um 1500 eingesetzt hat, womit sich die Erkenntnis der „[...] Zäsur des Neubeginns in die Vergangenheit [...]“⁶ verschiebt.

³ Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. In: Ders.: *Vergangene Zukunft*. Frankfurt a.M. 2015. S. 17-37.

⁴ Reinhart Koselleck: *Stetigkeit und Wandel aller Zeitgeschichten. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen*. In: Ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. 4. Auflage. Frankfurt am Main 2015. S. 246-264., S. 249.

⁵ Koselleck: *Vergangene Zukunft*, S. 19.

⁶ Jürgen Habermas: *Das Zeitbewußtsein der Moderne und ihr Bedürfnis nach Selbstvergewisserung*. In: Ders.: *Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen*. Frankfurt am Main 1988. S. 9-33., S. 14.

Altdorfers Bild erweist sich somit als ein „Archiv des Verborgenen“, damit als ein Gemälde, dessen Darstellung dem zeitgenössischen Betrachter Aussagen verbirgt, die sich den Nachfahren offenbaren und diesen damit den Blick auf die historische Vorgeschichte eröffnen.

Ähnlich schreibt Wilhelm von Humboldt, dass es ihm erst möglich wurde die Andersartigkeit der alten und mittelalterlichen Geschichte als Voraussetzung für die eigene Zeit zu erfassen, als die Französische Revolution zu einer Beschleunigung geschichtlicher Prozesse geführt hatte.⁷ Dass das Sehen des Offensichtlichen durchaus ein schweres Unterfangen ist, haben Goethe und Schiller in einer ihrer Xenien zum Ausdruck gebracht.⁸

Die Geschichtsforschung im 18. Jahrhundert gibt ein weiteres Beispiel. Psalm 90:4⁹ drückt aus, dass vor Gottes Augen ein Tag wie tausend Jahre ist. Man nahm daher an, dass die Zeitspanne bis zum Jüngsten Gericht 6000 Jahre dauert, analog zu den sechs Schöpfungstagen Gottes, die man mit 6000 Menschenjahren gleich setzte.¹⁰ Folgt man ferner den Berechnungen des anglikanischen Theologen James Ussher (*Annales veteris testamenti, a prima mundi origine deducti*, 1650), so wurde die Erde im Jahre 4004 v. Chr. erschaffen und die Sintflut fand 2348 v. Chr. statt.¹¹ Berechnungen des Weltendes

⁷ Wilhelm v. Humboldt: Das achtzehnte Jahrhundert. In: Ders.: Werke. Band 1. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1960. S. 376-505., S. 398.

⁸ Johann Wolfgang Goethe / Friedrich Schiller: Xenien von Goethe und Schiller. Die Sammlung vom Juli 1796. In: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Gedichte. Frankfurt am Main / Leipzig 2007. S.733-791., S. 747: „Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket, Mit Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.“

⁹ Bibel. Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Bundes. Vollständige Deutsche Ausgabe. 4. Aufl. Freiburg im Breisgau 1965., S. 638 (Die Heilige Schrift des Alten Bundes), Psalm 90:4. „Denn tausend Jahre sind vor dir / wie der gestrige Tag, der verging / nur einer Nachtwache gleich.“

¹⁰ Matthias Schloßberger: Geschichtsphilosophie. Berlin 2013., S. 30.

¹¹ Wolfgang Proß: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In: Stefan Greif / Marion Heinz / Heinrich Clairmont (Hrsg.) unter Mitwirkung von Violetta Stolz,

erfolgten vielfach im 16. und 17. Jahrhundert und kamen zu divergierenden Ergebnissen. Je nach Intention wurden Zeitphasen als beschleunigt berechnet, um das Weltende nicht erst im Jahre 2000, sondern bereits im 16. Jahrhundert zu erwarten.¹² Elias Reusnerus fasste die um 1600 erstellten Berechnungen des zu erwartenden Weltenlaufs bis zum jüngsten Gericht zusammen und fand 24 Vorschläge. Die Spanne bis zum Weltende nach Christi Geburt schwankte dabei je nach Berechnung zwischen 3079 und 5984 Jahren und lag häufig bei etwa 4000 Jahren.¹³ Wie sehr solche Berechnungen intentionsgesteuert waren, zeigt Martin Luthers Argumentation.

Er „[...] extrapolierte aus dem Umstand, dass Jesus vor seiner Auferstehung nicht volle drei, sondern nur zweieinhalb Tage tot gewesen sei, die Regel, dass man das letzte Jahrtausend halbieren müsse. Die Welt würde demnach nicht 6000, sondern nur 5500 Jahre dauern – ein Zeitraum, der laut Luther dem Jahr 1540 nach Christus entsprach.“¹⁴

Lange dominierte, wie in Hesiods „Werke und Tage“, das Narrativ der Urzeit als der „Goldenen Zeit“, in der die Welt die Menschen ohne Arbeit nährte.¹⁵ Dem lebenden Menschen blieb nichts als die Hoffnung, diesen Zustand wieder zu erlangen. Zunehmend aber wurde diese Urzeitvorstellung durch den christlichen (in Anlehnung an den jüdischen) Paradiesbegriff ersetzt, gepaart mit Aussagen zum Zukunftsbild.¹⁶ Die Entwicklungsdynamik wurde als qualitative Deszendenz der Menschen verstanden, gepaart mit der Hoffnung auf Versöhnung und Erlösung.¹⁷ Seltener wurde eine Aszendenz-

Tobias Bender, Anna Meywirth und Nils Lehnert.: Herder Handbuch. Paderborn 2016. S. 171-216., S. 179.

¹² Achim Landwehr: Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert. Frankfurt am Main 2014., S. 45-52.

¹³ Ebd., S. 50.

¹⁴ Ebd., S. 49.

¹⁵ Elisabeth Frenzel: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1988., S. 28.

¹⁶ Ebd., S. 29.

¹⁷ August Friedrich Gfrörer: Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. Schaffhausen 1855. Zitiert nach Cornelia Zumbusch: Urgeschichte. Erzählungen vom Vorvergan-

Vorstellung ausgeführt, vornehmlich dann, wenn dem Urzustand eine recht primitive und rohe Lebensform zugeschrieben wurde.¹⁸

Die Annahme, dass es mit der zeitlichen Distanz zur göttlichen Schöpfung zu einer linearen Abnahme der menschlichen Kompetenz kommt, legte nahe, auch einen stetigen, laminaren Zerfall der Erde anzunehmen. James Hutton konnte jedoch Ende des 18. Jahrhunderts an der geologischen Struktur der Erde nachweisen, dass dies nicht der Realität entsprach. Er sah keine laminare, dem Zerfall geschuldete Anordnung der Erdoberfläche, sondern erkannte den Granit als ein Intrusivgestein, entstanden als Folge einer Hebung in mehrfachen Zyklen.¹⁹ Daraus erschloss sich eine zyklische Theorie der Welt²⁰, womit das Konzept einer einmal göttlich final konzipierten Erde entfiel, denn Anfang und Ende konnte niemand benennen. Auch die von Hutton analytisch gedeutete Struktur des Aufbaus der Erdkruste erweist sich als „Archiv des Verborgenen“. Sie enthält stillschweigend Informationen über Einflüsse der Vorvergangenheit, die ihr innewohnen, ohne sich lautstark zu artikulieren, die wirksam sind und wirksam waren, ohne gewusst zu sein.

Nicht nur Bilder und geologische Formationen, sondern auch literarische Texte können „Archive des Verborgenen“ sein. Dies ist die Hypothese der hier vorgelegten Untersuchung und dies zu zeigen ist ihre Aufgabe. Die Fokussierung auf Texte der Zeit um 1800 kommt dabei nicht von ungefähr. Die Abkehr von naturalen Zeitvorstellungen, hin zu einer entwicklungsgeschichtlichen Denkweise, etabliert sich zwischen 1775 und

nen bei Herder, Engels, Freud und Benjamin. In: Michael Ott / Tobias Döring (Hrsg.): Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. München 2012. S. 137-153., S. 137-8.

¹⁸ Frenzel: Motive, S. 27-28.

¹⁹ James Hutton: Theory of the earth with proofs and illustrations. Edinburgh 1795.

²⁰ James Hutton: Theory of the earth. In: Transactions of the Royal Society of Edinburgh 1 (1788), S. 209-305., S. 215.

1825.²¹ Die Wissenschaften werden in ihren Aussagen und Methoden immer konkreter, ein Prozess, der Ende des 18. Jahrhunderts eine Beschleunigung und damit gerade in dieser Zeit eine maßgebliche Wandlung erfuhr.

„Die Verräumlichung, die Vossius und Marsham zur Verarbeitung zusätzlicher Information im Rahmen der traditionellen Chronologie benutzen, stellt eine vormoderne Technik dar; im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert tritt an ihre Stelle die Verzeitlichung komplexer Informationsbestände. Alte, aus der Naturgeschichte stammende, räumlich konzipierte Klassifikationssysteme werden aufgegeben.“²²

Die Vorstellung einer Präformation der Dinge und Wesen durch Gottes Schöpfung und die Entwicklung der Lebenswelten daraus, geriet im 18. Jahrhundert unter Druck empirischer Daten, etwa durch Erkenntnisse der Naturforschung (später Paläontologie genannt). Aus der „Kette der Wesen“ nach Gottes Schöpfung wurde die Leitermetapher, gemäß derer sich die Entwicklung von Lebewesen in nicht absehbare Höhen entwickeln kann.²³ So wurde aus der „Naturgeschichte“ die „Geschichte der Natur“. Insbesondere körperliche Anomalien von Lebewesen, ließen sich mit den damaligen Erklärungsansätzen nicht mehr plausibel machen.²⁴ Kurz gesagt, es findet im 18. Jahrhundert in Folge naturwissenschaftlicher Erkenntnisse ein Umdenken statt, in dessen Kontext sich auch die Bedeutung von Raum und Zeit verschiebt.

„Im Laufe des 18. Jahrhunderts werden die Entdeckungen neuer »Räume« seltener; je bekannter die Erde wird, desto bedeutsamer werden die Reisen in die Zeit, die »time voyages«, [...]“²⁵

²¹ Wolf Lepenies: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 1978., S. 16.

²² Ebd., S. 18.

²³ Ebd., S. 44-45.

²⁴ Ebd., S. 65.

²⁵ Ebd., S. 69.

Die neuen Kenntnisse wurden dennoch nicht immer von Beginn an ursächlich verstanden. Dies betrifft etwa das Verständnis um die Herkunft und Entwicklung des Menschen.²⁶ Während die Epigenesis Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend die Präformationslehre in Frage stellte und schließlich ablöste, geriet sie selbst zunächst unter Erklärungsdruck. „Missgeburten“ ließen sich zwar mit der Präformationslehre nicht erklären, doch auch die Epigenesis war zunächst noch nicht in der Lage, eine plausible wissenschaftliche Hypothese zu formulieren. Es entstand ein Raum für Spekulationen, in der vorgeschichtliche Prozesse als solche gewusst, im Speziellen aber nicht verstanden wurden. Auch der numerische Höhepunkt der Inzestthematik in der Literatur der damaligen Zeit, korreliert mit der Differenz von Wissen und Unwissen um maßgebliche entwicklungs-dynamische Prozesse. Kausale Spekulationen und artistische Artikulationen gehen daher in der Literatur miteinander einher. Mit der zunehmenden Fachkenntnis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, klingt die literarische Darstellung der Inzestthematik dann auch wieder ab.

An diesem Beispiel lässt sich die Rolle der Literatur illustrieren, die zum einen auf eine wissenstheoretische Thematik der damaligen Zeit reagiert, andererseits aber auch selbst durch ihre Themenwahl dazu beiträgt, in Zeiten unsicheren Wissens die Argumente für die Epigenesis gegenüber der Präformationslehre zu wägen und zu schärfen. Es ist somit exemplarisch nachvollziehbar, dass sich die Denkkategorie der (verborgenen) „Vorgeschichte“ gerade in literarischen Texten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachweisen lassen sollte. Dies zu zeigen, ist ein Ziel der hier vorgelegten Untersuchung. Literarische Texte der Zeit um 1800 wären demnach als Archive zu verstehen, die uns ein Wissen eröffnen, das sich aus der Wahrnehmung der Zeit implizit dem Erzählten eingeschrieben hat.

Es ist müßig zu sagen, dass nicht alle literarischen Texte des schriftstellerisch explodierenden 18. Jahrhunderts solche Analysen zulassen. Ziel der vorgelegten Untersuchung ist es vielmehr, die Fragestellungen exemplarisch zu überprüfen.

²⁶ Nicolaas A. Rupke: Theorie der Entstehung der Arten bis um 1860. In: Philipp Sarasin / Marianne Sommer (Hrsg.): Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 79-88.

Der Subtitel der Arbeit, „Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800“, öffnet ein differenziertes und zu differenzierendes Feld der Untersuchung. Gefragt wird nach den Einflüssen von „Vorgeschichte“ und „Gegenwart“, deren Miteinander und Nebeneinander die weiteren Analysen bestimmt. Diese Voraussetzungen sollen kurz durchdacht werden. Die syntaktische Verbindung zwischen „Vorgeschichte“ einerseits und „Gegenwart“ andererseits mit der Konjunktion „und“, kann grammatikalische oder logische Bezüge ausdrücken. Das „und“, im Sinne der Logik, bedeutet, dass die Aussage „Vorgeschichte und Gegenwart“ dann richtig ist, wenn beide, „Vorgeschichte“ und „Gegenwart“, jeweils für sich richtig sind. Dies führt, in anderer Lesart, zur Aussage „Vorgeschichte *sowie* Gegenwart“. In dieser distributiven Lesart der Konjunktion „und“ stehen die beiden Substantive für sich. Die Konjunktion „und“ kann aber auch als zeitliche Reihung verstanden werden, im Sinne von: auf „Vorgeschichte“ folgt „Gegenwart“. Schließlich kann die Konjunktion „und“ zwischen zwei Substantiven diese beiden verbinden und hierdurch ein „kollektives Individuum“ erzeugen.²⁷

Wenn die ausgewählten literarischen Texte nachfolgend auf Bezüge und Artikulationen von „Vorgeschichte und Gegenwart“ geprüft werden, so soll dies in einer retardierenden Form geschehen. Dies meint, dass zunächst nicht jeder Text in allen Facetten seiner Bezüge zu „Vorgeschichte und Gegenwart“ durchdekliniert wird, sondern dass exemplarisch geprüft wird, wie „Gegenwart sowie Vergangenheit“ im Text fassbar sind, in welchem inneren Zusammenhang sie zueinander stehen und ob sich schließlich daraus eine Einheit im Sinne von „Vorgeschichte und Gegenwart“ als „kollektives Individuum“ ergibt. Dabei gilt die sich gegenseitig bedingende Annahme, dass in der Gegenwart ebenso der Schlüssel zur Vergangenheit liegt²⁸, wie sich auch die Gegenwart nur durch die Vergangenheit verstehen lässt.

²⁷ URL: [https://de.wikipedia.org/wiki/Konjunktion_\(Wortart\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Konjunktion_(Wortart)) (abgerufen am: 4.1.2020).

²⁸ Stephan Jay Gould: Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil oder Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde. München 1992., S. 102-103.

2. Die Wahrnehmung der „Gegenwart“

Nur wenige Menschen erkennen ein prägendes Momentum und artikulieren dies im spezifischen Augenblick in einer Aussage, die nicht nur zur zeitlichen Markierung, sondern auch zur ikonographischen Verbalisierung wird. Die der Madame de Pompadour zugeschriebene Bemerkung „Nach uns die Sintflut“, kann als eine solche Äußerung verstanden werden.²⁹

Inmitten einer festlichen Gesellschaft erfährt Madame de Pompadour im November 1757 von der Niederlage der französischen Truppen bei Roßbach, im Kampf gegen nominell unterlegene Truppen des preußischen Königs Friedrich II. Es ist davon auszugehen, dass sie die Tragweite der Meldung erkennt. Sie sagt die berühmten, überlieferten Worte und setzt die Unterhaltung fort. Für Peter Sloterdijk ist dies ein Indexpunkt am Beginn der Neuzeit.³⁰ Am geschichtlichen Umbruch einer Weltenanalyse, die sich von einer retrograd ausgerichteten, überhöhten Antikenrezeption, zu einer an der offenen Zukunft orientierten Sicht auf die Weltläufte hinwendet, an einem solchen Wendepunkt scheint dem Ausspruch „Nach uns die Sintflut“ Prophetisches zuzuschreiben zu sein. Die Vision einer Reinigung bisheriger Sichtweisen durch die tabula rasa einer Sintflut, scheint sich in den späteren Umwälzungen der Französischen Revolution zu manifestieren.

Wie immer die Aussage gemeint war, Madame de Pompadour sagt diesen Satz im damaligen „Jetzt“, also in einer spezifischen „Gegenwart“, die damit geschichtlich zu definieren ist. Sie verbindet ihn mit Überlegungen zur Zukunft. Selbst wenn diese Niederlage erhebliche Konsequenzen für die Stabilität Frankreichs (und damit ggfs. Ihrer eigenen Rolle) haben könnte, selbst wenn es quasi zu einer „Sintflut“ kommen könnte, die die damals herrschenden sozialen Bedingungen auslöscht, Madame de Pompadour gibt dem *Augenblick* das Primat.

²⁹ URL: www.duden.de/rechtschreibung/apres_nous_le_deluge. (abgerufen am: 13.8.2018).

³⁰ Peter Sloterdijk: Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Über das anti-genealogische Experiment der Moderne. 2. Aufl. Berlin 2016.

Halten wir also fest, dass im historischen Moment der Aussage sich die Fokussierung auf das „Jetzt“ richtet und damit explizit auf den Moment der „Gegenwart“, dessen Wahrnehmung just in dieser Phase des 18. Jahrhunderts zur Versprachlichung kommt. Die Bedeutung des Gegenwartsbegriffs als damals sprachlich und gedanklich gefasste Größe im Kontinuum des Lebens, lässt sich exemplarisch imaginieren: Vergleichbar mit Isaac Newtons Korpuskulartheorie des Lichts, können wir uns den Zeitstrahl als Folge von Korpuskeln vorstellen, wobei jedes davon einen Moment der „gegenwärtigen Gegenwart“³¹ (nach Koselleck) repräsentiert, um im nächsten Moment schon eine „vergangene Gegenwart“ zu sein. Zudem kann man sich vorstellen, dass die Vergegenwärtigung der „Gegenwart“, den weiteren Zeitverlauf des Individuums beeinflusst, zu verstehen etwa in gedanklicher Analogie zu Werner Heisenbergs Unschärferelation, die besagt, dass Ort und Impuls eines Teilchens nicht *gleichzeitig* bestimmbar sind. Das Vergewissern des „Jetzt“ unterbricht und ändert potentiell den zukünftigen Lauf der Welt. Giambattista Vico formuliert denn auch bereits 1725 im „Vico-Axiom“, dass ein natürliches, nicht aber ein göttliches Gesetz die Erdgeschichte leitet.³² So können wir auch von einer performativen Wirkung der Gegenwartswahrnehmung sprechen und verstehen darunter die Effekte, die sich jenseits des Gesagten aus und mit seiner Artikulation entwickeln, vergleichbar einem Magnetfeld, welches durch den Stromfluß induziert wird, ohne selbst der Strom zu sein.

Kehren wir zunächst noch einmal kurz zurück zu dem Moment, in dem Madame de Pompadour ihr Bonmot artikuliert, bevor die Wahrnehmung der Gegenwart aus der Neubewertung der Zeiten analysiert werden soll. In der Aussage „Nach uns die Sintflut“ erfahren wir nichts zur Vorgeschichte, die diese Formulierung möglich machte. Da wären zum einen die biographischen Aspekte einer Frau zu berücksichtigen, der es gelang, aus bürgerlichen Verhältnissen kommend, eine Position an der Spitze des französischen Staates zu erlangen. Hierüber wäre es leicht möglich, Details der Lebensgeschichte zu erfahren. Was wir allerdings nicht linear nachlesen können, sind implizite Einflüsse. Nimmt man den kurzen Satz als Narrativ, dann sagt er auch hierzu nichts. Überdenkt man die Situation, so wird man Einflüsse erspüren: Sich den Triumph des Erreichten

³¹ Koselleck: Stetigkeit, S. 249.

³² Giambattista Vico: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Nach der Ausgabe von 1744. Berlin 1965.

auch durch schlechte Meldungen nicht nehmen lassen, wissend woher man kam. Sich bewusst zu sein, auch andere schwierige Zeiten gemeistert zu haben. Am ehesten aber auch, sich dem Moment der gegenwärtigen Position bewusst zu sein und bereit (das Vergangene im schwierigen Leben mitdenkend) wenn nötig mit unterzugehen, hinter die erreichte Linie aber nicht zurückzukehren.³³

Ein weiteres Beispiel zeigt, wie subtil und zunächst unausgesprochen sich vorgeschichtliche Einflüsse vollziehen können, bevor ihre Wirkung eruptiv zu Tage tritt. Das fulminanteste Ereignis einer sozialen und politischen Neubewertung des Zeitbewusstseins manifestierte sich in und mit der Französischen Revolution. Den historischen Traditionen wurde hierdurch ein Riss in der Kontinuität entgegengesetzt. Will man am Beispiel dieses gesellschaftlichen Umbruchs die Bedeutung einer Vorgeschichte veranschaulichen, die lautlos und dennoch wirkmächtig war, dann findet man Hinweise in Alexi de Tocquevilles retrospektiver Geschichtsschreibung „Der alte Staat und die Revolution“ von 1856.³⁴ Auch Friedrich der Große, so schreibt de Tocqueville, habe die Revolution nicht kommen sehen. „Er steht dicht bei dieser Revolution, ohne sie zu sehen.“³⁵ Die Konsequenz der Revolution, nicht nur einen Regierungswechsel herbei zu führen, sondern ein neues Gesellschaftssystem einzuführen, war aus den faktischen Vorgängen und Vorläufen für ihn offenbar nicht zu erkennen. Auch im historischen Kontext zeigt sich somit, dass die „Gegenwart“ in ihrer verbalen oder faktischen Manifestation ein „Archiv des Ungewussten“ ist. Es muss und soll unser Ziel sein, diese subkutanen Einflüsse der vorgelagerten Geschichte zu ent-decken, um die Bedingungen der damaligen Jetztzeit verstehbar zu machen, literarisch, wie historisch.

Nehmen wir an dieser Stelle einen Exkurs zu einem Roman des 20. Jahrhunderts, um daran zu demonstrieren, an welcher geschichtlichen Schnittstelle der *Wahrnehmung* von „Gegenwart“ im Zeitkontinuum Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft die erzählende Literatur des 18. Jahrhunderts verfasst wurde. In dem 1907 publizierten Roman „Geschwis-

³³ Sloterdijk: Neuzeit, S. 52: Peter Sloterdijk führt aus, dass Madame de Pompadour sich in den Folgetagen zurückzog, besorgt über ihr Schicksal.

³⁴ Alexis de Tocqueville: Der alte Staat und die Revolution. München 1978.

³⁵ Ebd., S. 19.

ter Tanner“³⁶ des Schweizer Autors Robert Walser ist der Protagonist Simon auf der Suche nach einer Lehrstelle. Ein Bankdirektor bietet ihm nach der Probephase schließlich eine feste Anstellung an, die Simon jedoch brüsk zurückweist. Eine Einbindung in etablierte Strukturen lehnt er ab, auch ein Zeugnis wünscht er nicht: „Ich selbst stelle mir von jetzt an meine Zeugnisse aus. Ich will mich von nun an nur noch auf mich selbst berufen, [...]“³⁷ Der Direktor versucht mäßigend auf ihn einzuwirken, indem er ihn auf die vertane Chance einer beruflichen Zukunft hinweist. Doch Simon formuliert den hier entscheidenden Satz:

„Ich will keine Zukunft, ich will eine Gegenwart haben. Das erscheint mir wertvoller. Eine Zukunft hat man nur, wenn man keine Gegenwart hat, und hat man eine Gegenwart, so vergißt man, an eine Zukunft überhaupt nur zu denken.“³⁸

Die Betonung der „Gegenwart“ als Bezug zur individuellen Existenz hebt hervor, worum es in der literarischen Zeitanalyse geht. Es geht um die individuelle Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit dem „Jetzt“, in seiner Positionierung zwischen Zuvor und Danach. Es wird im Folgenden zunächst zu zeigen sein, wie sich der Gegenwartsbegriff spezifisch aus dem neuen Verständnis der historischen Vorgeschichte heraus entwickeln konnte und sprachlich kristallisierte, bevor in der Analyse literarischer Texte geprüft werden soll, inwiefern dort eine Auseinandersetzung mit der „Gegenwart“ nachweisbar ist.

„Daß die Weltgeschichte von Zeit zu Zeit umgeschrieben werden müsse“, schreibt Goethe in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“, „darüber ist in unsern Tagen wohl kein Zweifel übrig geblieben. Eine solche Notwendigkeit entsteht aber nicht etwa daher, weil viel Geschehenes nachentdeckt worden, sondern weil neue Ansichten gegeben werden, weil der Genosse einer fortschreitenden Zeit auf Standpunkte geführt wird, von wel-

³⁶ Robert Walser: *Geschwister Tanner*. Frankfurt 1997., S. 39-40.

³⁷ Ebd., S. 39.

³⁸ Ebd., S. 40.

chen sich das Vergangene auf eine neue Weise überschauen und beurteilen läßt.“³⁹

Auch Reinhart Koselleck sieht in einem solchen Umschreiben der Geschichte das Besondere der Zeit zwischen 1750 und 1800. Er hebt hervor, dass das Umschreiben damals nicht mehr nur allein erfolgte, um Fehlerhaftes zu korrigieren, sondern dass die neuen historischen Erkenntnisse, die neuen Perspektiven aus der damals wahrgenommenen Gegenwart, zu einem „Umschreiben-Müssen“⁴⁰ führten. Das Umschreiben inkorporiert dabei eine neue Bewertung der Zeitläufte und grenzt sich damit ab vom steilen „Abschreiben und Fortschreiben“⁴¹. Die Zeit der Geschichte, so Koselleck, wurde zur „geschichtlichen Qualität der Zeit“, die mit dem Prädikat der Einmaligkeit den Moment definiert und fixiert.⁴² Vorausgegangen war die Neubewertung des biblischen Narrativs der Erdgeschichte, hin zu einer sachbezogenen Geschichtsschreibung, geprägt durch neue Erkenntnisse und wissenschaftliche Methoden unter dem Einfluß einer zunehmend bestimmenden, rationalen Vernunft.⁴³ Die wissenschaftshistorisch entscheidende Neuausrichtung der Analyse der Urgeschichte durch eine archäologische Wissenschaft, löste schließlich den biblischen Bericht der *Genesis* als autoritativen Text ab.⁴⁴ Georg Wilhelm Friedrich Hegel formuliert in der Vorrede zur „Phänomenologie des Geistes“ (1807) in Bezug auf diesen Zeitenwechsel:

„Es ist übrigens nicht schwer, zu sehen, daß unsre Zeit eine Zeit der Geburt und des Übergangs zu einer neuen Periode ist. Der Geist hat mit der bisherigen Welt seines Daseins und Vorstellens gebrochen, und steht im Begriffe,

³⁹ Johann Wolfgang Goethe: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. 28. August 1949. Hrsg. von Ernst Beutler. Band 1–24 und Erg.-Bände 1–3. Zürich 1948 ff. Band 16, Naturwissenschaftliche Schriften, 1. Teil., S. 413.

⁴⁰ Koselleck: Stetigkeit, S. 261.

⁴¹ Ebd., S. 261

⁴² Ebd., S. 261.

⁴³ Helmut Zedelmaier: August Ludwig Schlözer und die Vorgeschichte. In: Heinz Duchhardt / Martin Espenhorst (Hrsg.): August Ludwig (von) Schlözer in Europa. Göttingen 2012. S. 179-196., S. 184.

⁴⁴ Zumbusch: Urgeschichte, S. 138.

es in die Vergangenheit hinab zu versenken, und in der Arbeit seiner Umgestaltung.“⁴⁵

Diesen zeitgeschichtlichen Umbruch hebt Ingrid Oesterle hervor, wenn sie betont: „Die Änderung geht einher mit der Entdeckung einer „genuin geschichtlichen Zeit“, einer „fortschreitenden Zeit“, einer bewegten Zeit.“⁴⁶ Der Übergang der Zeitperiode findet seinen Ausdruck im Begriff der „Gegenwart“. Der damals versprachlichte Zeitbegriff meint, was Niklas Luhmann als „Führungswechsel der Zeithorizonte“ bezeichnet, die Benennung und damit Wahrnehmung eines Zeitmomentes. Die sich zu einer höheren Komplexität formierenden Gesellschaften bilden im Jetzt, das heißt in der „Gegenwart“, die dynamische und flüchtige Plattform einer in die Zukunft gerichteten Orientierung des Menschen. Die „Gegenwart“ wird damit ein begrifflicher Ausdruck für das „Künftig-Mögliche“.⁴⁷

⁴⁵ Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorrede. In: Ders.: Phänomenologie des Geistes. Hrsg. von Hans-Friedrich Wessels / Heinrich Clairmont. Hamburg 2006. S. 3-53., S. 9-10.

⁴⁶ Ingrid Oesterle: Der „Führungswechsel der Zeithorizonte“ in der deutschen Literatur. Korrespondenzen aus Paris, der Hauptstadt der Menschheitsgeschichte, und die Ausbildung der geschichtlichen Zeit „Gegenwart“. In: Dirk Grathoff (Hrsg.): Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode. Frankfurt am Main / Bern / New York 1985. S. 11-75., S. 17.

⁴⁷ Niklas Luhmann: Weltzeit und Systemgeschichte. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 6. Aufl. Wiesbaden 2009. S. 128-166., S. 155-156.

3. Wegmarken der geschichtsphilosophischen Entwicklung

Die menschliche Rolle als Handelndem und damit Prozesse anstoßendem Protagonisten irdischer Existenz, zeigt sich schon in Augustinus von Hippos Ausführungen zur Differenzierung zwischen Ewigkeit und Zeit. Der statischen Ewigkeit setzte Augustinus die dynamische Zeit entgegen, die durch menschliches Handeln induziert wird.⁴⁸ Im „Vico-Axiom“ greift Giambattista Vico dies auf, indem er die Geschichte nicht als göttlich bestimmt, sondern als menschlich gemacht postuliert, einhergehend mit der Suche nach einem übergeordneten Prinzip der geschichtlichen Entwicklung.⁴⁹ Sprache, Mythos und Überlieferung werden zum Archiv vorgeschichtlicher Entwicklungen, insbesondere in der primitiven Phase der Menschheitsgeschichte.⁵⁰

Im *Modell des Naturzustands* formuliert Samuel von Pufendorf zwischen 1672-75 Ideen zur menschlichen Entwicklung, ausgehend von einfachen und hin zu komplexen sozialen Systemen.⁵¹ Dem „Status integritatis“ der Bibel, der einen definitiven Ausgangspunkt der Menschheitsgeschichte vorgibt, setzt von Pufendorf den „Status naturalis in se“ entgegen, den er aus den Lebensbedingungen seiner Zeit heraus zu rekonstruieren sucht. Gerade am Kontrast zwischen der dabei angenommenen ursprünglichen Einfachheit des menschlichen Lebens und den sozialen Strukturen im Zeitalter Samuel von Pufendorfs, wird die Entwicklungsdynamik des Menschen sichtbar.⁵²

Während von Pufendorf die Grundstruktur des biblischen Narrativs übernimmt, also den Ausgangspunkt eines Urstatus annimmt, diesen jedoch neu zu definieren sucht, verweist Ludwig von Schlözer auf die Begrenzung des Wissens um die Urzeit. Erst seit der

⁴⁸ Karl-Heinz Lembeck: Einleitung. In: Ders. (Hrsg): *Geschichtsphilosophie*. Freiburg / München 2000. S. 9-33.

⁴⁹ Ebd., S. 14.

⁵⁰ Vico: *Wissenschaft*.

⁵¹ Samuel von Pufendorf: *Über die Pflicht des Menschen und des Bürgers nach dem Gesetz der Natur*. Hrsg. und übersetzt von Klaus Luig. Frankfurt am Main / Leipzig 1994.

⁵² Helmut Zedelmaier: *Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert*. Hamburg 2003., S. 24 und S. 26-27.

Gründung Roms, so Schlözer, verfüge man über Daten, die eine kontinuierliche Darstellung der Geschichte erlauben. Die Erdgeschichte davor, kaum oder nicht zu eruieren, trennt er hiervon ab und fasst sie begrifflich als „*Vorgeschichte*“.⁵³ Die Universalhistorie fängt folglich mit der Erbauung Roms (753 Jahr vor Christo, und 1574 Jahre nach der „Sündfluth“) an und endet 1618 („Erste Begegnungen der Mandschu gegen Cina“), im Übergang zur neuesten Geschichte.⁵⁴ Mit der Universalhistorie ist Schlözer nicht nur daran gelegen die Klärung zwischen Gewusstem und Nicht-Gewusstem in der Geschichte einzufordern, sondern er entwickelt auch eine *systemische Welt Darstellung*, deren ganzheitlicher Ansatz sich vom isolierten Auflisten von Spezialhistorien (Aggregaten) abhebt und sieht sich damit in der Tradition des 150 Jahre vor Christus lebenden Polybius.⁵⁵ Schlözer reduziert damit nicht nur den Zeitraum einer auf Fakten beruhenden und hierdurch zu rekonstruierenden Weltgeschichte (er sieht dies für 2300 von 6000 Jahren Erdgeschichte als gegeben an und übernimmt dabei die biblische Berechnung des Erdalters, in der die sechs Schöpfungstage Gottes mit 6000 Menschenjahren gleich gesetzt werden), er verweist auch auf Spezifika der menschlichen Handlungsdynamik als Parameter der Realitäten. Nicht das *Erschaffen* der Welt an sich begründet die Geschichte, sondern das *Beschreiben* der Weltläufe, nicht die Zeit an sich definiert die zu dokumentierende Entwicklung, sondern das *Bemerken des Zeitprozesses* ist Anlass und Grund für eine Chronologie.⁵⁶

Zur *chronologischen Strukturierung* der geschichtlichen Ereignisse hatte bereits Josephus Justus Scaliger (1540-1609) mit seiner Schrift „*De Emendatione Temporum*“ (1583) beigetragen.⁵⁷ Scaliger weitet die Geschichtsschreibung über die Griechen und Römer aus und bezieht Perser, Babylonier und Ägypter sowie Juden mit ein. Letzteren hatte man sich bislang mit der „*Heiligen Geschichte*“ gesondert gewidmet. Aus den ver-

⁵³ Ebd., S. 67

⁵⁴ Ludwig August Schlözer: *Vorstellung seiner Universal-Historie (1772/73)*. Reprint Hagen 1990., S. 69 und S. 78.

⁵⁵ Ebd., S. 14 und S. 23.

⁵⁶ Ebd., S. 60-61.

⁵⁷ Josephus Justus Scaliger: *De Emendatione Temporum*. Paris 1583.

fügbaren Dokumenten formulierte er eine zusammenhängende Darstellung und zeitliche Synchronisierung zeitlich paralleler, räumlich getrennter Ereignisse.⁵⁸

Das biblische Narrativ der Erdgeschichte blieb aber nicht unberücksichtigt. Schon im Mittelalter gab es Ansätze, die Zeiten *vor* der biblischen Geschichte zu erhellen. Man suchte nach Büchern, die Adam geschrieben hatte sowie nach Texten astrologischen Wissens, die Adams Sohn Seth auf zwei Säulen geschrieben haben sollte.⁵⁹ Seth versuchte das gewonnene Wissen durch die Niederschrift vor prognostizierten Katastrophen zu retten.⁶⁰ In der Reaktion auf die Sintflut und anderes Unheil sieht schließlich Nicolas Antoine Boulanger *den* Ursprung von Religion und Despotie.⁶¹ Jenseits dieser Zeiten, so Boulanger, lässt sich menschliches Wirken nicht mehr fassen, da die Katastrophen jeglichen Zugang dorthin zerstört haben.⁶²

⁵⁸ John Carter / Percy H. Muir (Hrsg.): Bücher, die die Welt verändern. Eine Kulturgeschichte Europas in Büchern. München 1976., S. 201-202.

⁵⁹ Des Flavius Josephus Jüdische Altertümer. I. Band, Buch 1-10. Halle a.d.S. 1900., S. 24-25.: „Sie erfanden die Sternkunde, und damit ihre Erfindungen nicht verloren gingen und vernichtet würden, ehe sie zu allgemeiner Kenntnis erlangten (denn Adam hatte den Untergang aller Dinge teils durch Feuer, teils durch heftige Überschwemmungen vorhergesagt), so errichteten sie zwei Säulen, die eine aus Ziegeln, die andere aus Stein, und schrieben das von ihnen Erfundene auf beiden ein, damit, wenn die Säule aus Ziegeln durch Wasserflut vernichtet werden sollte, die steinerne wenigstens noch erhalten bleibe und den Menschen ihre astronomischen Inschriften und zugleich auch die Tatsache kundtun könne, dass außer ihr auch eine Ziegelsäule errichtet worden sei. Die steinerne Säule steht übrigens noch heute in Syrien.“

⁶⁰ Zedelmaier: Anfang, S. 12-13.

⁶¹ Nicolas Antoine Boulanger: Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum oder Kritische Untersuchung der vornehmsten Meynungen, Ceremonien und Einrichtungen der verschiedenen Völker des Erdbodens in Religions- und bürgerlichen Sachen. Greifswald 1767., S. 1-2.

⁶² Ebd., S. 8.

Die Dokumente religiöser Überlieferung analysierte und verglich Johann Salomo Semler im 1771 publizierten „Canon“.⁶³ Er zielte damit auf die Suche nach dem fassbaren, niedergeschriebenen Wissen und grenzte es ab zur Vorgeschichte nicht überlieferter Zeiten.⁶⁴ Semler nennt Juden und Christen, Pharisäer, Sadducäer, die auf unterschiedliche Verzeichnisse von Büchern zurückgreifen, um ihre Religionsauslegungen zu begründen.⁶⁵ In der Suche nach Hinweisen auf eine hypothetisierte Existenz von Menschen vor Adam zog bereits La Peyrère (1596-1676) Analogieschlüsse zu Berichten über „primitive“ Kulturen der neuen Welt.⁶⁶

Jenseits der biblischen Texte waren es zunehmend geographische Daten, die die Ursprungsfragen aufwarfen. So hatte schon Paracelsus bestritten, daß die neu entdeckten amerikanischen Völker von Adam abstammten.⁶⁷ Darüber hinaus gab es Versuche der wissenschaftlichen Untermauerung der biblischen Erzählung. Im Gegensatz zu Ludwig von Schlözer sah etwa Thomas Burnet am Ende des 17. Jahrhunderts in der Sintflut nicht den Endpunkt des zu Wissenden.⁶⁸ Er ging vielmehr davon aus, dass eine rationale Erklärung für dieses verheerende Ereignis den Zugang zur davor liegenden Weltgeschichte eröffnen würde.⁶⁹ Er postulierte eine unter der Erdoberfläche liegende Wasserschicht, die beim Aufbrechen der Erdkruste zur Überschwemmung führt.⁷⁰ Die ursprüngliche Gestalt der (paradiesischen) Erde sah er als makellos glatt und eben an.⁷¹

⁶³ Johann Salomo Semler: Abhandlung von freier Untersuchung des Canon; nebst Antwort auf die tübingsche Vertheidigung der Apokalypsis. Halle 1771.

⁶⁴ Ebd., S. 4-5.

⁶⁵ Ebd., S. 14. und S. 19.

⁶⁶ Isaac de La Peyrère: Prae-Adamitae sive exercitatio super versibus duodecimo, decimotertio, & decimoquarto, capituli quinti epistolae D. Pauli ad Romanos. Quibus inducuntur Primi homines ante adamani conditi. Anno Salutis 1655.

⁶⁷ Zedelmaier: Anfang, S. 19.

⁶⁸ Thomas Burnet: The sacred Theory of the Earth: Containing an Account of the Original of the Earth, and of all the General Changes which it hath already undergone, or is to undergo Till the Consummation of all Things. London 1691.

⁶⁹ Gould: Tiefenzeit., S. 53.

⁷⁰ Ebd., S. 54.

⁷¹ Ebd., S. 57.

Seine Theorien zur Erklärung eines zukünftigen Weltenbrandes diskutierte er mit Isaac Newton. Dessen Beiträge zeigen allerdings die Skepsis des Naturwissenschaftlers gegenüber den primär aus der Bibel abgeleiteten Erklärungen. So sah er die gegenwärtige Gestalt der Welt als Urzustand und nicht als Folge der Sintflut an und argumentierte desweiteren, dass eine initial verlangsamte Erdrotation zu deutlich längeren Tagen und damit einer längeren Schöpfungszeit geführt haben könnte, womit er die Annahme, die sechs Schöpfungstage Gottes seien mit 6000 Menschenjahren gleich zu setzen, relativiert.⁷²

Die Konstruktion, auf dem Boden der biblischen Überlieferung eine naturwissenschaftliche Begründung zu formulieren, war also zunehmend weniger haltbar. Herder schreibt hierzu in seinen „Ideen“:

„Ein ungeheurer Granitfels, größtenteils mit Wasser bedeckt, und über ihm lebensschwange Naturkräfte: das ist's, was wir wissen; mehr wissen wir nicht. [...] Viel wahrscheinlicher ist, daß dieser wunderbare Urfels durch innere Kräfte sich selbst gebildet, d.i. aus dem schwangern Chaos, daraus unsere Erde werden sollte, verdichtend niedergesetzt habe.“⁷³

Weitere naturwissenschaftliche Hypothesen zur Erdentstehung wurden formuliert. So sah Georges-Louis Leclerc de Buffon die Erde als Produkt der Kollision zwischen einem Kometen und der Sonne an.⁷⁴ Er berechnete das Erdalter aus dem Abkühlungsprozess der Erde und kam auf eine Dauer von 60000 bis 3 Millionen Jahre, somit erheb-

⁷² Ebd., S. 63.

⁷³ Johann Gottfried Herder: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Frankfurt am Main 1989., S. 403.

⁷⁴ Georges-Louis Leclerc de Buffon: *Histoire naturelle, générale et particulière*. Imprimerie Royale, später Paris 1749–1804. Hierzu auch Herder: *Ideen*, S. 412: „Lasset Buffon seinen sechs ersten Epochen der Natur Zahlen geben, wie groß er sie wolle, von 26000, von 35000, von 15–20000, von 10000 Jahren u. f.; der menschliche Verstand, der seine Schranken fühlet, lacht über diese Zahlen der Einbildungskraft, gesetzt, daß er auch die Entwicklung der Epochen selbst wahr fände, noch weniger aber wünscht das historische Gedächtnis sich mit ihnen zu beschweren.“

lich länger als der biblisch errechnete Zeitraum von 6000 Jahren.⁷⁵ Auf die geologisch gestützten Analysen zur Erdentwicklung, die James Hutton formuliert hatte, wurde bereits hingewiesen.⁷⁶ Als Schlüssel zur Vergangenheit sah er die geologischen Formationen der Erdoberfläche an und erkannte die hebenden Kräfte, die Granit zu einem Intrusiv- und nicht zu einem Sedimentgestein machen. Zudem ließ sich an der geologischen Struktur ablesen, dass sich die Erdkruste mehrfach bewegt haben müsse, was den Charakter der Dynamik in der Erdentwicklung unterstrich. Gerade daraus formulierte er die Erkenntnis, dass Anfangs- und Endpunkte der Entwicklung nicht erkennbar sind und steht somit im Kontrast zum biblischen Narrativ, auf das sich etwa Buffon noch berufen hatte.⁷⁷

Neben der Analyse geologischer Formationen dienten auch Fossilien als Indikatoren der Besiedlung der Welt vor dem Erscheinen des Menschen.⁷⁸ Die Funde von Steinwerkzeugen und Knochen ausgestorbener Tiere führten im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts zur Tiefenzeit-Theorie, mit der Einteilung in Urzeit und Stein-, Bronze- und Eisenzeit.⁷⁹ Die Rekonstruktion eines 1789 nach Madrid gelieferten Skelettfundes aus Südamerika, von einer bislang unbekanntem Tierart stammend, wurde als Indiz einer vorgeschichtlichen Schöpfungsperiode verstanden.⁸⁰ Ur- und Frühgeschichte werden nun unterschieden, wobei letztere mit der Verfügbarkeit schriftlicher Überlieferung einsetzt, erstere sich auf Artefakte und Residuen beruft.⁸¹ Begriffsprägend für „Urgeschichte“ war Johann Gottfried Herder mit seiner Schrift „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechts“ (1774).⁸² Herder wendet sich damit aber nochmals dem biblischen Text zu, dessen Bedeutung er hermeneutisch aus dem zeitlichen Kontext einer vormaligen Niederschrift zu

⁷⁵ Proß: Ideen, S. 180.

⁷⁶ Hutton: Theory of the earth with proofs and illustrations.

⁷⁷ Gould: Tiefenzeit, S. 102-103 und S. 304.

⁷⁸ Ebd., S. 132.

⁷⁹ Zumbusch: Urgeschichte, S. 137.

⁸⁰ Benjamin Brückner / Judith Preiß / Peter Schnyder. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert. Freiburg i. Br. / Berlin / Wien 2016. S. 7-28., S. 7-8.

⁸¹ Zumbusch: Urgeschichte, S. 137-153.

⁸² Ebd., S. 137.

erfassen sucht.⁸³ Er sucht nach Überlieferungen, die die Schriften Mose beeinflusst haben und die in eine Vorzeit verweisen.⁸⁴ In „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774) will Herder Geschichte aber nicht allein als linearen Prozeß verstanden wissen, sondern „[...] als Entwicklungszusammenhang und »*Plan des Fortstrebens*«.“⁸⁵ Er sieht die Entwicklung der Menschen gleich der Verästelung eines Baumes mit geographischer Ausweitung über das römische Reich hinaus und in die Zukunft gerichtet. „Alle Eräugnisse unsrer Zeit sind *auf großer Höhe* und *streben weit hinaus* [...]“.“⁸⁶ Aus dem biblischen entwickelt sich ein naturwissenschaftliches Konzept der Weltgeschichte, aus dem Nebeneinander einzelner Historien (Aggregaten) ein konzeptuelles Grundmuster, eine Universalgeschichte zur Bildung der Welt.⁸⁷

In der Geschichtsschreibung löst Voltaire im „*Essai sur l’histoire générale, et sur les moeurs et l’esprit des Nations*“ (1756) mit Prinzipien der Vernunft Jacques-Benigne Bossuets „*Discours sur l’Histoire*“ (1681) ab, der die Legitimation der französischen Monarchie noch aus der biblischen Vorgeschichte heraus abgeleitet hatte.⁸⁸ Als schließlich Friedrich Schiller am 26.5.1789 seine Antrittsvorlesung als Professor der Philoso-

⁸³ Christoph Bultmann: Über die ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, 1774/76. In: Stefan Greif / Marion Heinz / Heinrich Clairmont (Hrsg.) unter Mitwirkung von Violetta Stolz, Tobias Bender, Anna Meywirth und Nils Lehnert: Herder Handbuch. Paderborn 2016. S. 326-338., S. 327.

⁸⁴ Ebd., S. 328 „[...] im Zusammenhang mit seiner Erklärung der Verfluchung Kanaans durch Noah nach Gen 9,20-27 erwähnt er einen Zeitraum von 900 Jahren zwischen Noah und Mose bzw. Josua, denen die biblische Erzählung – bei genauer Analyse recht variantenreich – eine umfassende gewaltsame Eroberung des Landes von Kanaan zuschreibt [...].“

⁸⁵ Jochen Johannsen: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. In: Stefan Greif / Marion Heinz / Heinrich Clairmont (Hrsg.) unter Mitwirkung von Violetta Stolz, Tobias Bender, Anna Meywirth und Nils Lehnert.: Herder Handbuch. Paderborn 2016. S. 160-170., S. 162.

⁸⁶ Johann Gottfried Herder: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. (1774). Stuttgart 2012., S. 92.

⁸⁷ Johann Gottfried Herder: Journal meiner Reise im Jahr 1769. Stuttgart 2002.

⁸⁸ Lembeck: Einleitung, S. 16-17.

phie der Universität Jena hält, kulminieren philosophische, theologische und politische Entwicklungen am Ende des 18. Jahrhunderts und es beginnt kurz danach ein neuer Schritt in der europäischen Geschichte, als der Dritte Stand sich am 17.6.1789 zur französischen Nationalversammlung erklärt. Schiller zog eine Summe des gegenwärtigen, historischen und philosophischen Denkens in seiner Antrittsvorlesung „Einführung in die Universalgeschichte“.⁸⁹ Mit der Wahl des Themas trug er auch dem Umstand Rechnung, dass die Universitäten den Wandel des Geschichtsbildes rezipieren und den Studierenden vermitteln sollten.⁹⁰ Schiller griff die geschichtliche Diskussion seiner Zeit auf (etwa Schlözers Theorie von Aggregat und System), um Geschichte explizit in ihrer Bedeutung für das (damalige) Heute zu verankern.⁹¹

„Was sind wir jetzt? – Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter stille stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen. Der menschliche Fleiß hat sie angebaut und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden.“⁹²

Schiller weiß früheren Entwicklungen, die die Menschheit zu ihrer damaligen Position führten, Respekt zu zollen.

„Selbst daß *wir* uns in diesem Augenblick hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht *aller* vorhergegangenen Weltbegebenheiten:

⁸⁹ Publiziert unter dem Titel „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte. Eine akademische Antrittsrede bei Eröffnung seiner Vorlesungen gehalten von Friedrich Schiller, Professor der Geschichte in Jena.“ Jena 1789.

⁹⁰ Otto Dann: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? (1789). In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.) unter Mitarbeit von Grit Domes: Schiller Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2011. S. 323-330.

⁹¹ Friedrich Schiller: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? In: Ders.: Werke in drei Bänden, Band II. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 9-22.

⁹² Ebd., S. 14.

die *ganze* Weltgeschichte würde wenigstens nöthig sein, dieses einzige Moment zu erklären.“⁹³

Doch er warnt zugleich, das Erreichte bereits als Endpunkt einer sich faktisch noch im Gange befindenden Dynamik anzusehen.⁹⁴ Basierend auf mangelnder Überlieferung sind ihm die Grenzen des historischen Wissens wohl bewusst.⁹⁵ Aber in Ihnen sieht er nicht nur eine Begrenzung, vielmehr die Chance, die historischen „Bruchstücke“ durch philosophische Visionen auszufüllen.⁹⁶ Der zum uninspirierten Sammeln verkommenen Historik setzt Schiller kreative Impulse entgegen, die aus dem Nachdenken über Fehlstellen assoziativ (und zukunftsweisend) entspringen und deren Ausgangspunkt er im (damaligen) Heute sieht.

„Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die *heutige* Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprüchlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben.“⁹⁷

Schiller setzt bewusst auf eine Trennung zur vorrangigen Nachahmung des Altertums, auch wenn er das Verdienst vergangener Zeiten, bis hin zur Gegenwart, sehr wohl zu würdigen weiß.⁹⁸

In seiner späteren Schrift „Über naive und sentimentalische Dichtung“ (1795/96) greift Schiller die Thematik der Geschichtsphilosophie erneut auf.⁹⁹ Er vergleicht darin die damals moderne Literatur und Kunst mit der griechischen Überlieferung. „Die Bestimmung des geschichtlichen Eigenrechts »moderner« Literatur und Kunst führt dazu, sie

⁹³ Ebd., S. 16.

⁹⁴ Ebd., S. 21.

⁹⁵ Ebd., S. 18.

⁹⁶ Ebd., S. 19-20.

⁹⁷ Ebd., S. 19.

⁹⁸ Ebd., S. 22.

⁹⁹ Friedrich Schiller: Über naive und sentimentalische Dichtung. In: Ders.: Theoretische Schriften. Hrsg. von Rolf-Peter Janz unter Mitarbeit von Hans Richard Brittnacher / Gerd Kleiner / Fabian Störmer. Frankfurt am Main 2008. S. 706-810.

aus der Antike-Imitatio zu entlassen und unter ganz eigene Gesetze zu stellen.“¹⁰⁰ Der Diskurs zwischen klassischer und romantischer Poesie, so Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann, sei von ihm und Schiller ausgegangen und er verweist auf die Brüder Schlegel, die die Überlegungen weiter verfolgten.¹⁰¹ So sieht Friedrich Schlegel eine Ungeordnetheit in der modernen Poesie.¹⁰²

„Es springt in die Augen, daß *die moderne Poesie das Ziel, nach welchem sie strebt, entweder noch nicht erreicht hat; oder daß ihr Streben überhaupt kein festes Ziel, ihre Bildung keine bestimmte Richtung, die Masse ihrer Geschichte keinen gesetzmäßigen Zusammenhang, das Ganze keine Einheit hat.*“¹⁰³

Schlegel sieht im Rückgriff auf die Antike die Möglichkeit, der damaligen Poesie wieder eine Struktur zu geben.

„Sollte sich nicht ein *Leitfaden* entdecken lassen, um diese rätselhafte Verwirrung zu lösen, den Ausweg aus diesem Labyrinth zu finden? Der Ursprung, Zusammenhang und Grund so vieler seltsamen Eigenheiten der modernen Poesie muß doch auf irgendeine Weise erklärbar sein. Vielleicht gelingt es uns, aus dem Geist ihrer bisherigen Geschichte zugleich auch den *Sinn* ihres jetzigen Strebens, die *Richtung* ihrer fernern Laufbahn, und ihr künftiges Ziel aufzufinden.“¹⁰⁴

¹⁰⁰ Carsten Zelle: Über naive und sentimentalische Dichtung (1795/96). In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.) unter Mitarbeit von Grit Dommes: Schiller Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2011. S. 451-479., S. 452.

¹⁰¹ Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. München 1976., S. 405-406.

¹⁰² Friedrich Schlegel: „Über das Studium der Griechischen Poesie“. In: Ernst Behler (Hrsg.) unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett / Hans Eichner: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung: Kritische Neuausgabe, Band 1. München / Paderborn / Wien / Zürich 1979. S. 217-366.

¹⁰³ Ebd., S. 217.

¹⁰⁴ Ebd., S. 223.

Die Lösung aus einer an der Antike orientierten Dichtung gelingt nicht zwangsläufig, sondern verlangt, so die Analyse Schlegels und Schillers, eine Dichtung, die suchend in ihren Werten ist und der Reorientierung an überkommen geglaubten Maßstäben bedarf.¹⁰⁵ Die Bezeichnung der antiken und aktuellen Poesien als naiv und sentimental (Schiller), beziehungsweise objektiv und subjektiv (Schlegel), unterstreichen die Erkenntnis der Autoren, dass es der modernen Poesie noch an inhaltlicher Tiefe und Ernsthaftigkeit mangle. Schon kurz nach der Lösung von traditionellen Einflüssen, beginnt man die Finger zur Rückversicherung wieder in die Vergangenheit, in die Vorgeschichte auszustrecken, sei es unmittelbar, wie in den theoretischen Texten, sei es mittelbar in den zu dieser Zeit verfassten literarischen Werken.

Der Vernunft wird zunehmend Bedeutung zugemessen und wie Isaak Iselin¹⁰⁶ sieht auch Johann Gottlieb Fichte in seiner, das Jahrhundert überblickenden Vortragsreihe „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ (1804-05), die Entwicklung zur Vernunft als hervorstechenden Bestandteil der menschlichen Geschichte.¹⁰⁷ Ähnlich wie Samuel von Pufendorf sieht Fichte eine Entwicklungsdynamik der Menschheitsge-

¹⁰⁵ Hierzu Peter Szondi: Antike und Moderne in der Ästhetik der Goethezeit. In: Ders.: Poetik und Geschichtsphilosophie I. Hrsg. von Senta Metz / Hans-Hagen Hildebrandt. Frankfurt am Main 1974, S. 11-265., S. 34: Szondi sieht in Winckelmanns Ausführungen zur Griechischen Kunst die Grundlage für die späteren Aussagen von Schiller und Schlegel. Winckelmann habe dargestellt, dass der Künstler dem Vollkommenen der Natur des Altertums den Begriff des Geteilten entgegen werden solle. „Hier wird nicht ein weiteres Mal bloß die Nachahmung der Alten gefordert, sondern es wird solcher Nachahmung die Aufgabe gestellt, das Eigene, das Heutige zu verwandeln, und für dieses Eigene wird, zum Unterschied vom Vollkommenen in der Natur der Antike, der Begriff des *Getheilten* eingeführt. Nichts anderes als die Selbstdeutung der frühromantischen Ästhetiker und Dichter findet sich hier vorgebildet, der Schillersche Begriff des Sentimentalischen, der Schlegelsche des Chemischen, Zergliederten, das die Moderne kennzeichnen soll.“

¹⁰⁶ Isaak Iselin: Philosophische Muthmassungen über die Geschichte der Menschheit. 2 Bände. Frankfurt und Leipzig 1764.

¹⁰⁷ Johann Gottlieb Fichte: Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Dargestellt in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1804-5. Berlin 1806.

schichte zugrunde liegen. Dem instinktiven (Ur)Verhalten folgt die Phase eines durch „Sünden“ regulierten Verhaltens, der sich ein nihilistisches, gleichgültiges Lebensgefühl anschließt. Schließlich ordnet die Vernunft das Gewusste und wird zur Basis einer selbstbestimmten Entwicklung.¹⁰⁸ Auch Immanuel Kant hatte formuliert, dass es dem Menschen obliege sich via Vernunft aus der „Rohigkeit“ der Tiere zu befreien, um aus dem „[...] Gängelwagen des Instinkts zur Leitung der Vernunft [...]“ zu kommen.¹⁰⁹ Und gerade in Bezug auf die Wahrnehmung der „Gegenwart“ sieht Fichte, dass „[...] die gegenwärtige Zeit gerade in dem Mittelpunkte der gesammten Zeit stehe; [...]“.¹¹⁰ In dieser Gegenwart sieht er den geschichtlichen Trennpunkt zwischen Dunkelheit und Klarheit sowie zwischen Zwang und Freiheit.¹¹¹ Im Umgang mit der geschichtlichen Analyse hebt er hervor, es sei „[...] weit mehr werth, genau zu wissen, was man nicht wisse; als mit Muthmaaßungen, und Erdichtungen die Lücken auszufüllen.“¹¹² Ingrid Oesterle präzisiert, wie sich aus diesem Vernunft basierten Ansatz der Geschichtsschreibung Bezüge zur Formulierung des „Gegenwart“-Begriffs ableiten lassen.¹¹³ Sie sieht einen seit 1770 beginnenden Übergang von der Akkumulation diverser Einzelerfahrungen, hin zu einer Weltgeschichte.

„Die Änderung geht einher mit der Entdeckung einer „genuin geschichtlichen Zeit“, einer „fortschreitenden Zeit“, einer bewegten Zeit. [...] In diesem Problemkontext zu entdecken und begriffsgeschichtlich nachzuweisen aber steht wissenschaftlich bislang aus die Singularisierung und Kategorialisierung „des Zeitalters [...] worin wir leben“, der „gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen“, des „Jetzt“, „unser(es) Zeitalter(s)“, der „heutigen Gestalt der Welt“, des „Zustand(es) der jetzt lebenden Generation“, der

¹⁰⁸ Ebd., S. 18-19.

¹⁰⁹ Immanuel Kant: Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Band 9. Nachdruck. Darmstadt 1983. S. 85-102., S. 92.

¹¹⁰ Fichte: Grundzüge, S. 33.

¹¹¹ Ebd., S. 33.

¹¹² Ebd., S. 297.

¹¹³ Ingrid Oesterle. „Es ist an der Zeit!“. Zur kulturellen Konstruktionsveränderung von Zeit gegen 1800. URL:

http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/oesterle_zeit.pdf.

„neuesten Weltlage“, des „Zustand(es) des laufenden Jahres“, des „neuesten Zeitalter(s)“, der „neuesten Zeitläufte“, der „neuesten Erscheinungen“, des „Gegenwärtigen“ im historischen Tempusbegriff Gegenwart.“¹¹⁴

Der entstehende Gegenwartsbegriff, der sich aus einer nur bedingt fassbaren, vorge-schichtlichen Tiefenzeit entwickelte, charakterisiert, was Niklas Luhmann als „Füh-rungswechsel der Zeithorizonte“ bezeichnete. Er sieht in der höheren Komplexität der Gesellschaften in der Zukunft die Bedingung für eine Entwicklung des Menschen, für das „Künftig-Mögliche“. ¹¹⁵ Luhmann sieht damit die immer komplexer werdende sozi-ale Vernetzung als Ausdruck der Menschheitsentwicklung an (auch Samuel von Pufen-dorf hatte in seinem Modell des „Naturzustandes“ auf den Aspekt der Entwicklungsdynamik hingewiesen). Der von Luhmann begrifflich gefasste Wechsel betont also die Wendung von der Orientierung an der Vergangenheit zur Orientierung an der Zukunft. Dieser Wechsel der Zeithorizonte

„[...] lässt die Erfahrung von Gegenwart prekär werden, müssen die histori-schen Subjekte doch in der geschichtlichen Gegenwart die Erfahrungen der Vergangenheit und die Erwartungen an die Zukunft aufeinander bezie-hen.“¹¹⁶

Ab Mitte des 18. Jahrhunderts (nach Koselleck um 1770) bündelt sich die Wahrneh-mung der Vergangenheit also zu einem einheitlichen historischen Raum (Koselleck spricht von einem „Kollektivsingular“).¹¹⁷ Nicht die Wiederholung der Vergangenheit,

¹¹⁴ Ingrid Oesterle: Führungswechsel, S. 17.

¹¹⁵ Luhmann: Weltzeit, S. 155-156.

¹¹⁶ Michael Gamper / Helmut Hühn: Einführung. In: Dies. (Hrsg.): Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Hannover 2014. S. 7-23., S. 9.

¹¹⁷ Koselleck, Reinhart: Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Ho-rizont neuzeitlich bewegter Geschichte. In: Ders.: Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. 9. Aufl. Frankfurt am Main 2015. S. 38-66., S.50.

sondern eine Neugestaltung der Welt, wird als notwendig erachtet.¹¹⁸ Wie sehr das Erreichen solcher erkenntnistheoretischer und entwicklungsdynamischer Momente spezifisch für eine Spezies ist, hatte Johann Gottfried Herder in der „Metakritik zur *Kritik der reinen Vernunft*“ ausgeführt. Er spricht darin von der „Eigenzeitlichkeit der Dinge und Lebewesen“.¹¹⁹ Keine zwei Dinge, so Herder, haben das gleiche Zeitmaß, die Zeiten von Lebewesen und biologischen Parametern sind ungleich, der Mensch aber findet zum angegebenen Zeitpunkt seine Verortung in der „Gegenwart“, von der aus er die Zukunft gestalten wird.

Halten wir fest: Reinhardt Koselleck spricht von einem Auseinandertreten von „Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“ gegen Ende des 18. Jahrhunderts und Ingrid Oesterle sieht eine damalige Neujustierung geschichtlicher und zeitlicher Bezüge.

„An Stelle der herkömmlichen Temporalstruktur, in der Zukunft sich aus Vergangenheit, Erfahrung und Tradition herleitete, ohne daß es einer von der Vergangenheit unterschiedenen Gegenwart bedurfte, wird nun erst mit der Entwicklung des geschichtlichen Zeitbegriffs Gegenwart eine reflexive, der dreidimensionalen Raumvorstellung analoge, dreidimensionale Geschichtszeitkonstruktion möglich.“¹²⁰

Nach Niklas Luhmann schließlich versteht sich die Gegenwart als „Vergangenheit künftigh-kontingenter Gegenwarten“,¹²¹ nicht mehr als Schöpfung, sondern als Evolution wird die Geschichte der Welt verstanden.¹²² Gesellschaftspolitisch ist dieser Umbruch

¹¹⁸ Liisa Steinby: Einleitung: Goethe und seine Zeiten. In: Liisa Steinby / Michael Schmidt (Hrsg.): Augenblick, Lebenszeit, Geschichte, Ewigkeit. Die Zeit in Goethes Werken. Heidelberg 2017. S. 9-29., S. 11.

¹¹⁹ Gamper / Hühn: Einführung, S. 7. Zitiert nach Gamper / Hühn: Johann Gottfried Herder: *Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* (1799). In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Band 8. Frankfurt a.M. 1998., S. 360.

¹²⁰ Ingrid Oesterle: „Es ist an der Zeit!“, S. 21-121.

¹²¹ Luhmann: Weltzeit, S. 155.

¹²² Johannes F. Lehmann / Maximilian Bergengruen / Roland Bogards: Einleitung. In: Johannes F. Lehmann / Roland Bogards / Maximilian Bergengruen (Hrsg.): Die biologi-

am virulentesten in und mit der Französischen Revolution. Mit ihr kommt es zu einer antiklerikalen, die Vergangenheit förmlich zertrümmernden Entwicklung.¹²³

Die Formulierung des Zeitbegriffs „Gegenwart“ fällt in eine Zeit, in der das Subjekt in den Mittelpunkt der Welterklärung rückt und damit die extraterrestrische Instanz „Gott“ als Mittelpunkt des Weltverständnisses ablöst. Nachdem René Descartes bereits im 17. Jahrhundert das „Ich“ an die Stelle Gottes gesetzt hatte, verweist Immanuel Kant in der Vorrede zur „Kritik der reinen Vernunft“ (2. Auflage 1787) auf Kopernikus und seinen Paradigmenwechsel zur Erklärung der Himmelsbewegungen.¹²⁴ Kant setzt das Subjekt anstelle der externen Instanz Gottes in den Mittelpunkt und die subjektive Wahrnehmung der Welt verschob die Rollen von Raum und Zeit, indem sich die Ansicht verfestigte, dem Subjekt stehe ein *präformierter* (euklidischer) Raum gegenüber, der nicht erfahren werden musste, sondern gegeben war. Damit wurde der Raum zu einer statischen Größe, in der dreidimensionale Dinge nebeneinander „angeschaut“ werden können. Der Zeit aber wurde das *Nacheinander* der räumlichen Zustände und damit eine *dynamische* Qualität zugeordnet,¹²⁵ Subjektivität koppelte sich mit Vernunft, der Raum geriet außerhalb dieser Sphäre. Das zunehmend einsetzende „historische Denken“ ging mit einer „Verzeitlichung des Wissens“ einher, im physikalischen, biologischen wie im kulturellen Sinne,¹²⁶ und führte mit Hegel schließlich zur Vorstellung von „[...] einer aktiven Ausbreitung der historischen Vernunft im geographischen Raum [...]“¹²⁷

In der Transzendentalen Ästhetik hatte Kant über die Zeit geschrieben (§6b):

„Die Zeit ist nichts anders, als die Form des innern Sinnes, d.i. des Anschauens unserer selbst und unsers innern Zustandes. Denn die Zeit kann keine

sche Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation. Freiburg 2012. S. 9-21., S. 10.

¹²³ Tocqueville: Staat, S. 15.

¹²⁴ Stephan Günzel: Raumkehren. In: Ders. (Hrsg.), unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling: Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 77-89., S. 77-78.

¹²⁵ Ebd., S. 78-79.

¹²⁶ Ebd., S. 79.

¹²⁷ Ebd., S. 79.

Bestimmung äußerer Erscheinungen sein; sie gehöret weder zu einer Gestalt, oder Lage etc., dagegen bestimmt sie das Verhältnis der Vorstellungen in unserm innern Zustande. Und, eben weil diese innre Anschauung keine Gestalt gibt, suchen wir auch diesen Mangel durch Analogien zu ersetzen, und stellen die Zeitfolge durch eine ins Unendliche fortgehende Linie vor, in welcher das Mannigfaltige eine Reihe ausmacht, die nur von einer Dimension ist, und schließen aus den Eigenschaften dieser Linie auf alle Eigenschaften der Zeit, außer dem einigen, daß die Teile der erstern zugleich, die der letztern aber jederzeit nach einander sind. Hieraus erhellet auch, daß die Vorstellung der Zeit selbst Anschauung sei, weil alle ihre Verhältnisse sich an einer äußern Anschauung ausdrücken lassen.“¹²⁸

Kant fügt somit die „Anschauung unserer selbst“ mit der Zeitwahrnehmung zusammen, woraus nachvollziehbar ist, dass die Individuation des Menschen am Ende des 18. Jahrhunderts mit dem Wechsel von der räumlichen zur temporalen Struktur einhergeht. Dabei wird dem Raum „die Form des äußeren Sinnes“, der Zeit „die Form des inneren Sinnes“ und damit des Verstandes zugeschrieben.¹²⁹

„Der Bewusstseinsakt setzt mit der Raumschauung ein, aber der Reflexionsakt des Selbstbewusstseins mit der Zeitwahrnehmung liegt in potentia voraus. [...] Das Nacheinander unserer Zeitlichkeit ist unser schöpferisches Element. Zeit ist die Dimension der Bewegung und der Horizont des Möglichen.“¹³⁰

Martin Heidegger betont den Zusammenhang zwischen *Gegenwart*, *Sein* und *Zeit* indem er ausführt:

¹²⁸ Immanuel Kant: Der transzendentalen Elementarlehre erster Teil. In: Ders.: Kritik der reinen Vernunft. Leipzig 1920., S.57-83., S. 68.

¹²⁹ Busse, Ralf / Ulrich Schlösser: Kant und nachkantischer Idealismus. In: Martin Grajner / Guido Melchior (Hrsg.): Handbuch Erkenntnistheorie. Stuttgart 2019. S. 28-34., S. 29.

¹³⁰ Gerd Irrlitz: Kritik der reinen Vernunft II (1781, 1787). In: Ders.: Kant Handbuch. Leben und Werk. 2. überarbeitete und ergänzte Aufl. (Sonderausgabe). Stuttgart / Weimar 2010. S. 186-263., S. 194.

„Die Frage nach dem was die Zeit sei, hat unsere Betrachtung auf das Dasein verwiesen, wenn mit Dasein gemeint ist das Seiende in seinem Sein, das wir als menschliches Leben kennen; dieses Seiende in der *Jeweiligkeit* seines Seins, das Seiende, das wir jeder selbst sind, das jeder von uns in der Grundaussage trifft: Ich bin. Die Aussage »Ich bin« ist die eigentliche Aussage vom Sein vom Charakter des Daseins des Menschen. Dieses Seiende ist in der *Jeweiligkeit* als meiniges.“¹³¹

Heidegger zitiert Augustinus in Bezug auf die Kopplung zwischen Dasein und Zeit: „Mein Mich-befinden selbst, ich wiederhole es, messe ich, wenn ich die Zeit messe.“¹³² Und, wichtig für unsere Überlegungen, die Zeit wird gekoppelt mit der Zukunft, „[...] *das Grundphänomen der Zeit ist die Zukunft.*“¹³³ Am Beispiel des gewissen und in einer unbestimmten Zukunft zu erwartenden Todes, spricht Heidegger von einem „*Vorlaufen des Daseins.*“¹³⁴ Daraus ergibt sich im Rückverweis ein Bezug zur Gegenwart.

„Die Frage nach dem Wann des unbestimmten Vorbei und überhaupt nach dem Wieviel der Zeit ist die Frage nach dem, was mir noch bleibt, noch bleibt als Gegenwart. Die Zeit in das Wieviel bringen besagt: sie als Jetzt der Gegenwart nehmen. Nach dem Wechsel der Zeit fragen heißt, in dem Besorgen eines gegenwärtigen Was aufgehen. Das Dasein flieht vor dem Wie und hängt sich an das jeweilige gegenwärtige Was. Das Dasein ist das, was es besorgt; das Dasein ist seine Gegenwart. Alles, was in der Welt begegnet, begegnet ihm als im Jetzt sich aufhaltend; so begegnet ihm die Zeit selbst, die je das Dasein ist, aber ist als Gegenwart.“¹³⁵

Und doch hängt die Gegenwart auch mit der Vergangenheit zusammen, die, so schreibt Heidegger, etwas ist „[...] worauf ich immer wieder zurückkommen kann.“¹³⁶

¹³¹ Martin Heidegger: *Der Begriff der Zeit*. Vortrag vor der Marburger Theologenschaft, Juli 1924. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Tietjen. 2., unveränderte Aufl. Tübingen 1995., S. 11.

¹³² Ebd., S. 11.

¹³³ Ebd., S. 19.

¹³⁴ Ebd., S. 17.

¹³⁵ Ebd., S. 21.

¹³⁶ Ebd., S. 25.

„Die Betrachtung der Geschichte, die in der Gegenwart aufwächst, sieht in ihr nur unwiederbringliche Betriebsamkeit: das, was los war. Die Betrachtung dessen, was los war, ist unerschöpflich. Sie verliert sich im Stoff. Weil diese Geschichte und Zeitlichkeit der Gegenwart gar nicht an die Vergangenheit herankommt, hat sie nur eine andere Gegenwart. Vergangenheit bleibt so lange einer Gegenwart verschlossen, als diese, das Dasein, nicht selbst geschichtlich ist. Das Dasein ist aber geschichtlich an ihm selbst, sofern es seine Möglichkeit ist. Im Zukünftigsein ist das Dasein seine Vergangenheit; es kommt darauf zurück im Wie. Die Weise des Zurückkommens ist unter anderem das Gewissen. Nur das Wie ist wiederholbar. Vergangenheit – als eigentliche Geschichtlichkeit erfahren – ist alles andere denn das Vorbei. Sie ist etwas, worauf ich immer wieder zurückkommen kann.“¹³⁷

Die Auseinandersetzung mit der eigenen Gegenwart begann bereits im 17. Jahrhundert, doch ist zu fragen, ob die damalige Wahrnehmung bereits die konzeptuelle Tiefendimension der späteren Artikulation in der Zeit um 1800 erreicht hatte. Die Meinungen hierzu sind kontrovers, wie im Folgenden zu zeigen sein wird.

Die Wahrnehmung von Subjektivität in der Gegenwart stellte die Bedeutung der kulturellen Orientierung an der Antike in Frage. Ein Indexereignis für die sich hierzu entfaltende Diskussion ist der als „Querelle des Anciens et de Modernes“ in die Geschichte eingegangene Diskurs, der auch ein markanter Ausgangspunkt für die Diskussion um das Verständnis der „Moderne“ mit ihren „Selbstbeschreibungen und Selbstentwürfen“ ist.¹³⁸ Ausgelöst wurde die dann folgende Kontroverse durch einen Vortrag von Charles Perrault, gehalten am 27.1.1667 anlässlich der Genesung von Ludwig XIV. Perrault erwieß darin der Antike seine Referenz, sprach ihr aber ab, sich über die damalige Zeit zu erheben. Er sah das Zeitalter Ludwig XIV. dem des Augustus ebenbürtig.¹³⁹ Perrault lie-

¹³⁷ Ebd., S. 25.

¹³⁸ Annette Simonis / Linda Simonis: Literaturwissenschaften. In: Friedrich Jaeger / Wolfgang Knöbl / Ute Schneider (Hrsg.): Handbuch Moderneforschung. Stuttgart 2015. S. 154-165., S. 154.

¹³⁹ Schloßberger: Geschichtsphilosophie, S. 109-110.

ferte später in schriftlicher Ausführung (1688 und 1698) einen Vergleich der Leistungen zwischen der Antike und der damaligen Gegenwart und vermerkt, dass die zyklischen Entwicklungen der Menschheit keine deszendente, sondern vielmehr eine tendenziell aszendente Dynamik aufweisen.¹⁴⁰ Schon Gelehrte des Mittelalters hatten über ihr Verhältnis zur Kultur der Antike nachgedacht, etwa Bernhard von Chartres um 1120. „Auf den Schultern von Riesen“ sitzend meinte man damals über das Wissen der Antike hinaus blicken zu können, wenn auch durch diese erst empor gehoben.¹⁴¹ Das Nachdenken über die Rolle der historischen Gegenwart stieß dann aber in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine Diskussion an, die dem Fortschrittsdenken Vorschub leistete, mit Auswirkungen auch auf politische, schriftstellerische und philosophische Positionen.¹⁴²

In einem aktuellen Diskurs wurden diese Bezüge verhandelt. Johannes F. Lehmann fragt dabei, ob nicht bereits im 17. Jahrhundert, also noch vor der von Koselleck als »Sattelzeit«¹⁴³ benannten Phase ab 1750, der Zeitbegriff »Gegenwart« virulent wurde,¹⁴⁴ und verweist auf Achim Landwehrs Ausführungen zur „Geburt der Gegenwart“¹⁴⁵, wonach die „Aufwertung“ der Gegenwart im 17. Jahrhundert „[...] nicht allein, aber doch im Wesentlichen, mit der Entstehung von Zeitungswesen und Publizistik im 17. Jahrhundert“ verbunden ist.¹⁴⁶ Stefan Geyer sieht die tagesaktuellen publizistischen Entwicklungen im 17. Jahrhundert als wesentlich für eine zukünftige zeitliche Verortung an und schreibt: „Das mediale Bewusstwerden von „Jetzt-Zeit“ im 17. Jahr-

¹⁴⁰ Charles Perrault: *Parallèle des Anciens et de Modernes en ce qui regarde les Arts et les Sciences*. Par M. Perrault de L'academie Francaise. München 1964.

¹⁴¹ Simonis / Simonis: *Literaturwissenschaften*, S. 155.

¹⁴² Tocqueville: *Staat*, S. 143.

¹⁴³ Koselleck, Reinhart: Einleitung. In: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 1. Stuttgart 2004., S. XV-XIX.

¹⁴⁴ Johannes F. Lehmann: Editorial: „Gegenwart“ im 17. Jahrhundert? Zur Frage literarischer Gegenwartsbezüge vor der „Sattelzeit“. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte* 42 (2017), S. 110-121.

¹⁴⁵ Landwehr: *Gegenwart*.

¹⁴⁶ Lehmann: *Gegenwart*, S.113.

hundert halte ich für eine Vorbedingung einer Reflexion von Gegenwart um 1800.“¹⁴⁷ Die von Landwehr formulierten und im Folgenden genauer auszuführenden Überlegungen verweisen also auf die Frage, ob das sich im 18. Jahrhundert formulierende „Konzept von Gegenwart“ nicht auch schon zuvor existent gewesen war.¹⁴⁸ Die damit verbundene grundsätzliche Problematik sieht Lehmann darin zu fragen (und zu bezweifeln), ob die damalige Wahrnehmung der „eigenen Gegenwart“, etwa durch tagesaktuelle Zeitungen, schon gleichbedeutend ist mit der daraus im 18. Jahrhundert resultierenden Konsequenz einer „[...] Verzeitlichung im Sinne der veränderten „ganze(n) Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt“.¹⁴⁹ Der Gegenwartsbegriff inkorporierte nämlich Ende des 18. Jahrhunderts vielfältige Aspekte, die über die damalig damit verbundene Artikulation einer „Anwesenheit“, einer „Präsenz“ im physischen Sinne, hinausgingen. Die „Syntheseleistung“ des 18. Jahrhunderts, so Lehmann, wird in Ausführungen von Norbert Elias fassbar, die zeigen, dass die damaligen Menschen den Begriff der „Gegenwart“ mit der „Erfahrung“ ihres Lebens verbinden.¹⁵⁰ Aus der Ortsbeschreibung wird ein soziologischer Begriff in einer dynamischen Gesellschaft, der die „Jetztzeit“ als „reflexive Verzeitlichung“ benennt, den aktuell „veränderlichen *Zusammenhang*“ widerspiegelnd.¹⁵¹

Lässt sich also eine solche soziale Konsequenz der Alltagsrezeption von „Gegenwart“ auch schon für das 17. Jahrhundert belegen? Achim Landwehr bejaht dies und stellt dar, wie und warum man sich gerade im 17. Jahrhundert der „Gegenwart“ bewusst, anders gesagt, gegenwärtig wurde und benutzt den Begriff des „Möglichkeitszeitraums“, wenn er die Gegenwart vom Einfluss der Vergangenheit im 17. Jahrhundert zunehmend getrennt sieht.¹⁵² Gerade die im 16. und 17. Jahrhundert kulminierenden Berechnungen des Weltenendes, dienten als Engführung eines Denkens, das der damals gegenwärtigen

¹⁴⁷ Maximilian Bergengruen / Elke Dubbels / Patrick Eiden-Offe / Stefan Geyer / Stephan Kraft / Johannes F. Lehmann: „Gegenwart“ im 17. Jahrhundert? Versuch einer Antwort. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte 42 (2017), S.257-278., S. 264.

¹⁴⁸ Lehmann: „Gegenwart“, S. 112.

¹⁴⁹ Ebd., S. 113.

¹⁵⁰ Ebd., S. 111.

¹⁵¹ Ebd., S. 112.

¹⁵² Landwehr: Gegenwart.

Zeit als „Gegenwart“ Bedeutung verlieh, da man, das Ende in zeitlicher Nähe annehmend, nicht mehr von einem Immer-so-weiter ausgehen konnte. Fehlende Denkmodelle, wie es im Weltenlauf denn weiter gehen werde, warfen die Menschen quasi auf sich selbst zurück und förderten ihre Aufmerksamkeit für die Wahrnehmung der Gegenwärtigkeit.¹⁵³ Man könnte, so meine ich, von einem Zug sprechen, der vor einem Berg zum stehen kommt und in dem die Reisenden sich nun mit sich und nicht mit ihrem avisierten Reiseziel beschäftigen müssen, sich fragend, wie sie in der unerwartet neuen Situation zurechtkommen, wobei es zunächst auch gilt, Denkmodelle eines Zukünftigen zu entwickeln. Erneut beschreibt dies die erkenntnistheoretische Situation der Heisenbergschen Unschärferelation, nach der entweder die Bewegung oder der Ort (eines Teilchens) bestimmbar ist. Der Warteraum der Gegenwart erweist sich dabei zunächst als passive Größe, da man den Ablauf der vorbestimmten und sich erwartet zeitnahe realisierenden Zukunft faktisch nicht beeinflussen kann. Noch war die Gegenwart kein Möglichkeitsraum, sondern ein räumlicher Zustand,¹⁵⁴ ein Miteinander von Objekten oder Subjekten, wie in Zedlers „Universal-Lexicon“ von 1735 definiert.¹⁵⁵

Wie nun aber konkretisiert sich gerade im 17. Jahrhundert die Wahrnehmung der „Gegenwart“ und wie lässt sich dies post hoc erfassen. Achim Landwehr gibt Hinweise und Argumente hierfür. Der irdische Verfall, der deszenenten Entwicklung nach dem Sündenfall entsprechend, schien im 16. und 17. Jahrhundert greifbar zu sein. Physische Schwächen (Zahn- und Augenstatus) aber auch der Verfall der Natur mit Kälte und

¹⁵³ Ebd., S. 62.

¹⁵⁴ Ebd., S. 64-65.

¹⁵⁵ Johann Heinrich Zedler: Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste. 1731-1754. Stichwort „Gegenwart“, Band 10, S. 310. URL: <https://www.zedler-lexikon.de> (abgerufen am 20.12.2020). „Gegenwart, in so ferne sie von Creaturen gesagt wird, besteht sie in derjenigen Relation, da eine Sache mit der andern so zugleich existiret, daß sie sich mit ihrem Wesen bey derselben entweder nahe oder nicht nahe befindet. Der Grund dieser Gegenwart kommt darauf an, daß, weil die Creaturen ihrer Existenz nach nicht nothwendig sind, und ihr Wesen endlich und eingeschränkt ist, folglich ein jedes vor sich existiret, eine Sache in Ansehung einer andern mit ihrem Wesen bald näher, bald entfernter, durch die Bewegung seyn kann. Die Gegenwart Gottes aber nennet man die Allgegenwart.“

Dürrezonen, Unkraut statt edler Gewächse, niedrig stehende und bösartige Tiere statt stattlicher Löwen, schienen den Verfall der Erde gegenüber der idealisierten Vergangenheit aufzuzeigen. Dies alles, so argumentiert Godfrey Goodman in seinem Buch „The Fall of Man, or the Corruption of Nature“ (1616), sei Folge der Sündhaftigkeit der Menschen.¹⁵⁶ Auch Charles de Secondat, Baron de Montesquieu, thematisiert dies in seinen „Persischen Briefen“ (1721). Die Briefpartner erörtern darin den Bevölkerungsrückgang, den Verlust der Fruchtbarkeit der Natur, die Entvölkerung der Städte, so Usbek in den „Persischen Briefen“:

„Die Erde unterliegt wie die anderen Planeten den Gesetzen der Bewegung. In ihrem Innern vollzieht sich ein ständiger Kampf ihrer Grundkräfte; denn das Meer und der Kontinent scheinen in einem ewigen Krieg zu liegen, und in jedem Augenblick entstehen neue Verbindungen. Die Menschen befinden sich auf einem derart den Veränderungen unterworfenen Wohnsitz in einer ebenso unsicheren Lage. Hunderttausende von Ursachen können die Menschen vernichten und erst recht natürlich ihre Zahl erhöhen oder verringern.“¹⁵⁷

Diese Kausalitätsanalyse bietet, so Achim Landwehr, die Grundlage für Lösungsstrategien, die der Mensch in seiner Gegenwart ergreifen kann, um Handlungsdynamik und Handlungshoheit zu gewinnen und damit einen Weg aus der passiven Erwartungshaltung heraus zu finden. Eingebettet im Zeitkontinuum zwischen Vergangenheit und Zukunft sucht die Gegenwart Bezüge aus der Vergangenheit, die wir als „Haltekräfte der Tradition“ bezeichnen wollen. Die Übernahme vorgedachten Wissens und vorgelebter Problemlösungen aus der Vergangenheit in die Gegenwart, führt zur „[...] Nivellierung des Unterschieds zwischen den beiden Zeitstufen Vergangenheit und Gegenwart.“¹⁵⁸ Damit erwies die biblische Geschichte im beginnenden Wechsel des historischen Weltverständnisses zunächst noch ihre Dominanz. Auch verblieb die seit Adam und Eva bestehende Erbsünde.¹⁵⁹ Die Lösung aus der Relevanz der Vergangenheit für die Gegenwart, die sich im 17. Jahrhundert einstellte, zeigt sich zunächst subtil und kann post hoc

¹⁵⁶ Landwehr: Gegenwart, S. 82.

¹⁵⁷ Montesquieu zitiert nach: Landwehr: Gegenwart, S. 86.

¹⁵⁸ Landwehr: Gegenwart, S. 97.

¹⁵⁹ Ebd., S. 101.

mehr erahnt, als durch *ein* Indexereignis belegt werden. Schlichtweg ist zu sagen, die Beziehungen zueinander änderten sich.¹⁶⁰

Die *Anwesenheit* in der Gegenwart ist das Schlüsselwort, das hier artikuliert wird. Um die Wahrnehmung der Gegenwart zu kultivieren, werden nicht nur Bezüge zur Vergangenheit hergestellt und in das Feld der Gegenwart hinüber gezogen, sondern der Alltag des Gegenwärtigen wird strukturiert und ritualisiert und damit als Zeit der Gegenwart eingeübt. Achim Landwehr macht dies am Beispiel der Zeitungen deutlich. Im Gegensatz zu den Flugblättern des 16. Jahrhunderts, die anlässlich außergewöhnlicher Ereignisse gedruckt und verteilt wurden, erscheinen im 17. Jahrhundert regelmässig Zeitungen, egal wie spektakulär die Meldungen darin sind. Dies gilt auch für wissenschaftliche Journale, die das stark anwachsende naturwissenschaftliche Wissen kommunizieren.¹⁶¹ Nicht der *tagesaktuelle* Inhalt, sondern das *tägliche* Erscheinen der Zeitungen war dabei das Prägende und für die „Gegenwart“ begriffsbildende. Die kontinuierliche und vorhersehbare Publikation einer Zeitung mit aktuellem Datum prägte die Wahrnehmung einer aktuellen Zeitpräsenz, die ein Lebensgefühl im gegenwärtigen Zeitempfinden einübte.¹⁶² Im Bild des stecken gebliebenen Zuges bedeutet dies, dass die Passagiere durch Routinearbeiten vor Ort den Schock und die Irritation des Reisetopps überwinden, indem sie in Bewegung kommen, durch das Lösen der Starre sich ihre Situation erschließen und daraus eine Vorstellung von Zukunft erwächst. „Insofern“, schreibt Landwehr, „sind die Zeitungen des 17. Jahrhunderts nicht nur Ausdruck einer neuen Aufmerksamkeit für die Gegenwart, sondern vor allem auch Produzenten einer neuen Gegenwärtigkeit.“¹⁶³

Greifen wir die bereits angedeutete Position Johannes F. Lehmanns hierzu noch einmal auf.¹⁶⁴ Zeitungen, so Lehmann, transportierten Faktenwissen, er nennt beispielhaft die Namen der aktuell regierenden Herrscher. Damit werde eine Differenz zur Vergangenheit benannt, ohne dass man daraus automatisch schließen könne, dass die Fakten Ein-

¹⁶⁰ Ebd., S. 115.

¹⁶¹ Lepenies: Naturgeschichte, S. 103-104.

¹⁶² Landwehr: Gegenwart, S. 158-159.

¹⁶³ Ebd., S. 159.

¹⁶⁴ Lehmann: Gegenwart.

fluss auf die „Qualität“ der Zeitwahrnehmung haben, eines „[...] zugrunde liegenden permanenten sozialen Wandels [...]“, „Aufwertung“ gelte es von reiner „Verzeitlichung“ zu unterscheiden.¹⁶⁵ Hierfür sieht Lehmann die Bedingungen im 17. Jahrhundert als noch nicht gegeben und nachvollziehbar an. Er erweitert seine Überlegungen zum „Konzept der offenen Zukunft“, welches Daniel Fulda („Wann begann die „offene“ Zukunft? 2013) bereits um 1700 realisiert sah. Lehmanns Argumente machen noch einmal deutlich, worum es bei der Begriffsbildung von „Gegenwart“ und „Zukunft“ geht. Es sind nicht nur solitäre Zeitbegriffe einer temporalen Achse von Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft, vielmehr geht ihre Bedeutung über die Verzeitlichung hinaus, ihre „Aufwertung“ liegt in ihrer breiten sozialen Konsequenz. Nicht Partialwissen von Fakten, nicht selektive individuelle Entwicklungsoptionen in der eigenen Zukunft sind hier gemeint, sondern „[...] die umfassende soziale Offenheit der Zukunft [...]“, die zu „sozialen Transformationsprozessen“ führen.¹⁶⁶

Zurück zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der die Formulierung des Gegenwartsbegriffs intensiviert wurde. Die Gegenwart entwickelt sich in ihrer Bedeutung von einem räumlichen (gegenwärtig sein) zu einer zeitlichen Größe. Sie wird zu einer, wie lange auch immer anzunehmenden Zeit zwischen Vergangenheit und Zukunft. Im gefühlten „Jetzt“ bildet sich dabei eine je eigene Zeit, auf die schon Herder mit der „Eigenzeitlichkeit der Dinge und Lebewesen“ verwiesen hatte.¹⁶⁷ Ernst Brandes sieht für die Bildung des Zeitgeistes am Ende des 18. Jahrhunderts die Französische Revolution, die Idee vom steten Fortschreiten der Menschheit und die schnelle Verbreitung der Begebenheiten und Ideen des Tages durch Zeitungen, Journale, Flugschriften als relevante Faktoren an.¹⁶⁸ Im Zentrum steht eben der für die Zukunftsentwicklung quasi als Trittstein fungierende Begriff der „Gegenwart“. Koselleck führt als empirische Befunde zur Bedeutung des Zeitbegriffs um 1800 beispielhaft die Analyse von Wörterbucheinträgen an. Grimms Wörterbuch registrierte 216 Zeitkomposita vor 1750 in deutscher Sprache, zwischen 1750 und 1850 kommen 342 neu hinzu, zwischen 1850 und 1956 nur noch

¹⁶⁵ Ebd., S. 113-114.

¹⁶⁶ Ebd., S. 115.

¹⁶⁷ Gamper / Hühn: Einführung, S. 7.

¹⁶⁸ Ernst Brandes: Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Hannover 1808., S. 180.

52.¹⁶⁹ Für den Begriff der „Gegenwart“ lassen sich also etymologische Hinweise finden und so ist im Wörterbuch der Gebrüder Grimm zum Schlagwort „Gegenwart“ (1897) zu lesen:

„nhd. gegenwart aber ist lange nicht zu finden, seinen platz hat vielmehr gegenwärtigkeit (s. d.), das an die stelle des ahd. geginwertî getreten ist; so haben noch jetzt die Niederländer bloz tegenwoordigheid. die einfache form finde ich in den wbb. nicht **früher** als im 17. jahrh.: gegenwart, gegenwärtigkeit, angesicht, conspectus, praesentia. Henisch 1423, 34; in gegenwart, coram et sub oculis. Schönsleder S 8b. doch hat sie schon im 16. jh. Fischart bien. 230a, Garg. 188a (s. unter II, 4, a. b). es musz sich allmählich an die stelle des schleppenden gegenwertigkeit gesetzt haben.“¹⁷⁰

In Mauthners „Wörterbuch der Philosophie“ (1910/11) finden wir zum Begriff „Gegenwart“:

„In seiner ältesten Gestalt scheint das Wort nur eine Verstärkung von *gegen* gewesen zu sein: was gegenüber steht; *der Gegenwart* wie *der Widerwart* (in diesem Sinne *widerwärtig* noch bei Goethe), das dem Sprachgefühl an *Widerpart* anzuklingen schien, bedeutete den Gegner. Für *praesentia* finden sich in alter Zeit die merkwürdigen Formen *Gegenwurt* (falsche Analogie nach *Gegenwurf* = Objekt?), *Gegenwürt*, endlich *Gegenwärtigkeit* und erst im 17. Jahrhunderte unser *Gegenwart*, das seltsamerweise zuerst im Rechtsleben aufgekommen zu sein scheint.“¹⁷¹

¹⁶⁹ Jakob und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1956. Zitiert nach Kosselleck: Zeitschichten, S. 256.

¹⁷⁰ Jacob Grimm / Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Schlagwort „Gegenwart“. Originalband IV,I,2. „Gefoppe-Getreibs“ 1897. URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projekte/DWB>. (abgerufen am: 7.6.2020).

¹⁷¹ Fritz Mauthner: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Erster Band. München / Leipzig Ohne Jahr., S.371. Ebd., S.372: „Der Bedeutungswandel von der räumlich wirksamen Anwesenheit zum bloßen Zeitbegriff vollzog sich wohl so, daß das Adjektiv *gegenwärtig*, das schon früh zu einer Übersetzung von lat. *praesens* (*jetzig*) verwandt worden war, nun auch wie im Lateinischen mit dem

Ein Ausdruck des Erstarkens der Gegenwart als relevanter zeitlicher Tempusbegriff liegt im Verständnis genealogischer Familienbezüge, die nicht mehr nur eine Tradition belegen sollten.

„Genealogien stellten Zeit grundsätzlich in zwei Formen dar. Einerseits geht es um die Abfolge von Generationen in der Zeit. Andererseits soll aber dieses zeitliche Nacheinander durch die Betonung eines temporalen Präsentismus, durch die Gegenwärtigkeit der Vergangenheit aufgehoben werden, und zwar indem alle Generationen als gegenwärtig zur Anschauung gebracht werden. Nicht zuletzt hat der Stammbaum die Funktion, das Gedenken an frühere Generationen wachzuhalten, und zwar indem sie als weiterhin in der Gegenwart anwesend vorgeführt werden.“¹⁷²

Dies lässt sich auch an Majoratsstiftungen ablesen, einer Einrichtung, die für den Erhalt der familiären Werte und Traditionen sorgen sollte. Dieser Kontext findet Eingang in literarische Texte, etwa in Erzählungen wie E.T.A. Hoffmanns „Das Majorat“ (1817) und Achim von Arnims „Die Majoratsherren“ (1818), auf die später noch ausführlicher eingegangen wird.

Damit wenden wir uns zur Literatur der damaligen Zeit. Diese hatte Mitte des 18. Jahrhunderts noch auf den Verlust der idealisierten Vergangenheit reagiert, etwa Salomon Gessner mit seinen 1756 publizierten „Idyllen“.¹⁷³ Im einleitenden Kapitel „An den Leser“ begründet Gessner seine Schrift.

„Diese Idyllen sind die Früchte einiger meiner vergnügtesten Stunden; denn es ist eine der angenehmsten Verfassungen, in die uns die Einbildungs-Kraft und ein stilles Gemüth setzen können, wenn wir uns mittelst derselben aus unsern Sitten weg, in ein goldnes Weltalter setzen.“¹⁷⁴

Zeitbegriff verbunden wurde: in gegenwärtiger Zeit, in Gegenwart = in praesenti sc. tempore.“

¹⁷² Landwehr: Gegenwart, S. 122.

¹⁷³ Salomon Gessner: Idyllen. Stuttgart 1973.

¹⁷⁴ Ebd., S. 15.

Das Glück in und mit der Natur zu leben imaginiert Gessner als Kontrast zu den damaligen Lebensumständen:

„Oft rei ich mich aus der Stadt los, und fliehe in einsame Gegenden, [...]“¹⁷⁵, dies befreit die Menschen „[...] von allen den Slavischen Verhältnissen, und von allen den Bedürfnissen, die nur die unglückliche Entfernung von der Natur nothwendig machet, [...] Kurz, sie schildert uns ein goldnes Weltalter, das gewiß einmal da gewesen ist [...].“¹⁷⁶

Doch kam es bereits im 17. Jahrhundert zu einem Wandel der in literarischen Texten verhandelten Thematik.

„Die Fiktion muß im Roman des 17. Jahrhunderts nicht mehr auf das vollkommen Phantastische zurückgreifen, auf lang vergangene Zeiten oder auf ferne und unglaubliche Welten – sie kann sich nun mit der gegenwärtigen Wirklichkeit befassen. Zeitgenössische und lokale Gegebenheiten, die der Leserschaft widerfahren sein könnten, werden zur Grundlage der literarischen Erfindung.“¹⁷⁷

Zu den Autoren, die die zeitlichen Umbrüche der Neuzeit am Ende des 18. Jahrhunderts wahrgenommen und sich konstruktiv damit auseinander gesetzt haben, gehört Johann Gottfried Herder. Im Jahre 1769 begab sich Herder auf eine Schiffsreise nach Frankreich und beendete damit seine Tätigkeit in Riga, auch wenn er zunächst davon ausging, wieder dorthin zurückkehren zu wollen. Seine Gedanken und Visionen hielt er während und nach der Reise im „Journal meiner Reise im Jahr 1769“ fest.¹⁷⁸ Anlass für die Abreise war ein Streit um das Bekanntwerden seiner Autorschaft von anonym publizierten, kritischen Schriften sowie die Erkenntnis, mit seinen Ideen zur Reform des Schulunterrichts, deren Erneuerungsgedanken einen Teil des „Journal“ ausmachen, am Widerstand des Rektors der Schule gescheitert zu sein. Sein Ziel war es, „[...] daß aller Unterricht

¹⁷⁵ Ebd., S. 15.

¹⁷⁶ Ebd., S. 15.

¹⁷⁷ Landwehr: Gegenwart, S. 194.

¹⁷⁸ Herder: Journal.

lebendig sein und alles Lernen dem Leben dienen müsse [...].“¹⁷⁹ Herders „Journal“ steht hierbei exemplarisch für eine Neuorientierung der Bildung und des Wissens des Menschen und bildet bereits die Grundlage für seine späteren geschichtsphilosophischen Werke „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774) und den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1784-91). Herder war ein Seismograph der Ansichten und Kenntnisse seiner Zeit. So wird die im „Journal“ reflektierte *individuelle* Vorgeschichte Herders auch zum generellen Ausdruck einer Zeitwahrnehmung, die einen Umbruch in der Selbstverortung und Selbstbestimmung des Menschen mit sich brachte.

Bereits zu Beginn kommt Herder zur Erkenntnis: „Ein großer Theil unserer Lebensbegebenheiten hängt würrklich vom Wurf von Zufällen ab.“¹⁸⁰ Nicht eine übergeordnete Bestimmung des Menschen prägt (allein) ein Leben, sondern Zufälle, die sich im Laufe des Lebens ergeben oder bereits Grundlage des individuellen Lebens sind. Die Möglichkeiten der Beeinflussung sind limitiert: „Auf der Erde ist man an einen todten Punkt angeheftet; und in den engen Kreis einer Situation eingeschlossen.“¹⁸¹ Dies ist auch Folge einer Prägung durch das Wissen, besser, das vermittelte Wissen der Zeit:

„Wenn werde ich soweit seyn, um alles, was ich gelernt, in mir zu zerstören, und nur selbst zu erfinden, was ich denke und lerne und glaube!“¹⁸²

Dabei spielt für Herder die Analyse der Entwicklung der Menschheit eine überragende Rolle, aus der heraus sich auch die Position des Einzelnen verstehen und entwickeln lässt: „Welche grosse Geschichte, um die Litteratur zu studiren, in ihren Ursprüngen, in

¹⁷⁹ Mommsen, Katharina: Nachwort. In: Katharina Mommsen (Hrsg.) unter Mitarbeit von Momme Mommsen und Georg Wackerl: Johann Gottfried Herder: Journal meiner Reise im Jahr 1769. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2002. S. 187-268., S. 196.

¹⁸⁰ Herder: Journal, S. 7.

¹⁸¹ Ebd., S. 11.

¹⁸² Ebd., S. 12.

ihrer Fortpflanzung, in ihrer Revolution, bis jetzt!“¹⁸³ Und doch läuft dies vor allem auf die gegenwärtige Verortung des Menschen zu:

„Suche also auch selbst aus den Zeiten der Bibel nur Religion, und Tugend, und Vorbilder und Glückseligkeiten, die für uns sind: werde ein Prediger der Tugend deines Zeitalters!“¹⁸⁴

Herders Überlegungen zur Reform des Lehrplans an Schulen, exemplarisch am Lyzeum in Riga durchdacht, beinhaltet neben der Kenntnis historischer Bezüge und Vorbilder das eigenständige Denken in der Zeit:

„Hier also kommt Antike Historiographie, Epistolographie, Rhetorik, Grammatik! Man sieht, wie übel, daß man die Rhetorik fürs einzige nimmt. Die antike Rhetorik mit der Modernen verwechselt! Die Antike Historiographie nicht erklärt, die Epistolographie zum Muster nimmt, und überhaupt Grammatik einer Antiken Sprache, nicht von der Modernen unterscheidet.“¹⁸⁵

Im Gegensatz zum Auswendiglernen alter Sprachen fordert Herder einen Unterricht, der sich mit den lebendigen Kenntnissen des Lebens (etwa Naturkunde, Mathematik, Physik, Geographie und Kultur) beschäftigt und schließt sich damit an die Realschulbewegung des frühen 18. Jahrhunderts an (August Hermann Francke, Christoph Semler, Johann Julius Hecker).¹⁸⁶ Das 18. Jahrhundert wird nicht zuletzt auch als das „pädagogische Jahrhundert“ bezeichnet, die Begriffe „Bildung“ und „Aufklärung“ wurden damals im noch heute gültigen, säkularen Verständnis geprägt.¹⁸⁷ Bildung bestimmte, übergrei-

¹⁸³ Ebd., S. 16.

¹⁸⁴ Ebd., S. 31.

¹⁸⁵ Ebd., S. 71.

¹⁸⁶ Mommsen: Nachwort, S. 211.

¹⁸⁷ Barbara Stollberg-Rilinger: Politische und soziale Physiognomie des aufgeklärten Zeitalters. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen

fend über die soziale Herkunft, das kulturelle Verständnis der Menschen. Neben dem Gespräch wurden Bücher und insbesondere auch Zeitschriften (bis zu 6000 im 18. Jahrhundert) zum kommunikativen Mediator.¹⁸⁸ Fast konträr hierzu entfalten sich Geheimbünde (Freimaurer), die der wissenschaftlichen Erkenntnis der Zeit (Akademien und wissenschaftliche Sozietäten) etwas Geheimnisvolles und Hermetisches entgegensetzten.¹⁸⁹ Aus heutiger Sicht die Vielfalt der literarischen Publikationen zu überblicken, ist schlicht nicht möglich. Zwischen dem Ende des 17. Jahrhunderts und der Zeit um 1800 stieg die Zahl der in Meßkatalogen jährlich angezeigten Neupublikationen von Büchern von etwa 800 auf mehr als 4000, Schätzungen reichen bis 7000 Titel und die Buchproduktion des 18. Jahrhunderts wird auf 175.000 veranlagt.¹⁹⁰ Die Dynamik der Buchproduktion wird in einem Vergleich mit früheren Jahrhunderten deutlich. Von 1450-1500 erschienen 40.000, von 1501-1600 57.000, von 1601-1700 250.000 und von 1701-1800 2.000.000 Bücher. Dies bedeutete eine jährliche Produktion zwischen 1436-1536 von 420 Bänden, zwischen 1536-1636 von 5.750 Bänden, zwischen 1636-1736 von 12.250 Bänden und zwischen 1736-1816 von 22.500 Bänden.¹⁹¹ Bald überwog die Publikation deutschsprachiger Bücher diejenige von Büchern in lateinischer Sprache, bald sank die Publikation von Schriften theologischen Inhalts und die Thematik der schönen Künste nahm zu. Der Anteil literarischer Bücher an der Gesamtpublikation stieg von 1740 (6%) bis 1800 (22%) deutlich an, wobei die Form des Romans an Relevanz gewann (3%

Bildungsgeschichte. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 1-32., S. 1.

¹⁸⁸ Hierzu: Johann Wolfgang Goethe: Faust. Texte. Hrsg. von Albrecht Schöne. Frankfurt 1999., S. 17.: Goethe lässt in Faust, erster Teil, den Theaterdirektor sein Leid klagen: „Wenn diesen Langeweile treibt, kommt jener satt vom übertischten Mahle, und, was das allerschlimmste bleibt, gar mancher kommt vom Lesen der Journale.“

¹⁸⁹ Stollberg-Rilinger: Physiognomie, S. 22-23.

¹⁹⁰ Hans Erich Bödeker: Die bürgerliche Literatur- und Mediengesellschaft. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 499-520., S. 501.

¹⁹¹ Lepenies: Naturgeschichte, S.23. Lepenies zitiert die Daten nach David A. Kronick: A history of scientific and technological periodicals. The origins and development of the scientific and technological press 1665-1790. New York 1962.

1740, 12% 1800). Zwischen 1750 und 1800 wurden über 5000 Romane publiziert, seien es Aufklärungs- und Erziehungsromane oder auch Unterhaltungsromane aus dem Genre der Trivialliteratur.¹⁹² Lesegesellschaften und Leihbibliotheken unterstützten die Verbreitung der Literatur, deren überbordende Produktion und Konsumierung am Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur positiv, sondern auch als Zeichen einer Weltflucht angesehen wurde, die die Ideale der Aufklärung in Frage stellte.¹⁹³

Bücher vermitteln Wissen. Der hierüber transportierten Bildung, kommt auch eine prägende Rolle für die Generierung individueller Freiheiten zu, so dass es zunehmend zu einer Loslösung von tradierten Kontexten kommen kann.

„»Bildung« als Prozeß, der dem Individuum wie der Gattung aufgetragen ist, verlangt also die Entfernung vom Ursprung: dem *biologisch-individuellen* in der Familie wie dem *historisch-kollektiven*, der durch das biblisch-mythologische Modell der (prä-)adamitischen Phase [...] repräsentiert wird, [...]“¹⁹⁴

Der Anshub der gesellschaftlichen Dynamik mit Beginn der Neuzeit, die Hinwendung zur Zukunft, dieser Anshub verlangte, dass der Mensch seine Zukunft selbst in die Hand nahm.¹⁹⁵ Er tat dies auch durch zunehmende Bildung, die sich nicht nur institutionell, sondern auch familiär vermittelte, und von Generation zu Generation weitergegeben und erworben wurde.¹⁹⁶ „Der Mensch als biologisches Wesen ist, was er ist, weil

¹⁹² Bödeker: Mediengesellschaft, S. 502-503.

¹⁹³ Ebd., S. 511.

¹⁹⁴ Michael Titzmann: Literarische Strukturen und kulturelles Wissen: Das Beispiel inzestuöser Situationen in der Erzählliteratur der Goethezeit und ihrer Funktionen im Denksystem der Epoche. In: Ders.: Anthropologie der Goethezeit. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte. Hrsg. von Wolfgang Lukas / Claus-Michael Ott. Berlin / Boston 2012. S. 373-431., S. 422-23.

¹⁹⁵ Sloterdijk: Neuzeit.

¹⁹⁶ Lehmann / Bergengruen / Borgards: Einleitung.

seine Vorfahren waren, was sie waren.“¹⁹⁷ In Anwesenheit und unter Wirkung der vormals unhinterfragt existenten, genealogischen Vorgeschichte, kommt der Mensch in Europa um 1800 zu einem Umbruch, mit dem er „*das* Leben und *die* Geschichte“¹⁹⁸ für sich neu gestaltet und erfährt, auch indem er die Vergangenheit (wissenschaftlich) befragt und die vielfältigen Beschleunigungen der Erkenntnisse es ihm ermöglichen, die kurze Phase der „gegenwärtigen Gegenwart“ (Koselleck) als Vorbereitung zum „Sturz nach vorne“ (Sloterdijk) in die selbst gestaltete Zukunft zu nutzen.

Odo Marquard fasst diesen geschichtlichen Zeitpunkt zusammen:

„Die moderne Welt beginnt dort, wo der Mensch methodisch aus seinen Traditionen heraustritt: wo sich seine Zukunft aus seiner Herkunft emanzipiert. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts schlägt dieser Vorgang durch in die Sprache der Philosophie, der Wissenschaft, der Literatur und der Politik: seither gibt es die Wörter – in der Regel Singularwörter – für diesen Emanzipationsvorgang, zum Beispiel das Wort »der Fortschritt«, das Wort »die Aufklärung«, das Wort »die Geschichte«, das Wort »die Revolution«, wohl auch das Wort »die Wissenschaft«, das Wort »die Technik«. Die menschliche Zukunft wird jetzt und erst jetzt emphatisch des Neue, indem sie sich von den vielfältigen sprachlichen, religiösen, kulturellen, familiären Herkunftstraditionen unabhängig macht: die großen Potenzen der Modernisierung arbeiten der Tendenz nach traditionsneutral.“¹⁹⁹

Zeitenwende, Vergegenwärtigung der „Gegenwart“, Orientierung an der Zukunft auf dem Boden der historischen Vergangenheit, eine Neubewertung der Weltenanalyse anhand der erkenntnistheoretischen und wissenschaftlichen Bewertung geologischer Strukturen, menschlichen Artefakten und tierischen Skeletten, damit sich abkehrend vom biblischen Narrativ der Erdgeschichte, all haben wir als Voraussetzungen für die

¹⁹⁷ Ebd., S. 10.

¹⁹⁸ Ebd., S. 10.

¹⁹⁹ Odo Marquard: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Betrachtungen über Modernität und Menschlichkeit. In: Ders.: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays. Stuttgart 2015. S. 234-246., S. 235.

Änderung der Zeitwahrnehmung am Ende des 18. Jahrhunderts kennen gelernt. Vieles davon findet sich auch in Heinrich von Kleists Erzählung „Das Erdbeben in Chili“ von 1807.²⁰⁰ Grund genug, bereits an dieser Stelle auf diesen literarischen Text zu sprechen zu kommen.

Turbulent geht es zu in der Novelle und „Turbulenzen“ sind es auch, die es uns erlauben, eine Verbindung zwischen der historischen Zeitenwende und dem „Erdbeben in Chili“ herzustellen.

Kleists Erzählung rekurriert im Titel zwar auf das Erdbeben in Santiago de Chile 1647, doch sind es die Bezüge zum Erdbeben in Lissabon von 1755, die sich in das Gedächtnis des europäischen Denkens eingegraben und mit der Kleistschen Erzählung verknüpft haben. Dieses Erdbeben traf eine gläubige Gemeinde just am Allerheiligentag so schwer, dass die Rechtfertigung Gottes (Theodizee) unter Druck geriet und sich die antiklerikalen Tendenzen beschleunigten, nicht zuletzt durch Schriften Voltaires. Selbst heute noch dient es als Referenzereignis, etwa im Bezug zu Katastrophen des 20. Jahrhunderts.²⁰¹

Kleist beschreibt in seiner Novelle ein Ereignis, welches zum Kontext der Untersuchung zu „Vorgeschichte und Gegenwart“ vielfältige Verweise hat. Die unvorgesehene Eruption der Erde verkörpert eine nicht-lineare, eine eruptive Weltentwicklung, die uns Bezüge zur Zerstörung durch die Sintflut einerseits, zur Erkenntnis des nicht laminaren Aufbaus der Erdstrukturen andererseits, erlaubt. Die Naturgewalt entfaltet desweiteren

²⁰⁰ Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen. Frankfurt am Main / Leipzig 2002. S. 182-201.

²⁰¹ Susan Neiman: Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie. Frankfurt am Main 2006., S. 350: Susan Neiman setzt die Auseinandersetzung nach dem Erdbeben in Lissabon in Bezug zu Katastrophen der Gegenwart, etwa den Verbrechen der Nazi Herrschaft. „Voltaire schrieb nach Lissabon ein Gedicht, uns jedoch scheinen die Katastrophen des 20. Jahrhunderts stumm gemacht zu haben.“. Sie nimmt das Lissabonner Erdbeben zum Anlass, um über den Umgang mit dem Bösen in unserer Zeit nachzudenken.

eine zerstörerische Kraft, die das anti-genealogische Prinzip der Neuzeit ausdrückt, indem Familien auseinander gerissen werden, deren Zukunft präformiert schien. Doch statt auf Präformation kommt es am Ende – und dies ist ein hoffnungsvoller Aspekt – zur genealogischen Rekombination einer Familie, indem Don Fernando und Donna Elvire nach der Tötung ihres Sohnes Juan nun Philipp, den Sohn der ums Leben gebrachten Eltern Jeronimo und Donna Josephe, an Sohnes statt annehmen. Doch ist es nicht allein die Fürsorge, die hierbei zum Tragen kommt, es ist auch eine Hoffnung damit verbunden, fast könnte man sagen eine Freude, mit der die neue Familie, man möchte sagen, die neuen Menschen, am Ende der Novelle in die Zukunft schauen. So endet die erzählte Geschichte denn auch freudig:

„Don Fernando und Donna Elvire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßte er sich freuen.“²⁰²

„Erworben“ hatte Don Fernando den kleinen Philipp nicht durch Liebe (auch wenn man über sein diebezügliches Verhältnis zu Donna Josephe durchaus nachdenken kann²⁰³), sondern durch Leid. Leid kann aber auch ein Stimulus dazu sein, die zukünftige Welt zu optimieren. So hat man nach der Zerstörung Lissabons neue Häuser gebaut, die gegen ein Erdbeben besser geschützt waren als zuvor.

Das Leid, als Ausgangspunkt einer konstruktiven Entwicklung, führt uns zum Konzept der „Turbulenzen“, mit denen Arndt Niebisch Kleists Erzählung in Zusammenhang

²⁰² Kleist: Erdbeben, S. 201.

²⁰³ Maximilian Bergengruen / Roland Borgards: Bann der Gewalt. Theorie und Lektüre (Foucault, Agamben, Derrida / Kleists *Erdbeben in Chili*). In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 81(2/2007), S. 228-256. und Amanda Norton: Another Meditation on „Das Erdbeben in Chili“: Heinrich von Kleist and the Work of the Reader. The German Quaterly 81(2/2008), S. 137-151. Beide Texte verweisen auf eine alternative Lesart des Textes. Überdacht wird, ob nicht Josephe und Don Fernando eine Liebesbeziehung hatten und gar Philipp der Sohn beider ist.

bringt.²⁰⁴ Passend zur Thematik dieser Untersuchung, sieht Niebisch Bezüge zu Manuel De Landas Geschichtskonzept, das er in seinem Buch „A Thousand Years of Nonlinear History“ (1997)²⁰⁵ dargestellt hat. De Landa vertritt ein nicht-lineares und damit komplexes Konzept der Weltentwicklung, in dem signifikante Veränderungen („Bifurkationen“) nicht vorhergesagt werden können. Sie resultieren vielmehr aus „parallelen Strömungen“, die sich gegenseitig beeinflussen und in denen kleine Veränderungen große Auswirkungen haben können.²⁰⁶ De Landas Überlegungen, die sich vom mechanistischen Weltbild abheben, basieren auf der physikalischen Theorie nicht-linearer Systeme und weiten dieses Konzept auch auf das Verständnis der Erdgeschichte aus.

„Durch nicht-lineare Systeme wird ein temporales Verständnis möglich, das nicht mehr an einen simplen linearen Ablauf von Zeit gebunden ist, sondern Zeit als Realisation von Möglichkeiten aus einer Akkumulation von Komplexitäten heraus versteht.“²⁰⁷

Aus dieser Formulierung wollen wir hervorheben, dass es zu einer „Realisation von Möglichkeiten“ kommen kann, eine Aussage, die uns später in der Charakterisierung der „Gegenwart“ noch einmal begegnen wird. Denn das Spezifische am Gegenwartsbegriff des 18. Jahrhunderts ist nicht allein die Vergegenwärtigung des „Jetzt“, sondern vielmehr die Wahrnehmung der sich daraus ergebenden Möglichkeiten, der Möglichkeiten das Leben selbst zu gestalten, „[...] die umfassende soziale Offenheit der Zukunft [...]“, die zu „sozialen Transformationsprozessen“ führen.²⁰⁸

Doch zurück zu De Landas Theorie. Diese beinhaltet, so Arndt Niebisch, die Aussage, dass der Materie ein eigenes kreatives Potential zugeschrieben wird, frei von Einflüssen

²⁰⁴ Arndt Niebisch: Kleists Turbulenzen oder »lernen von der Natur«. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 44 (173/2014), S. 37-51.

²⁰⁵ Manuel De Landa: A Thousand Years of Nonlinear History“. 9. Aufl. New York 2000.

²⁰⁶ Niebisch: Turbulenzen, S. 40.

²⁰⁷ Ebd., S. 41.

²⁰⁸ Lehmann: Editorial, S. 115.

des „Geistes“.²⁰⁹ Das sind Konzepte, die uns bei der Analyse der Sintflut bereits begegnet und auch auf das Erdbeben in Kleists Erzählung anwendbar sind. An dieser Stelle rückt auch noch einmal Huttons Beobachtung in die Wahrnehmung, der eine vertikale Schichtung der Erdoberfläche und damit das Prinzip geologischer Umwälzungen und nicht eines rein laminaren Zerfalls der Materie erkannte.²¹⁰ Die geologische Struktur zeigt sich somit, so hatten wir bereits gesagt, als „Archiv des Verborgenen“, als ein Prozess der abläuft, ohne gewusst zu sein. Jedoch, nicht nur nicht gewusst, sondern, im Sinne De Landas, auch nicht vom Menschen beeinflusst, nicht vom Menschen gemacht. Auch wenn Vico in Abgrenzung zur religiösen Konzeption sagt, „Der Mensch macht die Geschichte“, so gibt es auch vom Menschen nicht gesteuerte geologische Prozesse. Wir können dies bewerten als zwei Strömungen, die parallel verlaufen und aufeinander treffen, wie exemplarisch in Kleists Erzählung, in der das Erdbeben auf die vom Menschen gemachte Sozialordnung trifft. Durch die Katastrophe wird der Lebenslauf von Menschen ausgelenkt, wie wir an der genealogischen Rekombination in Kleists „Erdbeben“ sehen. Familien vermischen sich, die Zukunft nimmt einen anderen, einen neuen Verlauf.

Weh dem, der hierin keine Bezüge sehen will zur später noch detaillierter zu besprechenden, impliziten Wirkung der Vorgeschichte auf eine Geschichte. Man könnte an dieser Stelle formulieren, dass die von De Landa postulierten „Bifurkationen“ Kristallisationspunkte sind, an denen ein *unspezifisches* Nebeneinander von Entwicklungen zum *spezifischen* Miteinander wird. Durch dieses Miteinander entsteht eine Systemänderung, die den Weltenlauf (in welcher Dimension auch immer) verändert. Ähnlich dem postulierten Urknall, könnte dies als Indexpunkt der Wirksamkeit einer Vorgeschichte verstanden werden, die zunächst nur als Möglichkeit existiert, nach einer „Bifurkation“ sich aber als Einflussfaktor realisiert. Post hoc analysiert und verstanden, kann dies als „Vorgeschichte“ eines daraus resultierenden, veränderten Geschichtsverlaufs gelesen werden kann.

²⁰⁹ Niebisch: Turbulenzen , S. 41.

²¹⁰ Hutton: Theory of the earth with proofs and illustrations.

Niebisch verbindet darüber hinaus De Landas Verweis auf die Bedeutung der Städte als zentrale Netzwerke für die Induktion historischer Entwicklungen mit der städtischen und hierarchischen Struktur in „St. Jago“ in Kleists Erzählung.²¹¹

„In other words, cities appeared not only as structures operating at a certain degree of stratification (with a certain mix of market and command components), but they themselves performed destratifications and restratifications on the flows that traversed them. And a similar point applies to the population of institutions that inhabited these urban centers as well as to their populations of human minds and bodies.“²¹²

Niebisch sieht Analogien zu Kleists Bericht über die Zerstörung einer Stadt und explizit ihrer architektonisch vermittelten Machtstruktur. Dies sei mehr als nur die Beschreibung eines singulären Ereignisses, vielmehr handle es sich dabei „[...] um eine philosophische Reflektion über die Dynamik von Geschichte [...]“.²¹³

Die Dynamik der *erzählten* Geschichte hat in Bezug auf diese Überlegungen eine subtile Artikulation, die gelesen und gehört werden will. Neben allem Getöse, welches das Erdbeben verursacht, neben all dem Leid, welches dem Leser schon intuitiv vor Augen tritt, artikuliert sich die positive Seite der Katastrophe in aller Stille. Die im langen Mittelteil sich einstellende Hoffnung auf eine bessere Welt, die (allerdings mit Vorbehalt) zugelassen wird (Jeronimo und Josephe planen sich erst von einem sicheren Ort aus um Begnadigung zu bemühen), diese fast traumhaft imponierende Phase ist alles andere als mit Getöse verbunden. Erst die aufbrausende Menge in der Kirche, das spätere Morden und Kämpfen, steht erneut im Gegensatz dazu, um wieder in die Stille des bereits oben zitierten, letzten Satzes zu münden. Denn das Vergleichen der Kinder geschieht im Innern, die Freude darüber ebenso. So finden wir auch in diesem Bezug eine nicht-lineare, sich gegenseitig abwechselnde und beeinflussende Manifestation von Lärm und Ruhe, von Gewalt und Kontemplation, und so bringt die Gewalt die Hoffnung in der Stille

²¹¹ Niebisch: Turbulenzen, S. 43.

²¹² De Landa: History, S. 262-263.

²¹³ Niebisch: Turbulenzen, S. 44.

hervor und so kommt es, dass „[...] Möglichkeiten aus einer Akkumulation von Komplexitäten heraus [...]“²¹⁴ entstehen.

²¹⁴ Ebd., S. 41.

4. Analyse literarischer Texte zur Wahrnehmung der „Gegenwart“

Jakob Michael Reinhold Lenz reiste 1771, aus Livland kommend, von Königsberg nach Frankreich. Als Begleiter zweier Adliger kam er nach Strassburg, stand u.a. mit Johann Gottfried Herder und Sophie von la Roche in Kontakt²¹⁵, schrieb Theaterstücke und Prosa. Lenz verfasste 1776 die Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“²¹⁶, die für die Thematik von „Vorgeschichte und Gegenwart“, insbesondere unter dem Aspekt der Wahrnehmung der „Gegenwart“, von Bedeutung ist. Die Erzählung besteht aus Titel, Motto und Text. Der Titel selbst verweist bereits auf eine Neuerung, eine *neuere* Philosophie.

Die Konjunktion „oder“, die den Titel „Zerbin“ im Untertitel mit die „neuere Philosophie“ verbindet, könnte als exklusive oder inklusive Konjunktion verstanden werden. Interpretiert man sie als exklusiv, dann meint dies, dass „Zerbin“ und die „neuere Philosophie“ Gegensätze repräsentieren. Widmen wir uns unter dem Blickwinkel von „Vorgeschichte und Gegenwart“ zunächst dieser Möglichkeit. „Zerbin“ ist vor allem ein Mensch mit einer familiären, genealogischen Prägung. Als solcher repräsentiert er die Summe der Einflüsse unter denen er wurde, „was er ist“.²¹⁷ Darin kommt zunächst kein vom familiären Bezug abweichender Entwicklungsschritt zum Ausdruck, doch lässt sich ein solcher durchaus am Untertitel der *neueren* Philosophie ablesen. Interpretiert man die Konjunktion „oder“ aber als inklusiv, dann meint dies, dass Zerbin und die „neuere Philosophie“ gleich zu setzen sind und sich folgerichtig in und mit der Person Zerbin das Neue repräsentiert. Es wird zu zeigen sein, welche Bedeutung die Erzählung dem Titel zuweist.

²¹⁵ Jakob Michael Reinhold Lenz: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. von Sigrid Damm. Band 3. Gedichte. Briefe. Frankfurt am Main und Leipzig 2005.

²¹⁶ Jakob Michael Reinhold Lenz: Zerbin oder die neuere Philosophie. In: Ders.: Erzählungen. Zerbin. Der Waldbruder. Der Landprediger. Hrsg. von Friedrich Voit. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2002. S. 3-30.

²¹⁷ Lehmann / Bergengruen / Borgards: Einleitung, S. 10.

Das in englisch zitierte Motto entstammt William Shakespeares Drama „Pericles, Prince of Tyre“ (vermutlich 1607).²¹⁸ Die Worte werden dort von Kleon, dem Statthalter von Tharsus, gesprochen, der eine Hungersnot der sonst so prosperierenden Stadt beklagt.²¹⁹ Das Motto verweist darauf, dass auch über etablierte Sozialsysteme, hier die Stadt Tharsus, Schicksalsschläge hereinbrechen können. Auch andere Städte, so Kleon im Text weiter, sind nicht davor gefeit. Nichts ist für immer beständig, vorhersehbar und zu verstehen. Dies illustriert in nuce die Aussage des Dramas, in dem sich offenbart, dass König Antiochus nach dem Tod seiner Frau eine Inzestverbindung mit seiner Tochter eingegangen ist. Perikles, Prinz von Tyrus, der um die Tochter wirbt, löst das Rätsel, das ihm bei seiner Werbung aufgegeben wird und erkennt damit den familiären Inzest. Er spricht seine Erkenntnis aber nicht aus und begründet dies damit, die etablierten Zustände zu tolerieren und als ein *noli me tangere* zu betrachten.²²⁰ Sein Schweigen aber stabilisiert die sozialen Systeme nicht, die in vielfältige Wirrnisse geraten. Der Inzest, wenn von ihm auch nicht benannt, einmal aber in der Welt, bringt Staaten, Städte, Menschen in Bedrängnis. Dass das Destabilisierende des (Wissens um den) Inzest global und nicht allein gebunden an die Königsfamilie zu verstehen ist, mag man auch daran ablesen, dass der Tochter des Antiochus kein Name zugeschrieben wird; sie heißt im Personenregister „Die Tochter des Antiochus“. Töchter von Vätern aber gibt es viele. Auch eine zweite Lesart erscheint möglich: Der Lauf der Welt hängt (auch) vom Entschlüsseln der Vergangenheit ab.

Der Text der Erzählung beginnt mit einer Aussage zum Zustand der Gesellschaft, die der Erzähler dem Leser vorstellt. Das Leid der Menschen, das sich auch in Shakespeares Motto zeigt, wird zur Begründung des Erzählens. Aus dem Leiden der Zeit solle man anhand des dargestellten Einzelschicksals „verschiedene neue Wege entdecken“, zumal

²¹⁸ „O let those cities, that of plenty’s cup
And her prosperities so large taste,
With their superfluous riots hear these tears –,
Lenz: Zerbin, S. 3.

²¹⁹ William Shakespeare: Perikles. Fürst von Tyrus. In: Ders.: Sämtliche Werke. Wiesbaden. Ohne Jahr. S. 712-730., Ebd., S. 714:

²²⁰ Ebd., S. 714: „Wer in ein Buch verfaßt, was Kön’ge tun, verschließt es sichrer wohl, als er es zeigt.“

dies bislang trotz Kenntnis ähnlicher „Schiffbrüche“ nicht gelang²²¹. Zerbin, so erfährt der Leser durch den Erzähler, folgt nicht dem vom Vater vorgesehenen Weg, ein (unehrlicher) Kaufmann zu werden. Anstelle dessen „[...] wagte er einen herzhaften Sprung aus all diesen Zweideutigkeiten [...]“ und wendet sich nach Leipzig.²²² Motiviert wird seine Entscheidung durch das Ziel, wohlhabend zurückzukehren und den vom Vater angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Woher aber kommt der Wille, so zu handeln? „Er hielt es des Menschen für unwürdig, den Umständen nachzugeben“.²²³ Der Leser erfährt, dass der Vater „umsonst“ Einfluß auf den Sohn zu nehmen versuchte. Den Umständen nicht nachzugeben, heißt sich anderem zuzuwenden, die Zukunft selbst in die Hand zu nehmen, „Sich selbst alles zu danken zu haben [...]“.²²⁴ Doch was erfahren wir über den Grund dieses Impetus? Der Egoismus mag eine relevante Rolle dabei spielen.

„Vielleicht liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele und ihrer Entschließungen, die, wenn sie entstehen, immer auf den Baum der Eigenliebe gepropft werden [...]“.²²⁵

Die familiäre Vorgeschichte wird aktiv verschleiert, indem Zerbin „[...] unter einem fremden Namen [...]“²²⁶ nach Leipzig geht. Es ist diese Dynamik, die Bewegung im sozialen Kontext an sich, die die Möglichkeit bietet, sich selbst weiter zu entwickeln. Motiviert wird Zerbin von Mitteilungen in den Zeitungen, der Tagespresse also, die die Gegenwart mehr als andere Medien repräsentiert.

„Und weil er von jeher außerordentliche Handlungen in den Zeitungen mit einem Enthusiasmus gelesen, der alle andere Begierden in ihm zum Schweigen brachte, so war sein fester Gesichtspunkt, den ihm nichts auf der Welt

²²¹ Lenz: Zerbin, S. 3.

²²² Ebd., S. 4.

²²³ Ebd., S. 4.

²²⁴ Ebd., S. 4.

²²⁵ Ebd., S. 5.

²²⁶ Ebd., S. 5.

verrücken konnte, nun, unter einem fremden Namen, sich bloß durch seine eignen Kräfte emporzubringen [...].²²⁷

Er reist nach Leipzig und sucht sich an Gellerts Lehre zu bilden. Der Moralphilosoph Christian Fürchtegott Gellert vertrat an der Leipziger Universität die Rhetorik, deren Bedeutung jedoch Mitte des 18. Jahrhunderts abnahm, da sich die damit verbundenen Werte der Antike nicht mehr vermitteln ließen. Ihre Normen aus der Antikenrezeption bildeten die Gegenwartsbezüge nicht mehr angemessen ab.²²⁸ In seiner Vorlesung „Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuen“²²⁹ evaluiert Gellert die Gründe der Präferenz der klassischen Kultur, betont aber auch die Notwendigkeit einer zeitgemäßen Entwicklung kultureller Formen. So vermutet er etwa den Grund zur zeitgenössischen Überhöhung antiker Autoren in einer Selbsterhöhung, die mittelbar demjenigen zukomme, der in der Lage sei, die Großen des Altertums zu rezipieren. Auch könne es sein, dass man weniger an Wert verliere, wenn sich die Vorfahren und nicht die Zeitgenossen als überlegen erwiesen.²³⁰ Hierzu passend betont Edward Young in seinem 1759 publizierten Werk „Conjectures on original composition“ den Kontrast zwischen der Imitation der Antike und dem „Genie“, dem Maßstab neuer und selbst kreierter Ideen.²³¹ Die Geschichte Zerbins allerdings erzählt zunächst von des Helden Liebeswerben in Konkurrenz zu lebenserfahreneren Männern, in deren Wirren er verloren geht, “ [...]

²²⁷ Ebd., S. 4-5.

²²⁸ Dietmar Till: Gellert und die Rhetorik. Antike Theorie und moderne Transformation. In: Sibylle Schönborn / Vera Viehöver (Hrsg.): Gellert und die empfindsame Aufklärung. Vermittlungs-, Austausch- und Rezeptionsprozesse in Wissenschaft, Kunst und Kultur. Berlin 2009. S. 39-52., S. 42.

²²⁹ Christian Fürchtegott Gellert: Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuen in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit. Eine Vorlesung, auf hohen Befehl Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen, den 12ten October, 1767, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig gehalten. In: Ders.: Sämmtliche Schriften, Fünfter Theil. Leipzig 1839. S. 181-197., S. 182.

²³⁰ Ebd., S. 182.

²³¹ Edward Young: Conjectures on original composition in a letter to the author of Sir Charles Grandison. London 1759.

aber leider! Man vermißte ihn nicht einmal.“²³² Hierin erreicht Zerbin den Wendepunkt des sozialen Lebens, nun Ausschau haltend nach einem neuen Standpunkt und hadernnd zwischen Sicherheit (mit der finanziell gut ausgestatteten Bürgerstochter Hortensie) und Verliebtheit (zur Dienstmagd Marie).

An dieser Stelle verlangsamt sich die Handlung und kreist um den Augenblick, den gegenwärtigen Moment einer Entscheidung.

„Wie vieles kommt auf den Augenblick an, zu wie vielen schrecklichen Katastrophen war nur die Zeit, die Verbindung kleiner, oft unwichtig scheinender Umstände die Lunte!“²³³

Und Zerbin sieht sich im argumentativen Sog, sein Handeln nicht als Tat, sondern als Folge vorgeschichtlicher „Veranlassungen“ zu bewerten, als „Neigung zur Sünde“, die in der christlichen Lehre dem Menschen seit dem Sündenfall innewohnt.²³⁴ Entzündet von der Zärtlichkeit, die er mit Marie erlebt, distrahiert er Liebe von Ehe und sieht sich im menschlichen Lebensfluss der ersten unbedachten Liebe zwischen Adam und Eva, „unsern ersten Eltern“.²³⁵ Entgegen aller hehren Ziele, das unlautere Handeln des Vaters auszugleichen, erfährt Zerbin hierdurch den Einfluss urmenschlicher Triebe, die auch ihm eingeschrieben sind. Wieder fokussiert er auf den individuellen Augenblick *seiner* Existenz. Die Gesellschaft könne ihn nicht von „Pflichten des Naturrechts“ loslösen. Aber, sein Versuch zwischen gesellschaftlicher Akzeptanz und individuellem Trieb einen Ausgleich zu finden, ist zum Scheitern verurteilt. Aus seinem schändlichen Um-

²³² Lenz: Zerbin, S. 13.

²³³ Ebd., S. 17.

²³⁴ Johannes F. Lehmann: Leidenschaft und Sexualität: Materialistische Anthropologie im Sturm und Drang. J.R.M. Lenz‘ *Die Soldaten* und *Zerbin*. In: Matthias Buschmeier / Kai Kauffmann (Hrsg.): Sturm und Drang. Epoche-Autoren-Werke. Darmstadt 2013. S. 180-202., S. 184.

²³⁵ Johannes F. Lehmann: Was der Fall war: Zum Verhältnis von Fallgeschichte und Vorgeschichte am Beispiel von Lenz‘ Erzählung *Zerbin*. In: Inka Mülder-Bach / Michael Ott (Hrsg.): Was der Fall ist. Casus und lapsus. Paderborn 2014. S. 73-87., S. 81.

gang mit der schwangeren Marie, die er ins gesellschaftliche Abseits katapultiert, flüchtet er in routiniertes Handeln, er geht nicht kreativ mit der neuen Lebenssituation um, er bildet keine „neue Philosophie“, sondern verfällt vor sich in die Legitimation seines Handelns durch die Konkupisdenz.

„Der Trieb ist allen Menschen gemein; er ist ein Naturgesetz. Die Gesellschaft kann mich von den Pflichten des Naturgesetzes nicht lossagen, als wenn diese den gesellschaftlichen Pflichten entgegenstehen. Solange sie sich damit vereinigen lassen, sind sie erlaubt – was sage ich? Sie sind Pflicht. [...].«²³⁶

Er lehrt Moral und Naturrecht, die er in einem Kompendium miteinander verbindet, und verbirgt sein eigenes Handeln damit in der Vordergründigkeit einer Lehre des „Jus Naturae“.²³⁷ Das gelebte Leben aber, etwa ein Ausbruch aus seinen familiären wie menschlichen Abhängigkeiten, gelingt ihm nicht. Marie bringt das gemeinsame Kind tot zur Welt und wird nach dem Gesetz wegen der verhehlten Schwangerschaft hingerichtet. Zerbin zerbricht daran und begeht Suizid.

Die linear vom Erzähler vorgetragene Geschichte bietet die Wirren des Lebens, das sich in einer Stadt abspielt und sich zum Schaden vieler entwickelt. Verlassene Geliebte, tödliche Duelle, verhehlte Schwangerschaft, Hinrichtung und Suizid, Rückzug aus dem Leben ins Kloster. Die Not, die sich hier zeigt, erinnert an das vorangestellte Motto, das die Not der Menschen einer einst prosperierenden Stadt zum Anlass nimmt, auf das Schicksal der Einzelnen hinzuweisen, dem erklärten Ziel der von Lenz erzählten Geschichte. Im verborgenen Archiv des Textes zeigen sich Hinweise, die zu verstehen geben, welche Gründe hierfür anzusprechen sind. Die Einzelschicksale erschließen sich in Zerbins Verhalten, das geprägt wird von religiös-biblischen und biologisch-animalisch Einflüssen. Heinrich Bosse und Johannes F. Lehmann haben die Kraft der Sexualität be-

²³⁶ Lenz: Zerbin, S. 20.

²³⁷ Ebd., S. 21.

tont, die Lenz den Menschen zuspricht.“²³⁸ Die „körperliche Bewegungsenergie“ induziert demnach das menschliche Verhalten und seine Ziele.²³⁹

„Das Ziel des Glücksstrebens muß in einer Welt aus Bewegung und sich bewegender Körper selbst als Bewegung gedacht werden. Folglich bilden gemäß dieser physikalischen Anthropologie Trägheit und Ruhe den negativen Pol.“²⁴⁰

Für Lenz ist nun die Konkupiszenz eine Quelle der menschlichen Bewegung²⁴¹ und nimmt damit Einfluss auf sein Verhalten, wie in „Zerbin“ zu lesen ist.

Lenz' Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ ist auch im Zusammenhang mit Wielands „Idris und Zenide“ (1768) zu lesen.²⁴² Das Märchen hatte Wieland nach französischen Vorlagen komponiert, um zu demonstrieren, dass die deutsche Sprache es mit der italienischen Stanzendichtung aufnehmen könne.²⁴³ Im Musenanruf werden neue Wege gefordert, um sich von den Heldenepen abzusetzen.

„[...] wage dich in Welten,
Worinn die *Fantasie* als Königin befiehlt,
Und alle Dinge nur so viel wir wollen gelten.

²³⁸ Heinrich Bosse / Johannes Friedrich Lehmann: Sublimierung bei Jakob Michael Reinhold Lenz. In: Christian Begemann / David E. Wellbery (Hrsg.): Kunst-Zeugung-Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit. Freiburg im Breisgau 2001. S. 177-201., S. 177.

²³⁹ Ebd., S. 178.

²⁴⁰ Ebd., S. 179.

²⁴¹ Ebd., S. 181.

²⁴² Bernd Auerochs / Dieter Martin / Tina Hartmann / Peter Haischer / Michael Hofmann / Hans-Peter Nowitzki et al.: Wielands Werke. »Idris und Zenide«. In: Jutta Heinz (Hrsg.): Wieland Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2008. S. 213-217.

²⁴³ Ebd., S. 214.

Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt,
Mißfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten.
Bedine einmal die Welt nach ihrer Art,
Und zeige, daß Vernunft sich auch mit Thorheit paart.“²⁴⁴

Das Märchen erregte Aufsehen, insbesondere auch wegen seiner erotischen Passagen. Idris will die zur Empfindungs- und Liebeslosigkeit verdamnte Feenkönigin Zenide erlösen. In vielfältigen Identitätstäuschungen beim Spiel um die Verbindung zu Zenide, mit Variationen geistiger und sinnlicher Verbundenheit, wird Idris Zeuge eines Frauenraubs und befreit Lila, die Frau des Hirten Zerbin. In der Binnenerzählung von Lila und Zerbin werden die Triebfedern und die Psychologie menschlicher Liebe durchleuchtet.²⁴⁵ Die Dichotomie der sinnlichen und geistigen Verbundenheit wird am Beispiel des Platonikers Idris sowie des Empiristen Itifall dekliniert.

„An Itifall wird beispielhaft vorgeführt, dass die sinnliche Liebe nichts ohne die geistige ist, dass sie es ist, die die sinnliche trägt. Im Glauben, »Zeniden« von der platonischen Tugendswärmerei zu kurieren und für die sinnliche Liebe zu gewinnen, verspricht er seiner »Zenide« alias Rahimu bei all seiner sinnlichen Untreue geistige Treue – ein Tantalidenfluch der Liebe!“²⁴⁶

Jan Philipp Reemtsma resümiert zunächst: „[...] so hat die Liebe im »Idris« immer eine Eigenschaft: Sie stimmt nicht. Etwas ist immer falsch an der Maske, die sie trägt.“²⁴⁷, um dann zu sagen:

„Nichts stimmt ganz, aber, vertrackterweise, alles auch irgendwie doch, denn der Tanz geht so weiter wie drunter und drüber, und gleichzeitig ist Liebe und Leidenschaft ubiquitär.“²⁴⁸

²⁴⁴ Ebd., S. 215.

²⁴⁵ Ebd., S. 216.

²⁴⁶ Ebd., S. 216.

²⁴⁷ Jan Philipp Reemtsma: Der Liebe Maskentanz. In: Ders.: Der Liebe Maskentanz. Aufsätze zum Werk Christoph Martin Wielands. Zürich 1999. S. 16-29., S. 25.

In Lenz' Erzählung aber endet der Liebestanz im Tode beider, zu ernst ist doch das Leben und nicht nur Spielerei.

Kehren wir aber nochmals zurück zur Frage, ob das „oder“ zwischen Titel / Untertitel der Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ als eine inklusive oder exklusive Konjunktion zu verstehen ist. Aus Sicht der Einleitung der Erzählung, in der Zerbins intendiertes Handeln als Abkehr von familiären Traditionen formuliert wird, ist die Konjunktion wohl als inklusiv zu werten. Die eigenständige Entwicklung, die Zerbin anstrebt, geht einher mit der in der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden (literarischen) „Charakterbildung“ der Menschen, die sich aus sozialen Bezügen und Persönlichkeitseigenschaften herausbildeten und sich damit von den an der Antike orientierten „Typenportraits“ abgrenzen.²⁴⁹ Die „neuere Philosophie“ drückt dabei die personengebundene innere Haltung der „geistesgeschichtlichen Struktur der Zeit“²⁵⁰ aus und thematisiert damit die „Umschaffung des Menschen“:

„[...] der Umbau von Staat und Gesellschaft würde sich nur dann und nur insoweit vollziehen lassen, als der Umbau von traditionellen Verhaltensweisen und Einstellungen, Arbeits- und Umgangsformen, von Zukunfts- und Lebensentwürfen von Individuen und Gruppen auch tatsächlich geschah.“²⁵¹

²⁴⁸ Ebd., S. 25.

²⁴⁹ Friedrich Voit: Nachwort. In: Jakob Michael Reinhold Lenz: Erzählungen. Zerbin. Der Waldbruder. Der Landprediger. Hrsg. von Friedrich Voit. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2002. S. 147-165., S. 151.

²⁵⁰ Horst S. Daemmrich: Lenz in themengeschichtlicher Sicht. In: Inge Stephan / Hans-Gerd Winter (Hrsg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen...«. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz. Stuttgart / Weimar 1994. S. 10-26., S. 10.

²⁵¹ Ulrich Herrmann: Erziehung und Bildung. Pädagogisches Denken. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 97-133., S. 97.

Nun distrahiert sich aber der intendierte Verlauf der Geschichte vom erzählten Narrativ. Die in der Präposition, quasi als Prolepse formulierte „Intention“, erfüllt sich nicht. Sie, die „neuere Philosophie“, wurde ja bereits durch das Motto relativiert, durch die darin benannte Unvorhersehbarkeit des Weltenlaufs und seinen Katastrophen. Liest man die Geschichte also vom Ende her, dann stellt sich die Konjunktion „oder“ als exklusiv dar. Zerbin verbleibt „Kind seiner Zeit“. Es gelingt ihm nicht, sich neu zu erfinden, menschlich elementare, genealogisch subversive Einflüsse hindern ihn daran. Hierin ist zu sehen, was als verborgenes Archiv dieser Erzählung eingeschrieben ist. Im *Augenblick* der Entscheidung gewinnt der urmenschliche Trieb den das Leben entscheidenden Einfluß, mag er auch noch so sehr durch moralische Kathederlehren gerechtfertigt werden.²⁵² Da er sich nicht von den „Pflichten des Naturgesetzes“ loslösen kann, verbleibt Zerbin im Einfluss der nachklingenden Vergangenheit in seiner Zeit. Doch sein Hadern zeigt, dass er sich dieser Situation bewusst ist und damit umzugehen sucht. Dass ihm dies mißlingt und sein Leben endet, ist ein bedauernswertes Schicksal.²⁵³ Aber die nächste Person, sei sie real oder literarisch, könnte daraus lernen und den entscheidenden Schritt gehen. So endet diese Erzählung in einem Patt zwischen Intention und Realität, zwischen Einflüssen vorgeschichtlicher menschlicher Triebe und der Orientierung an der Zukunft und sie verharrt im Patt genau dort, wo der Mensch sich neuerdings findet, in der „Gegenwart“. Auch dies, so könnte man sagen, ist eine „neuere Philosophie“ des Lebens. Auch Perikles war an den Traditionen gescheitert, als er, die herrschaftliche Position des Königs anerkennend, sich entschied, die verborgenen Einflüsse und Geheimnisse der Vergangenheit nicht aufzudecken. Doch es nutzt nichts. Einmal gedacht, nehmen die Ereignisse ihren Lauf.

²⁵² In seinem faktischen Verhalten verstößt Zerbin trotz der moralischen Vorlesungen gegen Gellerts Moralphilosophie.

²⁵³ Siehe auch Martin Rector: Zur moralischen Kritik des Autonomie-Ideals. Jakob Lenz' Erzählung »Zerbin oder die neuere Philosophie«. In: Inge Stephan / Hans-Gerd Winter (Hrsg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen...«. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz. Stuttgart / Weimar 1994. S. 294-308., S. 295: „In diesem Sinne läßt sich die kurze und traurige Geschichte Zerbins lesen als Parabel für das notwendige Scheitern, des „freihandelnden“ Menschen an den herrschenden „Umständen“, für die unausweichliche Verkehrung des abstrakt-idealen Autonomie-Anspruchs in die konkret-reale Determinations-Erfahrung.“

Während sich Gessner zuvor noch dem früheren Goldenen Weltalter zuwendet, richtet Lenz in „Zerbin“ seinen Blick in eine offene Zukunft, auch wenn diese noch nicht erreicht wird. Es ist ein langer Weg. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts suchten Schiller und Schlegel den Wert und die Bedeutung des Gegenwärtigen in der Literatur gegen die übermächtige Antikenrezeption zu begründen.

Ausgehend von Lenz' „Zerbin“ soll aber gefragt werden, ob diese Erzählung sich gegenüber zeitgenössischen Arbeiten im Kontext der Analyse von „Vorgeschichte und Gegenwart“ abgrenzen lässt. Die literarischen Forderungen der Zeit benennt Wieland, wenn er 1775 schreibt, nicht das Sein sondern das Werden sehe er als Wesen des Erzählens an; „[...] man muß uns begreiflich machen, *wie* sie das, was sie waren, *geworden sind*; [...]“. ²⁵⁴

Exemplarisch sollen andere Texte von Lenz aber auch Schriften von zwei Literaten, mit denen Lenz persönlich verbunden war oder auf die er sich in seinen Schriften bezieht, besprochen werden. Gemeint sind die Theaterstücke „Der Hofmeister. Oder Vortheile der Privaterziehung. Eine Komödie“ (1774) und „Die Soldaten. Eine Komödie“ (1776) von Lenz sowie die Romane „Leben der schwedischen Gräfin von G****“ (1747/48) von Christian Fürchtegott Gellert und die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ von Sophie von La Roche (1771).

Im übergeordneten Kontext finden sich im „Hofmeister“ und in den „Soldaten“ Darstellungen hierarchischer Strukturen zwischen Adel und Bürgertum oder auch zwischen dominierenden Männern (meist höheren Standes) und dominierten Frauen (meist niederen Standes); doch auch eine gesellschaftskritische Haltung wird darin zum Ausdruck gebracht. ²⁵⁵ Insbesondere in den „Soldaten“ wird das Verhalten von Männern gegen-

²⁵⁴ Christoph Martin Wieland: Unterredungen mit dem Pfarrer von In: Ders.: Sämtliche Werke. Band 30. Leipzig 1797. S. 512; zitiert nach Friedrich Voit: Nachwort, S. 152.

²⁵⁵ Hans-Jörg Grell: Theater. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 521-532., S. 523.

über Frauen ebenso kritisch thematisiert wie in „Zerbin“.²⁵⁶ Lenz beschreibt einen Zustand, den er aus eigener Anschauung kannte und beklagt Missstände, die er in einer Analyse über die „Soldatenehen“ auch konzeptuell zu lösen suchte.²⁵⁷ Das Theaterstück ist dabei eher eine systemische Gesellschaftsanalyse als eine Darstellung der charakterlichen Entwicklung und zeitlichen Verortung der Protagonisten wie etwa in „Zerbin“. In den „Soldaten“ erläutert die Gräfin La Roche der „gefallenen“ Marie:

„[...] aber Sie können sich damit trösten, dass Sie sich Ihr Unglück durch kein Laster zugezogen. Ihr einziger Fehler war, dass Sie die Welt nicht kannten, dass Sie den Unterschied nicht kannten, der unter den verschiedenen Ständen herrscht, [...]“²⁵⁸

Im „Hofmeister“ ist die Analyse der gesellschaftlichen Wertehierarchien etwas weiter gefasst und die Beziehungsprobleme nehmen hier ein harmonischeres Ende, da Gustchen trotz ihrer unehelichen Schwangerschaft ihren Geliebten, der nicht der Vater des Kindes ist, heiraten kann. Läufer, der eigentliche Vater, findet ebenfalls eine Partnerin, doch zuvor entmannt er sich als Reaktion auf die bekannt gewordene Geburt des Kindes und seine Vaterschaft. Möglicherweise folgt er damit dem Verständnis seiner dienenden Rolle und reagiert autoaggressiv, nachdem er ahnt, welches Leid er Gustchen zugefügt hat. Ein adliger Herr hätte dies, so darf man annehmen und aus den „Soldaten“ extrahieren, niemals getan. Faktisch beraubt sich Läufer damit seiner genealogischen Zukunft, auch wenn er bereits ein Kind gezeugt hat, das aber in anderen Verhältnissen groß werden wird.

In den drei Texten von Lenz stellt sich das Verhalten der Männer gegenüber den mit ihnen liierten Frauen also durchaus unterschiedlich dar: Im „Hofmeister“ beraubt sich „Läufer“ seiner Potenz und damit seiner Zukunft. In den „Soldaten“ setzen sich Des-

²⁵⁶ Jakob Michael Reinhold Lenz: Die Soldaten. Der Hofmeister. Frankfurt am Main 2008.

²⁵⁷ Lenz, Jakob Michael Reinhold: Ueber die Soldatenehen. Nach der Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek zum ersten Male hrsg. von Karl Freye. Leipzig, 1914.

²⁵⁸ Lenz: Soldaten. Hofmeister, S. 51.

portes und Mary schamlos über das Unglück Maries hinweg (auch wenn Stolzius beide vergiftet). In „Zerbin“ schließlich ist es eine Mischung des Verhaltens: Initial will sich Zerbin nicht zu Marie bekennen, später bereut er und begeht Suizid. Während Läufer es nicht schafft sich gegen die gegebenen Verhältnisse durchzusetzen und sich dem Willen des Vaters beugt („Mein Vater sagt: ich sei nicht tauglich zum Adjunkt.“²⁵⁹), gelingt es Zerbin aus den familiären Verhältnissen zu fliehen. Sein Handeln führt durch die Auseinandersetzung mit der familiären Vergangenheit in eine intendierte Zukunft, die sich zwar nicht realisiert, aber gedacht ist. Damit entsteht in der Erzählung ein Richtungspfeil Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft, der den so Zeitnahe entstandenen Dramen nicht eigen ist. Möglicherweise sind die Dramen als Bestandsaufnahme der Welt um Lenz, die Erzählung als Ausbruchversuch aus dieser Welt zu lesen. Im Juli 1775 schreibt Lenz an Sophie von la Roche, explizit Bezug nehmend auf „Die Soldaten“:

„Ich will aber nichts, als dem Verderbnis der Sitten entgegen arbeiten, das von den glänzenden zu den niedrigen Ständen hinab schleicht, und wogegen diese die Hülfsmittel nicht haben können, als jene.“²⁶⁰

„Zerbin“ kann hingegen als ein Indextext zur Wahrnehmung von gesellschaftlichen, speziell familiären „Vorgeschichten“ verstanden werden und als Beginn einer sich durch Handlung selbstverortenden und zukunftsorientierten Dynamik des Lebens. Im genannten Brief an Sophie von la Roche formuliert Lenz im weiteren auch indirekt seine Position zur Zeit, indem er sich von Wielands Verhinderung des Ausbruchs abgrenzt: „Er glaubt, den Menschen einen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen begreiflich macht, ihre Kräfte sein keiner Erhöhung fähig.“²⁶¹

Lenz stand im Austausch mit Sophie von La Roche, die 1771 ihren Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“²⁶² publizierte. Am 1. Mai 1775 schrieb er an sie:

²⁵⁹ Ebd., S. 79.

²⁶⁰ Lenz: Werke und Briefe, 3. Band, S. 326.

²⁶¹ Ebd., S. 326.

²⁶² Sophie von la Roche: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. 5. Aufl. München 2015.

„Und wie entzückt ich darüber sein muß die Züge Ihrer Hand in meinen Händen zu sehen, dieser Hand die die Sternheim schrieb, und von dieser so viel Gütiges für mich!“²⁶³

In den „Soldaten“ hatte er eine Dame des gehobeneren Standes „Gräfin de la Roche“ genannt. Diese bemüht sich um Marie und macht sie, unter der Bedingung keinen Mann zu treffen, zu ihrer Gesellschafterin. Lenz versucht Anfang März 1776 in einem Schreiben an Herder den Namen de la Roche noch auszutauschen.

„In den Soldaten muß der Name la Roche in die Gräfin von Rochau verwandelt werden ich wußte es nicht daß sie einen Sohn hatte, geschweige einen der bei Wieland im Hause war.“²⁶⁴

Herder wies das Ansinnen am 9. März 1776 in einem Brief an Lenz als inhaltlich nicht notwendig und logistisch nicht mehr möglich zurück und bot an, dafür alle Schuld für spätere Einwürfe zu übernehmen²⁶⁵

Vordergründig handelt die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ von einer jungen Frau, die zum Spielball der adligen Gesellschaft wird, da ihr stilles und karitatives Wesen sowie ihre Schönheit die Begierde einiger Adliger weckt und ihre Eroberung zum Ziel männlicher Phantasien und Machtspiele wird. In den hintertriebenen, brieflich ausgetauschten Winkelzügen kommt dies zur Darstellung. Im Gegensatz zum sozialen Engagement und Gewissen des Fräuleins von Sternheim, treibt die höfische Gesellschaft ihren Maskenball unbeirrt von den sich wandelnden Zeiten fort, ganz in der Tonlage einer Madame de Pompadour. Ähnlich wie Zerbin, finden wir das Fräulein von Sternheim in einer von individuellem Vorteil dominierten Welt, in der die sozialen Hierarchien auch im Adelsstand sichtbar werden. Ihre Zweckehe (faktisch Scheinehe) zur Flucht aus

²⁶³ Lenz: Werke und Briefe, 3. Band, S. 313.

²⁶⁴ Ebd., S. 390.

²⁶⁵ Ebd., S. 399.

der höfischen Gesellschaft, mündet zunächst in eine weitere Vereinsamung und Enttäuschung. Lenz schrieb in diesem Zusammenhang im Juli 1775 an Sophie von la Roche:

„Ich sage immer: die größte Unvollkommenheit auf unsrer Welt ist, daß Liebe und Liebe sich oft verfehlt, und nach unsrer physischen, moralischen und politischen Einrichtung, sich fast immer verfehlen muß.“²⁶⁶

Das soziale Verhalten und die gesellschaftliche Position des Fräuleins von Sternheim sowie das Verhalten der Adelsgesellschaft ihr gegenüber, resultiert aus einer Vorgeschichte, die teils bekannte (der erst vom Vater erworbene, damit niedere Adelstitel), teils sublime (moralische Erziehung durch den Vater als Gegensatz zur höfischen Moral) Auswirkungen auf sie und ihre Wahrnehmung durch Dritte hatte. Von einer frühen Prägung kann man hier sprechen, ebenso von einer familiär übermittelten Tugend. Auf dem Sterbebett resümiert der Vater dies:

„Doch trenne ich mich leichter von der ganzen Erde als von dem Gedanken an meine Tochter. Ich erinnere mich hier an eine Unterredung zwischen uns, von der Stärke der Eindrücke, die wir in unserer Jugend bekommen.“²⁶⁷

Genealogisch gehen Prinzipien auf das Fräulein über, die der Vater in ihr fortgesetzt sieht.

„Mein Vater hatte mir zwei Sachen sehr eingeprägt, nämlich die Gewißheit des Wiedervergeltungsrechts und den Lehrsatz der Wohltätigkeit unsers Beispiels.“²⁶⁸

Im Begriff des „Wiedervergeltungsrechts“ sieht der Vater die Weitergabe des in der Erziehung vermittelten Umgangs repräsentiert, der „[...] durch meine Kinder an mir wür-

²⁶⁶ Ebd., S. 324.

²⁶⁷ la Roche: Sternheim, S. 52.

²⁶⁸ Ebd., S. 52-53.

de gerächt oder belohnt werden; [...].“²⁶⁹ Durch ihre Tugend, besser intrinsische Haltung, übersteht Sophie von Sternheim den Versuch einer Verkuppung mit dem Fürsten, die von Lord Derby initiierte Scheinehe und ihr versteckt werden, wodurch gegenüber Lord Derby ihr Tod vorgetäuscht werden soll. Ihrem Sohn gibt sie schließlich den Namen ihres Schwagers Lord Rich und verbindet damit Tugenden als prägende Kraft für die Entwicklung des Kindes: „»Hier haben Sie Ihren jungen Rich; Gott gebe ihm mit Ihrem Namen Ihren Geist und Ihr Herz!«“²⁷⁰

In „Zerbin“ gibt Lenz einen Hinweis auf einen weiteren Autor seiner Zeit, Christian Fürchtegott Gellert. Gellerts hier interessierender Roman „Leben der schwedischen Gräfin von G****“ wurde 1747/48 publiziert.²⁷¹ Das Leben der schwedischen Gräfin ist von vielen Zufällen geprägt und zeigt, ebenso wie der Roman von Sophie von La Roche, die Intrigen und die egoistische Macht der höfischen Gesellschaft. Während Sophie von Sternheim sich keinen anderen Rat weiß den Nachstellungen des Fürsten zu entkommen, als mit Lord Derby eine Ehe einzugehen (die dieser allerdings fingiert, indem er seinen Gehilfen als Priester ausgibt, der dann die „Trauung“ vollzieht), lernt die schwedische Gräfin die Macht des Hofes kennen, als sie sich den Annäherungsversuchen des Prinzen S. verwehrt. Dieser wiederum sorgt dafür, dass der schwedische Graf am Hof nicht mehr gelitten und nach einer verlorenen Schlacht letztlich auch für seinen (scheinbaren) Tod mit verantwortlich gemacht wird.

Es sind also soziale Konflikte, die die beiden Romane aufzeigen. Es finden sich auch in der „schwedischen Gräfin“ Einflüsse einer Vorgeschichte. Im Vergleich zum „Fräulein von Sternheim“, sind diese in Gellerts Roman für die Protagonisten und die Leser jedoch weit weniger vorhersehbar. Nach einer standesgemäßen Heirat (ihr Vater war ein Livländischer von Adel) mit dem Grafen, beeinflusst ihre spätere Kenntnis um uneheliche Kinder des Grafen mit Caroline das Selbstverständnis der Gräfin als Ehefrau und führt zur Verbannung der früheren Geliebten nach Livland. Die Gründe der vormaligen Trennung des Grafen von Caroline werden nur angedeutet: Die gesellschaftliche Stellung habe eine Ehe nicht erlaubt. Die Mutter (Caroline) der beiden Kinder lebt mit ih-

²⁶⁹ Ebd., S. 53.

²⁷⁰ Ebd., S. 346.

²⁷¹ Christian Fürchtegott Gellert: *Leben der schwedischen Gräfin G*****. Hrsg. von Jörg-Ulrich Fechner. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 1985.

rem Sohn (Carlson) in der Nähe des Landsitzes des schwedischen Grafen. Sie geht davon aus, dass ihre Tochter (Mariane) verstarb. Sie hatte diese zu ihrem Bruder nach Holland gegeben, wo sie erkrankte. Letztlich stellt sich heraus, dass die beiden Kinder leben und eine Ehe schließen sowie ein Kind zeugen, ohne von ihrem Verwandtschaftsverhältnis gewusst zu haben. Erst die Rückkehr des Bruders der Mutter aus Ostindien enthüllt dies. Aber auch im unmittelbaren Leben der Gräfin ereignen sich ungeahnte Wendungen aus der familiären Vorgeschichte heraus. Durch einen Wechsel der persönlichen Situation (vermeintlicher Tod des Grafen) ist sie nun recht ad hoc in der Lage und bereit, sich einem bürgerlichen Leben zuzuwenden: Sie verständigt sich mit Caroline, zieht mit Herrn R** und Carolines Sohn nach Amsterdam zur Familie eines Vetters von Herrn R** und heiratet Herrn R** schließlich, ihren Adelsstand gegenüber Dritten möglichst verbergend („Man hielt mich in unserm Hause für eine Anverwandtin der Wirtin.“²⁷²). Beide haben gemeinsam eine Tochter. Zehn Jahre nach dem (vermeintlichen) Tod des Grafen erscheint dieser wieder, nach langer russischer Gefangenschaft. Sie arrangieren sich zu dritt und Herr R** bleibt ihr Freund.

In Gellerts Roman wird das Thema der unbekanntenen Abstammung wiederholt dargestellt: Die unehelichen Kinder des Grafen heiraten, da sie nicht voneinander wissen, zumal ihre Mutter annahm, die Tochter sei gestorben. Die schwedische Gräfin heiratet den Freund ihres Mannes, da dieser als tot galt. Auch die (ueheliche) Tochter des Grafen heiratet nach dem Tode ihres Bruders und Ehemanns (ähnlich wie der Graf war er beim Militär erkrankt und verstarb) den besten Freund ihres Mannes (Herrn Dormund). Beide ersten Ehemänner hatten ihren Frauen die jeweiligen Freunde als möglichen Partner ans Herz gelegt. Der zweite Ehemann Marianes bekennt aber, dass er den Freund Carlson mit Gift getötet hatte, um dessen Frau ehelichen zu können. Nach dem Geständnis verschwindet er, ebenso zieht sich der zweite Ehemann der schwedischen Gräfin zurück, als der Graf wieder erscheint. Gellert dekliniert in seinem Roman die vielfältigen Einflüsse von Leidenschaften und Verbrechen durch, denen das Leben der Protagonisten durch „ungewusste Vorgeschichten“ ausgesetzt ist.

Auch wenn sich im „Leben der schwedischen Gräfin von G***“, der „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ und in „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ wesentliche Ein-

²⁷² Ebd., S. 33.

flüsse einer Vorgeschichte auf die Situation der Protagonisten finden lassen, so unterscheidet sich ihre Aussage dennoch in Hinsicht auf Actio und Reactio. In Gellerts wie in Sophie von la Roches Romanen sehen wir, wie die Protagonisten auf ihnen bekannt werdende Einflüsse reagieren. Das Fräulein von Sternheim versucht sich dem Prinzen zu entziehen, die schwedische Gräfin organisiert ihr Leben nach dem vermeintlichen Tod des Grafen und nach seiner Rückkehr neu. In „Zerbin“ hingegen kommt es zum bewussten Handeln, als Versuch, das von der familiären Vorgeschichte vorgegebene Leben in die eigenen Hände zu nehmen und zu gestalten, Entwicklung durch Bewegung, auch wenn es in einem Scheitern mündet. In uns das Jetzt, oder mit uns das Momentum, dies ist Zerbins Aussage; in uns die Vergangenheit, so könnte man den Inhalt der beiden Romane von La Roche und Gellert überschreiben. Eine Vorgeschichte aber ist allen innewohnend. Dies allein aber bedingt noch nicht einen verständigen Umgang damit. Das Leben hat letztlich eine faktische „Gegenwart“, die der Einzelne an sich verspürt, er lebt im Hier und Jetzt. Weniger eindeutig ist, ob er sich Gedanken über die Zukunft macht oder als „Tagträumer“ in der Welt lebt. Weniger eindeutig ist, welche Vorstellungen von seiner Herkunft, seiner Vorgeschichte oder der Vorgeschichte im Allgemeinen er hat oder haben kann. Das intuitive Fühlen einer Existenz bedeutet noch nicht, dass danach gefragt wird. Im Fragen allerdings erwächst eine neue Ebene des Seinsverständnisses, das verbalisiert und kommuniziert wird und den Menschen auf eine höhere Erkenntnisstufe bringt.

Halten wir fest: Die Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ gewinnt gegenüber anderen Texten der Zeit eine besondere Position, da hierin die individuelle Gegenwart explizit erkannt wird und sich der Protagonist, ablösend von der Vergangenheit, der Zukunft zuwendet. Überhaupt entwickeln literarische Texte im 18. Jahrhundert mit Fallgeschichten eine Schreibweise, die sich abhebt von der „normativen Beispielerzählung“ hin zu „scheiternden Lebensläufen“.²⁷³ Es sind die Anormalitäten, die hervorgehoben werden, die Abhängigkeiten und Kausalketten, die aufgezeigt werden: „[...] kein Recht ohne Verbrechen, keine Medizin ohne Krankheit, keine Moral ohne Sünde, keine Erfahrungsseelenkunde ohne auffälliges Verhalten, keine Psychiatrie ohne Wahn-

²⁷³ Nicolas Pethes: „sie verstummten – sie gleiteten – sie fielen“. Epistemologie, Moral und Topik des ‚Falls‘ ” in Jakob Michael Reinhold Lenz’ ”Zerbin“. Zeitschrift für Germanistik 16 (2/2009), S.330-345., S. 332.

sinn.²⁷⁴ Das Schicksal des Einzelnen wird zur paradigmatischen Metapher der Gesellschaft, der „Fall“ zum Sinnbild physischen und metaphysischen Scheiterns, des Sündenfalls Zerbins, des faktischen Sturzes (wie Eckbert in Tiecks Erzählung „Der blonde Eckbert“ nach Kenntnis um die Inzestthematik mit Bertha umfällt), dem Abfall vom moralischen, biblischen Codex (wie Zerbin in der gleichnamigen Erzählung).²⁷⁵ Getrieben von sexuellen Lüsten gibt Zerbin seine Autonomiebestrebungen auf und folgt dem „Sündenfall“ Adam und Evas, die wie er der „Konkupisdenz“ voreilig nachgegeben hatten.

In seinen erst in 1990ern wieder zugänglich gewordenen „Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen“ aus den 1770er Jahren, sieht Lenz den Sündenfall an sich nicht als problematisch an, wohl aber seine ungeduldige Befriedigung.²⁷⁶

“Ist die „elastische Feder“ des Begehrens einmal abgespannt, verschwindet auch die Spannkraft des Geistes, die bisher in Zerbin den Glauben an die Willensfreiheit und an die sittliche Autonomie des Menschen aufrechterhalten hat.“²⁷⁷

²⁷⁴ Ebd., S. 332.

²⁷⁵ Ebd., S. 332-333.

²⁷⁶ Jakob Michael Reinhold Lenz: Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen. Faksimiledruck der Ausgabe. Frankfurt / Leipzig 1780. Mit einem Nachwort, hrsg. von V. Christoph Weiß. St. Ingbert 1994.

²⁷⁷ Krebs, Roland: „In Marmantels Manier, aber wie ich hoffe nicht mit seinem Pinsel.“ „Zerbin“ als „moralische Erzählung“. In: Inge Stephan / Hans-Gerd Winter (Hrsg.): „Die Wunde Lenz“. J.M.R. Lenz. Leben, Werk und Rezeption. Bern 2003. S.129-143., S.140-141.

Dennoch liegt gerade im Drang zum Handeln der Impetus zur menschlichen Entwicklung.²⁷⁸

Die Notwendigkeit einer ökonomischen Absicherung als Grundlage für zukünftige Entwicklungen ist ebenfalls Gegenstand literarischer Texte. Dieser Aspekt soll im folgenden Kapitel dargestellt werden.

²⁷⁸ Thomas Ehram: Unverschämte Sachen: eine Entdeckung: Jakob Michael Reinhold Lenz' „Philosophische Vorlesungen“. Schweizer Monatshefte: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur. 75 (7-8/1995), S.24-27. und Bosse / Lehmann: Sublimierung.

5. Ökonomie als Sinnbild der zukunftsorientierten „Gegenwart“

Die Neuordnung sozialer Strukturen gibt es dem Einzelnen auf, sich aus der Gegenwart eine Zukunft zu erschließen. Es verwundert somit nicht, dass sich auch ökonomische Aspekte in literarischen Texten der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden, denn der Richtungspfeil der Zeitwahrnehmung verweist nach vorne und nicht in die Vergangenheit. In der Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ von Lenz hatten wir die Verquickung zwischen dem Aufbruch in die Zukunft und ökonomischen Zielen bereits kennen gelernt. Zerbin will Geld verdienen, um damit den vom Vater an seinen Kunden unehrenhaft angerichteten Schaden, wieder gut zu machen. Sein Aufbruch in die Zukunft hat also auch eine primär ökonomische Komponente, allerdings mit einem starken sozialen Bezug.

In Ludwig Tiecks Kunstmärchen „Der blonde Eckbert“ lernen wir eine egoistischere Variante der finanziellen Absicherung kennen.²⁷⁹ Der Erzähler führt den Leser in eine namenlose Region des Harzes, in der Eckbert und seine Frau Bertha zurückgezogen leben. Zukunftslos, da kinderlos, sind sie, so hören wir, der Einsamkeit und dem Partner zugetan. Als einen der wenigen Freunde führt der Erzähler Philipp Walther ein, der das Paar häufig besucht. Er beschäftigt sich mit der Natur, die er in Ordnung bringt, lebt offenbar allein und verfügt über ein kleines Vermögen, das ihn unabhängig macht. Die Sorglosigkeit Walthers steht im Kontrast zur Melancholie Eckberts, der sich nur nach außen fröhlich zeigt. In einem von Emotionalität getragenen Moment (damit die kognitive Selbstkontrolle überwindend) erzählt Bertha dem Freund in einer Analepse ihre Lebensgeschichte. Aufgewachsen in ärmlichen Verhältnissen und wenig geschätzt in der Familie, träumt sich die kleine Bertha in eine wohlhabende Zukunft, träumt von Gold und Silber und von Edelsteinen. Nach körperlichen Züchtigungen verlässt sie, quasi automatisch, „[...] fast ohne, dass ich es wusste, [...]“²⁸⁰ das Elternhaus und flieht in den Wald. Trotz vieler Entbehrungen obsiegt ihr Lebenswille und sie kommt zu einer alten Frau, die ihr zu essen gibt. Nahezu paradiesisch wirkt die Waldesgegend auf sie. Wasserfall und Quellen rieseln dahin und vom Rieseln der ewigen Zeit singt der Vogel der

²⁷⁹ Ludwig Tieck: Der blonde Eckbert. In: Ders.: Der blonde Eckbert. Der Runenberg. Märchen. Stuttgart 2015. S. 3-25.

²⁸⁰ Ebd., S. 6.

Alten. Bertha spinnt für die Alte den Faden, aber sie spinnt auch an ihrem eigenen Lebensfaden. Bildung wird ihr zuteil. Sie lernt lesen und nutzt die Bücher des Hauses. Mit dem Lesen spinnt sie eine Phantasie, in der sie den schönsten Ritter der Welt für sich imaginiert. Sie lebt mit Vogel und Hund, die sie in Abwesenheit der Alten versorgt. Der Vogel nun erweist sich als wahrer Goldesel, er legt täglich ein mit Edelsteinen gefülltes Ei. Mit dem älter werden erkennt sie die Bedeutung der Edelsteine und nutzt schließlich die Abwesenheit der Alten, um sich mit dem Vogel davon zu stehlen, weiter Ritter und Prinzen vor Augen. Sie erträgt schließlich die Rückverweise des Vogels an die entflohenen Vergangenheit nicht mehr und tötet ihn. Aus Angst man könne auch sie berauben und ermorden, nähert sie sich einem jungen Ritter, der ihr gefiel und gab ihm ihre Hand. Der lauschende Walther hatte an entscheidender Stelle den Namen des zurück gelassenen Hundes genannt. Bertha hingegen hatte sich an den Namen „Strohman“ nicht erinnern können. Sie erkrankt vor Angst entlarvt zu sein und verstirbt, während Eckbert Walther tötet, im Versuch, das Ausgesprochene ungeschehen zu machen. Umsonst.

In dieser Ebene des Kunstmärchens begegnen uns in der Binnenerzählung Berthas wesentliche Elemente einer zukunftsorientierten Gegenwartswahrnehmung. In den Lebenswelten Berthas, zu Hause, wie bei der Alten, träumt sie sich in eine Zukunft, für deren Realisierung sie auch handelt: Sie läuft von zu Hause weg, sie lernt Lesen und erwirbt damit Wissen und sie eignet sich den Edelstein legenden Vogel an. Bei allen Träumereien, nennen wir es Zukunftsvisionen, erkennt sie die Währung der Welt, die Edelsteine, die sie zu Geld machen kann. Wunschtraum und Sicherheit erkaufte sie sich zudem im „blonden Eckbert“. Wie in einem Trivialroman wird die Lebenswelt entwickelt, doch zeigt Tieck hierin, das Wesen dieser Zeit. Gestaltung durch Handeln, Kompetenz durch Wissen, Geld als Schlüssel zur Prosperität. Dass diesem Leben auch andere Zwänge inne wohnen, wird später darzustellen sein. Hier sehen wir zunächst das Ziel des Überlebens, erreicht durch finanzielle Mittel, die es gleichwohl auch gefährdet erscheinen lassen. Der Nachklang des unlauteren Erwerbs, soviel sei an dieser Stelle gesagt, lässt erahnen, dass sich Zukunft nicht ohne Vergangenheit gestalten lässt. Von Eckberts Motiven, die Ehe zu schließen, erfahren wir nichts. Von der kontemplativen Lebenssicherheit eines Walther, sind Eckbert und Bertha jedenfalls weit entfernt.

Auch Jean Pauls „Siebenkäs“²⁸¹ erkennt, in ärmlichen Verhältnissen lebend, die Bedeutung finanzieller Mittel, um eine Zukunft zu gestalten, zumal an der Seite einer jüngst geheirateten Ehefrau. Die engsten Freunde Siebenkäs und Leibgeber hatten als Symbol der Freundschaft ihre Namen getauscht.²⁸² Siebenkäs, eigentlich Leibgeber, stellt dies vor ungeahnte Probleme, als er ein Erbe antreten soll und hierfür seine wahre Identität belegen muss. Zwar hatte sich Siebenkäs zur Legitimation seiner ursprüngliche Identität als „Leibgeber“ von seinem Vormund Heimlicher von Blasius schriftlich bestätigen lassen, auch unter dem Namen Siebenkäs das Erbe antreten zu können,

„[...] aber der Heimlicher Blasius hatte, um das unglaublich verschwendete Papier zu schonen, seine Anerkennung des eingetauschten Namens mit einer Dinte geschrieben, welche von selber wieder den Papierbogen verläßt und durch Verfliegen ihn gleichsam weiß wieder herstellt und rehabilitiert in integrum.“²⁸³

Die sicher geglaubte Legitimation seiner ursprünglichen Identität verschwindet mit der Tinte. Ähnlich wie in „Zerbin“ erweist sich das Kappen der familiären Bindungen als

²⁸¹ Jean Paul: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs. In: Ders.: Sämtliche Werke. Abteilung I, zweiter Band. Hrsg. von Norbert Miller. 4. korrigierte Auflage. München / Wien 1987. S. 7-576., S. 39.

²⁸² Maximilian Bergengruen: Pol und Gegenpol eines Magneten. Zwei Studien zu Jean Pauls Konzept der Doppelautorschaft in *Siebenkäs*, *Flegeljahren* und *Komet*. In: Elsbeth Dangel-Pelloquin / Helmut Pfotenhauer / Monika Schmitz-Emans / Ralf Simon (Hrsg.): Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 45(2010), S. 45-79., S. 48: Bergengruen verweist darauf, dass bald nach dem *Siebenkäs* die Doppeltgänger Darstellung von Leibgeber und Siebenkäs psychiatrisch durch Johann Christian Reil (Rhapsodien, 1803) als Persönlichkeitsspaltung beschrieben wurde. Reils Konzept der „geistigen Dissoziation“ wurde u.a. durch Franz Anton Mesmer angeregt, der durch Experimente mit dem Magnetismus zu der Erkenntnis kam, dass die nervenleidenden Patienten zwei unterschiedliche Persönlichkeiten aufweisen, eine davon zeige sich im Nervenfall, die andere im Zustand des Wohlbefindens.

²⁸³ Jean Paul: Siebenkäs, S. 56.

ökonomisches Risiko in einer Gegenwart, die der Zukunft und den darin liegenden Potentialen zustrebt.

Doch die Konstellation der verblässenden Tinte im „Siebenkäs“ hat einen weiteren, „ökonomischen“ Aspekt, denn das Vermögen fällt dem Heimlicher Blasius zu, sollte sich Leibgeber (alias Siebenkäs) nicht innerhalb einer gesetzten Frist bei der Erbschaftskammer melden. Es gibt also vielfältige Interessen am (gefährdeten) Identitätsnachweis.

Das ökonomisch getriebene und motivierte Handeln der Protagonisten in den drei literarischen Texten charakterisiert mittelbar und unmittelbar die Zeit der neuen Gegenwartswahrnehmung. Nur mit dem Gewinn einer pekuniären Absicherung, lässt sich ein neues, an der Zukunft orientiertes Leben gestalten. Guter Wille, Raub und Identitätssuche dienen diesem einen Ziel und scheinen den Aufbruch in die Moderne vielfältig abzubilden.

Doch wenden wir den Blick auf ein Detail des „Blonden Eckbert“, der die Zeitbezüge komplexer fasst. Bei ihrem Aufenthalt bei der Alten muss Bertha „spinnen“ und für Hund und Vogel sorgen.²⁸⁴ Dem Spinnen des Fadens können unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden. Da ist zunächst die Analogie zum Faden, den die Königstochter Ariadne dem Theseus schenkte, damit dieser nach der Tötung des Minotaurus den Weg aus dem Labyrinth finden würde. Einen solchen Faden zu spinnen, heißt, die Verbindung zur Vergangenheit nicht abreißen zu lassen. Wie wichtig dies auch in der neu empfundenen, zum Fortschreiten in die Zukunft aufrufenden Gegenwart ist, kann aus den Texten sehr wohl heraus gelesen werden. Zerbin, aufgebrochen um sich selbst in der Welt zu bewähren, versucht im Scheitern den Rückgriff zum Vater, als seine Beziehung zu Marie für ihn problematisch wird und ihn in seinem Vorwärtstreben zu behindern droht. Aber der Vater ist selbst verarmt und kann nicht helfen. Bertha, im „Blonden Eckbert“, zerschneidet den Faden zur Vergangenheit, als sie den Vogel tötet und gerät in gefühlte Not, die sie durch den Schutz Eckberts zu kompensieren sucht. Bei „Siebenkäs“ wiederum löst sich der Faden auf, die Tinte verblasst und er schwebt

²⁸⁴ Tieck: Eckbert, S. 11.

allein in seiner Gegenwart, bodenlos könnte man sagen. Wie kann man sich da abstoßen in Richtung Zukunft.

Doch auch eine andere Analogie zum Spinnen lässt sich ziehen, diesmal die Herausforderung des Glücks anzeigend. Arachne, die begabte und selbstbewusste Weberin, gewann den Wettstreit mit der Göttin Minerva/Athene und wurde zur Strafe in eine Spinne verwandelt, die nun ad infinitum Fäden spinnt. Daraus entsteht ein Netz, als Absicherung zukünftiger Lebensläufe denkbar. Im Zeitstrang von Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft dechiffriert das Bestreben nach ökonomischem Gewinn ein Lebensziel, das ganz ohne Bezug zur persönlichen Vergangenheit, dem familiären Netz, nur schwerlich erreicht werden kann.

Nehmen wir einen Exkurs, um die Bedeutung des Spinnens im Kontext der genealogischen Bezüge zur Gegenwart zu illustrieren. Gustave Flauberts Roman „Madame Bovary“ (1856)²⁸⁵ erzählt die Geschichte Emmas, die den Landarzt Bovary heiratet und feststellen muß, dass dieser kein weltgewandter und erfolgreicher Mensch ist. Ihre Lebensphantasie von einer Welt der Schönen und Reichen lebt sie in Liebschaften aus, scheinbar großzügig unterstützt durch den lokalen Apotheker Homais. Als ihre Untreue bekannt wird und sie die Schuldenforderungen einholen, nimmt sie sich das Leben. Zurück lässt sie ihren Mann, der bald stirbt, und die gemeinsame Tochter Berthe. Emma und Charles Bovary lernten sich im Hause Emmas kennen, als Charles ihren erkrankten Vater erfolgreich behandelte. Beim ersten Krankenbesuch nimmt er mit Emma einen Imbiss, bevor er fährt. An der Wand des Speiseraumes hing „[...] ein mit Bleistift gezeichneter Minervakopf [...]“²⁸⁶ Minerva/Athene, die Göttin der Kunst, des Handwerks und der Handarbeit, spinnt Fäden, wie auch Emma, die sich ihr Leben ebenso zusammenträumt, wie zuvor schon Bertha im „Blonden Eckbert“. Das Fäden spinnen ist nicht nur Symbol schriftstellerischer Tätigkeit, sondern auch der Lebensplanung, literarisch wie real. So webt Flaubert in „Madame Bovary“ ein Netzwerk von Phantasien und Intrigen zum Roman. Am Ende schließlich, nach dem Tod der Eltern und ohne familiäre Hilfe, lebt Berthe, das Kind der beiden, bei einer armen Tante und wird in eine Baumwollspinnerei gegeben, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und dies erfahren wir „[...] ausgerechnet in dem Satz, in dem die erzählte Zeit die Gegenwart des Erzählen

²⁸⁵ Gustave Flaubert: Madame Bovary. Sitten in der Provinz. Frankfurt a.M. 2008.

²⁸⁶ Ebd., S. 28.

einholt.“²⁸⁷ Berthe, wie auch Bertha im „Blonden Eckbert“, spinnen den Faden weiter, der sie mit der Vergangenheit verbindet und auch ein Netz kreiert für eine Zukunft beider. Marcel Proust greift den Faden von Flaubert auf und spinnt ihn weiter in seinem Romanzyklus „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. Auch ihm war bewusst, „Archive des Verborgenen“ enthalten die Wurzeln unserer Gegenwart als Sprungbrett einer Zukunft.

Dass familiäre Belange als verborgene Vorgeschichte das Leben der Menschen begleiten, wird exemplarisch im literarischen Topos des Inzest zum Ausdruck gebracht.

²⁸⁷ Edi Zollinger: Proust-Flaubert-Ovid. München 2013., S. 192.

6. Inzest als Sinnbild der „verborgenen Vorgeschichte“

Im literarischen wie historischen Sinne gewinnt im 18. Jahrhundert die nicht gewusste oder noch nicht Gewusste, damit faktisch unbekannt oder nicht dokumentierte Vergangenheit an Einfluss auf das Gegenwärtige.²⁸⁸ Sinnbildlich hierfür stehen die verborgene sexualisierte Gewalt und der Inzest, Themen, die in literarischen Texten der Zeit aufgegriffen werden.²⁸⁹

Die oft verborgene Tat einer Vergewaltigung entfaltet Einfluss auf die erzählte Geschichte. Literarische Verarbeitungen finden sich etwa in Heinrich Leopold Wagners Theaterstück „Die Kindermörderin“, Heinrich von Kleists Erzählung „Die Marquise von O...“ sowie (als Angst vor einer drohenden Vergewaltigung) in Gottfried Ephraim Lessings bürgerlichem Trauerspiel „Emilia Galotti“. Juristisch entwickelte sich Ende des 18. Jahrhunderts die Beurteilung einer Vergewaltigung im „Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten“ (1794) zur Straftat und galt nicht mehr nur als Verbrechen gegen die Ehre. Damit wird auch der erzwungene Beischlaf an einer bewusstlosen Frau zu einem besonderen Straftatbestand, worauf Heinrich von Kleists Erzählung „Die Marquise von O...“ fußt.²⁹⁰

Auch Lenz greift in der Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ (1776) mit der „verhehlten Schwangerschaft“ Maries ein solches Thema auf.²⁹¹ Zerbin hatte sein Verhalten Marie und ihrer Schwangerschaft gegenüber als „Naturrecht“ postuliert. Dieses

²⁸⁸ Johannes F. Lehmann: Vorgeschichte und Gegenwart um 1800. In: Maximilian Bergengruen / Roland Borgards / Johannes F. Lehmann / Cornelia Zumbusch: Vorgeschichten - Wissensfigur und Erzählform. Beschreibung des Vorhabens. Manuskript 2016., S. 7.

²⁸⁹ Jacob Grimm: Über die Notnunft an Frauen. In: Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft 5 (1841), S. 1-29. Zitiert nach Gesa Dane: »Zeter und Mordio« Vergewaltigung in Literatur und Recht. Göttingen 2005., S. 7.

²⁹⁰ Dane: Zeter, S. 74-80.

²⁹¹ Oscar Helmuth Werner: The unmarried mother in German literature: with special reference to the period 1770-1800. Reprint der Originalausgabe New York, 1917. New York 1966.

Argument dient nach Martin Rector als Versuch den „[...] Sündenfall als vermeidbar zu denken [...].“²⁹² Das Schicksal der betroffenen Frauen, speziell ihren häufig folgenden sozialen Abstieg, griff eine Preisfrage des Mannheimer Theaters im Jahre 1781 auf. Sie fragte nach den praktikabelsten Mitteln die Kindstötung zu verhindern, ohne die Prostitution zu fördern. Dreihundertfünfundachtzig Einsendungen aus vielen europäischen Ländern wurden gezählt.²⁹³ Akademische Preisfragen öffneten im 18. Jahrhundert einen Diskurs jenseits exklusiver akademischer Zirkel, auch wenn hauptsächlich Akademiker zu den Antwortenden zählten. Im Sinne Niklas Luhmanns dient die damit hergestellte Öffentlichkeit weniger dazu, die Meinungen auszufeuchten, sondern gesellschaftlich relevante Themen zu sortieren.²⁹⁴

Die Darstellung des Kindsmordes findet sich gehäuft in der Literatur zwischen 1772 und 1791.²⁹⁵ Der Handlungsimpuls der Frauen liegt dabei, im Gegensatz zur Darstellungen in Antike und Mittelalter, nicht in Rache oder berechnenden Handlungen, sondern vielmehr in emotionalen Gefühlszuständen, in die die verzweifelten Frauen gerieten.²⁹⁶ Da die Literatur zunehmend gesellschaftliche Kommentare formulierte und nicht allein der schönen Form diene, förderte dies die Darstellung dieser Thematik.²⁹⁷ Gesellschaftlich fusste die Beziehung der Ehepartner im späteren 18. Jahrhundert zunehmend mehr auf einer (intendierten) Liebesheirat als auf einer Zweckgemeinschaft zum Erwerb des Lebensunterhaltes. Sexualität wurde reglementierter unter dem Einfluss der Vernunft-

²⁹² Rector: Kritik, S. 307.

²⁹³ Heinrich Bosse: Dialogische Öffentlichkeit. Preisfragen und Preisaufgaben im 18. Jahrhundert. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte 43(2/2018), S. 235-254., S. 243.

²⁹⁴ Niklas Luhmann: Öffentliche Meinung. Politische Vierteljahresschrift XI (1970), S. 2-28. S. 9f. Zitiert nach Bosse: Öffentlichkeit, S. 250-251.

²⁹⁵ Kirsten Peters: Der Kindsmord als schöne Kunst betrachtet. Eine motivgeschichtliche Untersuchung der Literatur des 18. Jahrhunderts. Würzburg 2001., S. 9.

²⁹⁶ Ebd., S. 11.

²⁹⁷ Ebd., S. 13.

prinzipien der Aufklärung.²⁹⁸ Es ist somit nachvollziehbar, dass auch „gefährdete und scheiternde Familienbeziehungen“ in der Literatur der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts thematisch artikuliert wurden.²⁹⁹

Doch neben der Thematik um sexualisierte Gewalt ist es insbesondere der Inzest, der in literarischen Texten häufig zu Darstellung kommt.³⁰⁰ Inzestdarstellungen mögen dabei auch einen geheimnisvollen erzählerischen Effekt haben, der eine Spannung aufbaut und das Interesse der Leser weckt. Gottsched hatte schon 1730 auf die Schwierigkeit hingewiesen, ein zunehmend aufgeklärtes Publikum zu unterhalten und die Leser zu binden.³⁰¹ Der Roman, für den noch keine festgeschriebene Form definiert war, bot eine mögliche Darstellungsform und den Raum für die Entwicklung von den Leser ansprechenden Protagonisten und Geschichten.³⁰² Die Anzahl der Neuerscheinungen von Romanen stieg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von unter 100/Jahr um 1750 auf mehr als 1700/Jahr um 1800. Die Zahl der Neuerscheinungen von Schauspielen stagnierte hingegen ab 1770 auf etwa 1000/Jahr und hatte um 1750 etwa 100/Jahr betragen.³⁰³ Texte, die den Inzest thematisieren, zeigen einen Peak zwischen 1760 und 1820. Dies wird deutlich bei der Analyse der Häufigkeit des Nachweises des Begriffs in Tex-

²⁹⁸ Gerhard Sauder: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang. Stuttgart 2003. S. 13-36., S. 21.

²⁹⁹ Peter Nusser: Deutsche Literatur. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Vom Barock bis zur Gegenwart. Darmstadt 2012., S. 139.

³⁰⁰ Claudia Jarzebowski: Inzest. Verwandtschaft und Sexualität im 18. Jahrhundert. Köln 2006.

³⁰¹ Johann Christoph Gottsched: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen. In: Ders.: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Horst Steinmetz. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart. 2009. S. 12-196., S. 104: „Nun bewundert man nicht Gemeines und Alltägliches, sondern lauter neue, seltsame und fürtreffliche Sachen. Daher mußten auch die Poeten auf was Ungemeines denken, dadurch sie die Leute an sich ziehen, einnehmen und gleichsam bezaubern können.“

³⁰² Jarzebowski: Inzest, S. 142-144.

³⁰³ Ebd., S. 257.

Inzest als Sinnbild der „verborgenen Vorgeschichte“

ten der Literatur, der Wissenschaft und in Zeitungen zwischen 1600 und 1999 (Abbildung 1). Die Nennung von „Vergangenheit“ und „Zukunft“ steigt parallel dazu an (Abbildung 2-3).

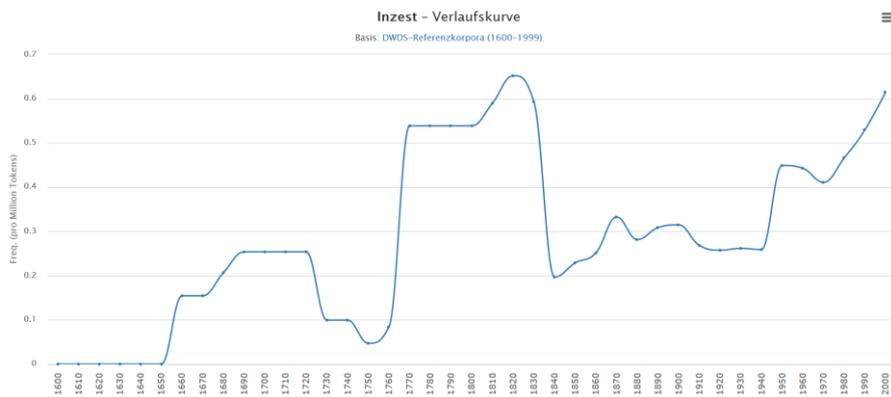


Abbildung 1

Häufigkeit des Begriffs „Inzest“ in der Literatur zwischen 1600 und 1999.³⁰⁴

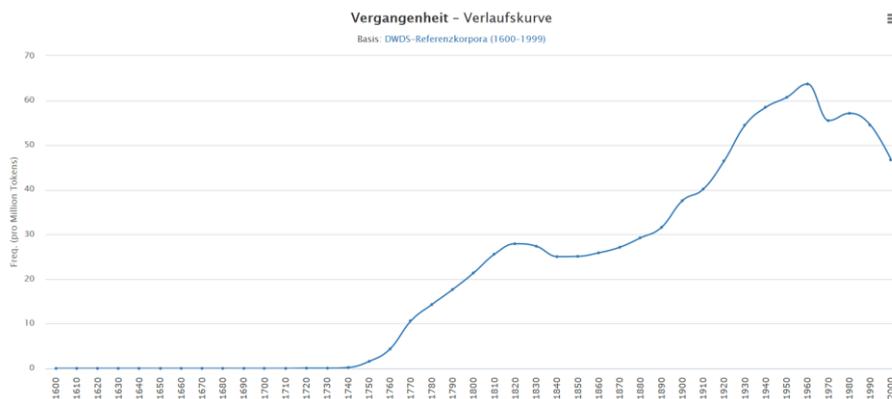


Abbildung 2

Häufigkeit des Begriffs „Vergangenheit“ in der Literatur zwischen 1600 und 1999.³⁰⁵

³⁰⁴ Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache. Begriff: „Inzest“. URL: <https://www.dwds.de>. (abgerufen am 18.12.2019).

³⁰⁵ Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache. Begriff: „Vergangenheit“. URL: <https://www.dwds.de>. (abgerufen am 18.12.2019).

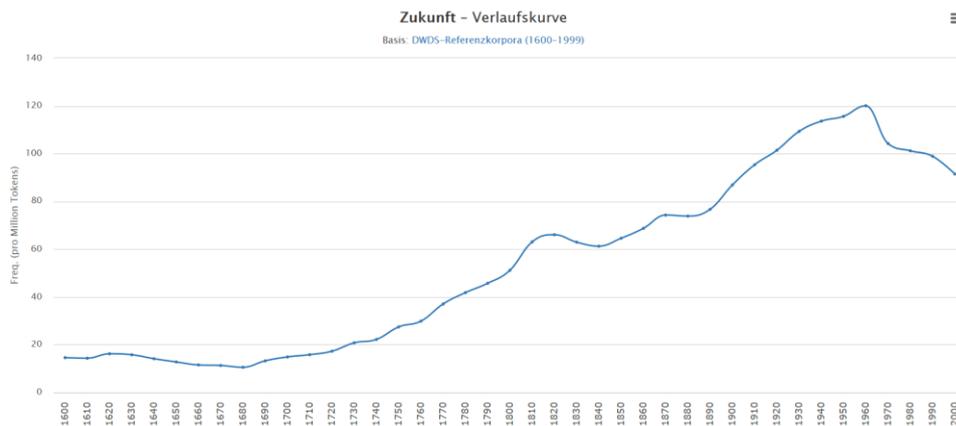


Abbildung 3

Häufigkeit des Begriffs “Zukunft” in der Literatur zwischen 1600 und 1999.³⁰⁶

Michael Titzmann schätzt, dass etwa 10% der von ihm überblickten 487 Erzähltexte der Goethezeit inzestuöse Darstellungen beinhalten, insbesondere und gerade auch bei prominenten Autoren wie Achim von Arnim, Ludwig Brentano, Friedrich de la Motte Fouqué, Johann Wolfgang Goethe, E.T.A. Hoffmann, Jean Paul, Friedrich Maximilian Klinger, Jakob Michael Reinhold Lenz, Friedrich Schiller, Ludwig Tieck und Christoph Martin Wieland.³⁰⁷ Im Detail hebt Titzmann hervor, dass die Literatur der Goethezeit insbesondere Inzest-Konstellationen innerhalb einer Generation (Bruder und Schwester; 78% der Fälle) darstellt, seltener ein Verhältnis zwischen Eltern und Kindern (Vater und Tochter 15%, Mutter und Sohn 7%). Dabei ist das Verwandtschaftsverhältnis zum Zeitpunkt des Inzest den Protagonisten meist nicht bekannt (Bruder und Schwester 88%, Vater und Tochter 50%, Mutter und Sohn 100%) und nur in einer Minorität der Fälle wird der Inzest auch vollzogen (Bruder und Schwester 38%, Vater und Tochter 34%,

³⁰⁶ Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache. Begriff „Zukunft“

URL: <https://www.dwds.de>. (abgerufen am 18.12.2019).

³⁰⁷ Titzmann: Literarische Strukturen, S. 373 und S. 393.

Mutter und Sohn 0%).³⁰⁸ Wesentlich ist, dass die Inzestkonstellation meist die Kernfamilie betrifft und der Vollzug des Inzest selten ist. Die Grundkonstellation eines stattgehabten Inzest (meist Bruder und Schwester) ist dadurch gekennzeichnet, dass zumindest einer der Protagonisten keine Kenntnis um seine oder ihre Abstammung hatte, in aller Regel in Folge einer Desinformation der Kinder durch die Eltern.³⁰⁹ Aus Sicht der hier zu analysierenden Thematik heißt dies: Die *Vorgeschichte* einer Inzesthandlung in der erzählenden Literatur ist meist intrafamiliär verortet und durch Vorenthaltung des Wissens durch die Elterngeneration zustande gekommen. Sie umfasst damit zwei, maximal drei Generationen der Familie.³¹⁰ Im Gegensatz zur Shakespearezeit wird im 18. Jahrhundert das Inzestthema also aus dem Macht- und Königsbereich in den inneren Zirkel der Familie verlagert.³¹¹

Die Inzestkonstellationen sowie die Darstellungen des Inzest in literarischen Texten der Zeit um 1800, sollen in den beiden folgenden Kapiteln detaillierter beschrieben werden.

³⁰⁸ Ebd., S. 395.

³⁰⁹ Ebd., S. 397.

³¹⁰ Ebd., S. 398.

³¹¹ Dagmar von Hoff: *Familiengeheimnisse. Inzest in Literatur und Film der Gegenwart*. Köln / Weimar / Wien 2003., S. 83.

6.1. Inzestkonstellationen in literarischen Texten

In der Zeit um 1800 finden sich die Inzestthematik und die Konstellation einer nicht exakt gewussten familiären Zugehörigkeit in vielen der literarischen Publikationen. Einige der hierzu relevanten Texte sollen, geordnet nach familiärer Konstellation und nach Publikationsdatum, im Folgenden aufgeführt werden.³¹²

³¹² Literarische Publikationen extrahiert aus Internetsuche und Lexika mit den Schlagworten Aktion, Drang, Familie, Gegenwart, Genealogie, Generation, Inzest, Vorgeschichte, Zukunft sowie entnommen aus Übersichtswerken der Literaturgeschichte. Die Bewertung der Texte als thematisch relevant erfolgte durch Sichtung der Werke in Kindlers Literaturlexikon, Lesen des Textes oder Angaben im Lexikon von Elisabeth Frenzel und in digitalen Recherchequellen:

Das Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm auf CD-ROM und im Internet. URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projekte/DWB>.

Deutsches Literaturarchiv Marbach. URL: <http://www.dla-marbach.de>.

Frenzel: Motive.

Germanistik im Netz. URL: <https://www.germanistik-im-netz.de>.

Goethezeitportal. URL: <http://www.goethezeitportal.de>.

Kindlers Literatur Lexikon. URL: <http://www.kll-online.de>.

Nusser: Deutsche Literatur.

Horst Dieter Schlosser: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte. 4. Auflage. München 1983.

Projekt Gutenberg. URL: <https://www.projekt-gutenberg.org>.

Titzmann: Literarische Strukturen.

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn. URL: <https://www.ulb.uni-bonn.de>.

Wikipedia. URL: <https://www.wikipedia.de>.

WorldCat. URL: <https://www.worldcat.org>.

Vater und Kind

In *Clemens Brentanos* „*Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwildeter Roman*“ (1801-1802)³¹³ hat Godwi ein kurzes Verhältnis mit Molly Hodefield, die die Beziehung beider beendet und sich vom ihm fernhält. Godwi erfährt, dass sein Freund Karl Römer der Sohn Mollys ist, gezeugt von Godwis Vater.

In *Achim von Arnims* „*Die drei liebevollen Schwestern oder der glückliche Färber. Ein Sittengemälde.*“ (1812) liebt Golno Lene.³¹⁴ Er muss das Land aber verlassen und lernt in Amsterdam eine Predigerfamilie mit zwei Töchtern (Charlotte und Susanna) kennen. Der Prediger entpuppt sich als Lenes Vater, die er mit seiner Schwägerin gezeugt hat. Golno führt die Schwestern zusammen und heiratet Charlotte.

In *Achim von Arnims* „*Der echte und der falsche Waldemar*“ (1814) kommt es bei Waldemars versuchter Untreue gegenüber der Geliebten beinahe zum Inzest mit seiner ihm unbekanntem Tochter.³¹⁵

Johann August Apel thematisiert in seiner Erzählung „*Die Ruine von Paulinzell*“ (1815)³¹⁶ den bewusst versuchten Inzest des Vaters mit seiner Tochter. Die im Kloster genealogisch anonym aufgewachsene Paulina wird von ihrem Vater, dem Markgrafen, aus dem Kloster geholt, da er vorhat sie zu ehelichen. Sie aber liebt bereits seinen Sohn Werner. Als sie dies dem Markgrafen entdeckt, verweist er auf die Geschwisterschaft

³¹³ Clemens Brentano: *Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwildeter Roman*. Hrsg. von Ernst Behler. Stuttgart 1995.

³¹⁴ Achim von Arnim: *Die drei liebevollen Schwestern oder der glückliche Färber. Ein Sittengemälde*. In: Ders.: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Wilhelm Grimm. Band 1, Hrsg. von Bettina von Arnim. Reprint. Berlin 2015. S. 239-322.

³¹⁵ Achim von Arnim: *Der echte und der falsche Waldemar*. In: Ders.: *Sämtliche Schriften*, 18. Band, Nachlaß: 1. Band. Berlin 1846. Hrsg. von Wilhelm Grimm. Reprint, Schaubühne. Band 3, Nachlass Band 1. Berlin 2015. S. 1-238.

³¹⁶ Johann August Apel: *Die Ruine von Paulinzell*. In: A. Apel / F. Laun (Hrsg.): *Ge-spensterbuch. Fünftes Bändchen*. Leipzig 1815. S. 127-216.

beider und entlarvt sich damit als ihr Vater. Letztlich verstirbt Paulina an den Folgen dieser seelischen Belastung. Eingebettet ist die Erzählung in den Besuch der Klosterruine Paulinzell durch Reisende, denen die Geschichte als Analepse dargestellt wird. Der mystisch in eine tiefe Vergangenheit verweisende Klosterbau spiegelt quasi das Unbekannte und Unheimliche als kommentierendes historisches Tableau einer im Kloster erzogenen jungen Frau, die durch das Nicht-Wissen um ihre familiären Bezüge in die Situation kommen konnte, beinahe eine inzestuöse Verbindung einzugehen.

Mutter und Kind

In *Heinrich Leopold Wagners „Die Kindermörderin“* (1776)³¹⁷ heiratet Evchen ihren Vergewaltiger und tötet das Kind nach der Geburt, um der sozialen Belastung der Eltern entgegen zu wirken, die sich aus der vermeintlichen Trennung des Kindsvaters ergab.

In *Friedrich Schillers „Don Karlos. Infant von Spanien“* (1787),³¹⁸ heiratet König Philipp II die frühere Braut seines Sohnes Don Karlos, der zu seiner neuen Stiefmutter „inestuöse“ Neigungen zeigt. Gleichzeitig empfindet er sich als des Muttermords schuldig, da seine leibliche Mutter bei seiner Geburt starb.

In *Achim von Arnims „Angelika, die Genueserin und Cosmus, der Seilspringer. Eine Novelle“* (1812) gibt sich Gräfin Angelika ihrem (wiedergefundenen) unehelichen Sohn Cosmus erst verzögert zu erkennen.³¹⁹

³¹⁷ Heinrich Leopold Wagner: *Die Kindermörderin: ein Trauerspiel*. Hrsg. von Jörg-Ulrich Fechner. Stuttgart 1985.

³¹⁸ Friedrich Schiller: *Don Carlos. Infant von Spanien*. In: Ders.: *Werke in drei Bänden*. Hrsg. von Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band I. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 345-523.

³¹⁹ Achim von Arnim: *Angelika, die Genueserin und Cosmus, der Seilspringer. Eine Novelle*. In: Ders.: *Sämtliche Schriften*. Hrsg. von Wilhelm Grimm. Band 1. Hrsg. von Bettina von Arnim. Reprint. Berlin 2015. S. 323-412.

Geschwister

In *Johann Gottlob Benjamin Pfeils* „*Lucie Woodvil*“ (1756)³²⁰, kommt es zur unweisenden Inzestliebe zwischen Lucie Woodvil (uneheliche Tochter) und Karl Southwell. Lucie ist schwanger von Karl, der mit Amalie liebäugelt. Schließlich verweigert beider Vater ihre Ehe, ohne den Grund zu nennen. Daraufhin tötet Lucie ihn und damit ihren Vater. Als sie dies später erfährt, suizidiert sie sich.

In *Jakob Michael Reinhold Lenz*‘ Erzählung „*Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandis*“ (1774)³²¹ besteht eine unklare familiäre Abstammung Tandis und es besteht ein Inzestverdacht bei seiner Beziehung zu Wilhelmine.

In *Johann Wolfgang Goethes* „*Die Geschwister. Ein Schauspiel*“ (1776)³²² wächst Marianne nach dem Tod ihrer Mutter bei Wilhelm, dem Partner der verwitweten Mutter auf. Sie glaubt, dass Wilhelm und sie Geschwister sind. Nach dem Werben von Fabrice um Marianne entdeckt Wilhelm ihr, dass beide keine Geschwister sind, wodurch ihre Beziehung möglich wird.

In *Gotthold Ephraim Lessings* Theaterstück „*Nathan der Weise*“ (1779)³²³ bedrängt der Tempelherr die Nathan anvertraute Recha, die er sich als Frau wünscht. Da man in ihr eine Jüdin sieht und er ein Christ ist, ergeben sich Hürden. Schließlich stellt sich heraus, dass beide Geschwister sind.

³²⁰ Johann Gottlob Benjamin Pfeil: *Lucie Woodvil. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Handlungen*. 2. Aufl. Berlin 2013.

³²¹ Jakob Michael Reinhold Lenz: *Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandis*. In: Ders.: *Werke und Briefe in drei Bänden*. Hrsg. von Sigrid Damm. Erster Band. Frankfurt am Main / Leipzig 2005. S. 125-190.

³²² Johann Wolfgang Goethe: *Die Geschwister. Ein Schauspiel in einem Akt*. Nordstedt 2017.

³²³ Gottfried Ephraim Lessing: *Nathan der Weise*. In: Ders.: *Dramen*. Hrsg.: Kurt Wölfel. Frankfurt am Main 1984. S. 593-740.

In Jean Pauls Roman „*Hesperus oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie*“³²⁴ (1795) wächst Victor, Sohn des Lord Horion, beim Kaplan Eymann auf. Realiter ist er allerdings dessen Sohn. Victor und Flamin werben um Klotilde. Flamin entpuppt sich als unehelicher Sohn von Klotildes Vater und kann daher die Beziehung nicht eingehen.

In Wilhelm Tiecks „*Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten.*“ (1795-96)³²⁵, heiratet Peter Louise, die am Hochzeitstag von ihrem früheren Verehrer entführt wird. Peter erfährt später, dass Louise seine Zwillingschwester ist.

In Friedrich Schillers „*Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören*“ (1803)³²⁶, liegt über der Familie der unspezifische Schatten eines vormaligen Ereignisses, welches zur Verfeindung der Brüder Manuel und Cesar führte. Den Zwist konnte der Vater bis zu seinem Tod noch beherrschen. Nach passagerer Beschwichtigung durch die Mutter Isabella, eröffnet sich die genealogische Vorgeschichte: Manuel und Cesar lieben eine Klosterfrau, die sich als ihre Schwester erweist (Cesar tötet Manuel). Der Ehemann Isabellas hatte mit seiner Mutter zwei Kinder gezeugt.

In Clemens Brentanos „*Romanzen vom Rosenkranz*“ (1803-1812)³²⁷ zeugt Kosmo drei Söhne (Jacopone, Meliore, Pietro) mit Rosaleata und drei Töchter (Rosarosa, Rosadora, Rosablanka) mit ihrer Schwester, der Nonne Rosatristis. Die Kinder wissen nicht um die Verwandtschaft. Jacopone und Rosarosa heiraten, sie leben keusch, da ein Vermitt-

³²⁴ Jean Paul: *Hesperus oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie*. In: Ders.: *Sämtliche Werke. Erste Abteilung*. Hrsg. von Nobert Miller. München / Wien, 5., korrigierte Aufl. 1989. S. 471-1236.

³²⁵ Wilhelm Tieck: *Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten*. Ludwig Tieck: *Werke in vier Bänden. Band 1*. München 1963.

³²⁶ Friedrich Schiller: *Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören*. In: Ders.: *Werke in drei Bänden*. Hrsg. von Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band III. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 469-552.

³²⁷ Clemens Brentano: *Romanzen vom Rosenkranz*. Hrsg. von Alphons M. von Steinle. Trier 1912.

ler der guten Mächte den Inzest verhindert. Rosadora wird verehrt durch Meliore und den Arzt Apone, der Meliore im Kampf mit Liebesgift verletzt. Rosadora saugt ihm das Gift aus und verliebt sich, das Bild ihrer Mutter verhindert den Inzest.

In *Achim von Arnims „Ariel's Offenbarungen“* (1804)³²⁸ wollen zwei Brüder mit ihrer Schwester Inzest begehen, werden aber vom Vater daran gehindert.

In *Amandus Gottfried Adolph Müllners Theaterstück „Der 29. Februar“* (1812)³²⁹ ereignen sich Schicksalsschläge, die an einem 29.2. stattfinden (Hirnfarkt des Vaters, acht Jahre später verunglückt das Kind). Diese Schicksalsschläge werden als Folge einer schweren Schuld des Försters Horst erkannt, seine Frau ist seine Halbschwester.

In *Amandus Gottfried Adolph Müllners Theaterstück „Die Schuld“* (1813)³³⁰ wird am Schicksalstag offenbar, dass Hugo den früheren Ehemann seiner Frau Elvire, den Grafen Carlos, ermordet hat. Es wird desweiteren bekannt, dass Hugo und Carlos Brüder waren (Hugo war als Kind vertauscht worden).

In *E.T.A. Hoffmanns „Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus eines Capuziners.“* (1815-1816)³³¹ entpuppen sich Victorin, Euphemie, Hermogen und Aurelie als Stiefgeschwister des Mönchs Medardus.

In *Clemens Brentanos „Die drei Nüsse.“* (1817)³³² trifft Amelie in Colmar den Bürgermeister Maggi, dem sie ihre Geschichte erzählt. Sie hatte ein Verhältnis mit Ludwig,

³²⁸ Achim von Arnim: *Ariel's Offenbarungen*. Hrsg. von L.A. von Arnim. Göttingen 1804.

³²⁹ Amandus Gottfried Adolph Müllner: *Der neun und zwanzigste Februar*. Trauerspiel in einem Akt. In: Ders.: *Dramatische Werke. Erster Theil*. Braunschweig 1828.

³³⁰ Amandus Gottfried Adolph Müllner: *Die Schuld*. Trauerspiel in vier Akten. 2. Aufl. Leipzig 1816.

³³¹ E.T.A. Hoffmann: *Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus eines Capuziners*. Frankfurt am Main 2007.

den sie für Ihren Bruder hielt. Ihr Mann tötete Ludwig. Es wird jedoch offenbar, dass nicht Ludwig sondern Maggi ihr Bruder ist, man hatte sie als Kinder vertauscht.

In *Franz Grillparzers Trauerspiel „Die Ahnfrau“* (1817)³³³ leben unter dem Fluch der ehebrechenden und dabei von ihrem Mann getöteten Ahnfrau die letzten Nachfahren Graf von Borotin und seine Tochter Berta, die mit Jaromir von Eschen verheiratet werden soll, der sie vor Räubern gerettet hatte. Jaromir wird aber zuvor als Anführer der Räuber entlarvt sowie als (ertrunken geglaubter) Sohn des Grafen, der beinahe seine Schwester geheiratet hätte. Alle drei sterben, der Fluch der Ahnfrau kommt zum Erliegen.

In *Achim von Arnims* Erzählung *„Die Majoratsherren“* (1820)³³⁴ nimmt der junge Majoratsherr in der Nachbarschaft die junge Esther wahr und fühlt sich zu ihr hingezogen. Durch seine leibliche Mutter erfährt er, dass Esther und er Halbgeschwister sind.

Die Thematik des Geschwisterinzests in Johann Wolfgang Goethes *„Wilhelm Meisters Lehrjahre“*, Wilhelm Tiecks *„Der blonde Eckbert“*, Christian Fürchtegott Gellerts *„Leben der schwedischen Gräfin G****“* und Achim von Arnims *„Die Majoratsherren“* wird später im Text ausführlicher dargestellt.

³³² Clemens Brentano: Die drei Nüsse. In: Ders.: Werke. Band 2. München 1963-1968.

³³³ Franz Grillparzer: Die Ahnfrau. Stuttgart 2001.

³³⁴ Achim von Arnim: Die Majoratsherren. In: Ders.: Erzählungen. Hrsg. von Gisela Henckmann. Stuttgart 2008. S. 211-251.

Partnerschaften

Joseph von Eichendorff beschreibt in „*Ahnung und Gegenwart*“³³⁵ die Wirrnisse um den Grafen Friedrich, der schließlich seinen Bruder Rudolph wieder findet, mit dem er bei Pflegeeltern groß geworden war. Rudolph hatte mit seiner Geliebten Angelika die Tochter Erwine gezeugt und tötete, einer Weissagung gemäß, im Duell den Partner Angelikas, mit dem diese ihn verlassen hatte. Bevor er von diesen Umständen Kenntnis bekam, war Friedrich bereits Angelika (als der Gräfin) und Erwine (als Erwin) begegnet. Eichendorff beendete seinen Roman in der Zeit vor der Invasion der russischen Armee in Russland, worauf La Motte Fouqué explizit in seinem Vorwort hinweist und damit auch die Bedeutung der damaligen Zeit für den Text unterstreicht.³³⁶ Der Zeitpunkt des Schreibens hat auch Bezüge zur privaten Situation des Autors, dem drohenden Verfall des Vermögens, der unsicheren Zukunft. Im Titel des Romans lässt sich die Situation fast ablesen, die Vermutung, dass sich die Gegenwart in einer Weise entwickelt, wie die Umstände der allgemeinen und persönlichen Zeitläufe dies ahnen lassen. Die Weissagung, dass Rudolph den Partner Angelikas, den Grafen, töten wird, unterstreicht die Bedeutung des Nicht-Wissens um persönliche Bezüge, was letztlich das tödliche Duell auslöst. Die Wahl des Titels verweist aber auch auf das 109. Blütenstaub-Fragment von Novalis, aus dem Dorothea Schlegel vermutlich die Überschrift entnommen hat.

„Nichts ist poetischer, als Erinnerung und Ahnung oder Vorstellung der Zukunft. Die Vorstellungen der Vorzeit ziehn uns zum Sterben, zum Verfliegen an. Die Vorstellungen der Zukunft treiben uns zum Beleben, zum Verkürzen, zur assimilierenden Wirksamkeit. Daher ist alle Erinnerung wehmütig, alle Ahnung freudig. Jene mäßigt die allzu große Lebhaftigkeit, diese erhebt ein zu schwaches Leben. Die gewöhnliche Gegenwart verknüpft Vergangenheit und Zukunft durch Beschränkung. Es entsteht Kontiguität,

³³⁵ Joseph von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart*. Ein Roman. In: Ders.: *Sämtliche Erzählungen I*. Hrsg. von Wolfgang Frühwald / Brigitte Schillbach. Frankfurt am Main 2007. S. 55-382.

³³⁶ Friedrich de la Motte Fouqué: Vorwort zu „*Ahnung und Gegenwart*“. In: Joseph von Eichendorff: *Ahnung und Gegenwart*. *Sämtliche Erzählungen I*. Hrsg. von Wolfgang Frühwald / Brigitte Schillbach. Frankfurt am Main 2007. S. 55-56.

durch Erstarrung Kristallisation. Es gibt aber eine geistige Gegenwart, die beide durch Auflösung identifiziert, und diese Mischung ist das Element, die Atmosphäre des Dichters.“³³⁷

Im „Modell des unerwarteten Zusammentreffens“ und der „familiären Strukturierung der Welt“ sieht Michael Titzmann Prinzipien der Erzählliteratur der Goethezeit, die inzestuöse Verbindungen ermöglichen, denn das Aufeinandertreffen zweier Verwandter, die nicht voneinander wissen und ihre erotische Zuneigung zueinander, ist eine eher unwahrscheinliche Konstellation.³³⁸ Das Vexierspiel der wiederholten Begegnung, des Entlarvens als verwandt oder nicht-verwandt, zeichnet aber die Literatur der Goethezeit aus; dem (meist) unwissentlichen Inzest ist die Tür geöffnet. Die Romantik entdeckt „[...] den Rätselcharakter des Inzests“.³³⁹ Die soziale Komponente des Inzestthemas, so Titzmann, ist zu verstehen als eine Reaktion der erzählenden Literatur auf die haftende Wirkung traditioneller Abhängigkeiten (Familie) und der geschichtlichen Position des Menschen in einer Zeit der aufkommenden Individualisierung der Lebensläufe und dem Verständnis von und zu Sein und Zeit. Inzest gilt dabei als negatives inverses Korrelat von Bildung.

„»Bildung« als Prozeß, der dem Individuum wie der Gattung aufgetragen ist, verlangt also die Entfernung vom Ursprung: dem *biologisch-individuellen* in der Familie wie dem *historisch-kollektiven*, der durch das biblisch-mythologische Modell der (prä-)adamitischen Phase [...] repräsentiert wird.“³⁴⁰

Der Inzestthematik liegt somit ein *übergeordneter* Kontext zugrunde, mit dem die Literatur auf die Fragen der Zeit antwortet, oder anders gesagt, auf diese hinweist.

³³⁷ Novalis: Blütenstaub-Fragmente. Fragment 109. Vorstellung der Zukunft.

URL: <https://www.textlog.de/23699.html>. (abgerufen am 18.11.2020).

³³⁸ Titzmann: Literarische Strukturen, S. 399.

³³⁹ von Hoff: Familiengeheimnisse, S. 82.

³⁴⁰ Titzmann: Literarische Strukturen, S. 422-23.

6.2. Inzestdarstellungen in literarischen Texten

Am Ende von Ludwig Tiecks Kunstmärchen „Der blonde Eckbert“ (1797) wird Eckbert (und damit der Leser) in einer kurzen Analepse durch die Alte davon in Kenntnis gesetzt, dass Bertha, seine inzwischen verstorbene Frau, seine Schwester (faktisch Halbschwester) war. Diese Eröffnung haut Eckbert förmlich um, er fällt zu Boden. Er hätte es wissen können, der Vater hatte davon gesprochen, aber er hatte es verdrängt. Im Wahnsinn verscheidet er unmittelbar. Mit diesem Plot endet eine Geschichte, deren Bedeutung sich dem Leser zunächst schwerlich erschließt. Das Kunstmärchen vermittelt nicht immer logisch nachvollziehbare Metaebenen des Lebens, und erlaubt einen eher emotionalen denn kognitiven Zugang zum Text, der oneiroid (traumhaft) erscheint.³⁴¹ Die finale Offenbarung einer inzestuösen Verbindung der Eheleute öffnet den Blick für Hinweise des Textes, die die Einflussnahme einer bis dato unbestimmten Belastung ausdrücken oder andeuten. Schon zu Beginn berichtet der Erzähler von der Kinderlosigkeit des Paares, die beide bedauerten. Gründe werden nicht genannt. Im unmittelbar folgenden Absatz wird vom Erzähler allerdings ausgeführt, dass man Eckbert „[...] eine gewisse Verschlossenheit, eine stille zurückhaltende Melancholie“ anmerkte.³⁴² Melancholische Stimmungen können Ausdruck einer persönlichen Disposition sein, aber auch die Folge einer unausgesprochenen seelischen Belastung. Melancholische Stimmungen sind sexueller Potenz eher abträglich. Nur, woher resultieren diese? Wie sehr emotionale Faktoren das Leben der Eheleute beeinflussten, wird unmittelbar darauf deutlich, als der Erzähler die Entscheidung Berthas begründet, sich gegenüber dem Familienfreund Walther zu öffnen und ihr bisheriges Leben zu schildern. Die offensichtlich bohrende Einsamkeit zu zweit ist der Grund, durch diese Offenheit den Freund an sich zu binden. „Es gibt Stunden, in denen es den Menschen ängstigt, wenn er vor seinem Freunde ein Geheimnis haben soll, [...]“, schreibt Tieck im „Blonden Eckbert“ und greift damit eine Stimmung auf, die sich auch im *Peter Lebrecht* findet. Dort heißt es:

³⁴¹ Mathias Mayer / Jens Tismar. Kunstmärchen. Stuttgart / Weimar 1997., S. 2-3.

³⁴² Tieck: Eckbert, S. 3.

"Es gibt wunderbare Tage im Jahr, die so seltsam sind, wenn sie gleich nicht wie ich, ihre Aufmerksamkeit darauf gerichtet haben. Ich möchte diese kuriosen Tage die unruhigen Tage nennen."³⁴³

Die Erzählung vom „Blonden Eckbert“ eröffnet somit durch die Charakterisierung der Personen und ihrer Lebenssituation Hinweise auf eine vorgelagerte, in die erzählte Geschichte hinein wirkende Vorgeschichte. Ihr Einfluss auf das Leben ist abzulesen an Kinderlosigkeit und sozialem Rückzug. Auch Berthas frühe Phantasie, einen Ritter zu heiraten, was sie ja dann auch tut, mag man als impliziten, vorgeschichtlichen Hinweis lesen, da sie selbst, wie die Alte am Schluß eröffnet, die Tochter eines Ritters, des Vaters von Eckbert, war. Eine Ehe unter Rittern wäre die Regel gewesen und keine irrealen Phantasie. Aber das Unwissen um die familiären Bezüge führt zur Imagination eines solchen Lebens und ist damit der Stimulus für den Aufbruch Berthas.³⁴⁴

Nun wäre es zu einfach, das vorgeschichtlich geprägte Leben von Bertha und Eckbert allein durch den Inzest zu erklären. Soweit wir erfahren, wusste Bertha von einem Halbbruder nichts. Ihre Zurückgezogenheit speist sich vielmehr aus dem Geheimnis um ihr ökonomisch orientiertes und unfaires Verhalten gegenüber der Alten und ihren Umgang mit dem Edelsteine legenden Vogel. So erliegt sie dann auch der Erkenntnis, dass Walther um diese Vorgeschichte wußte, als er vom Hund mit dessen Namen „Strohmiß“ sprach. Eckbert hingegen erliegt der Kenntniskgabe des Inzest durch die Alte. Beide haben in der Ihnen jeweils zu gehörenden Lebensgeschichte ein Vergessen zu konstatie-

³⁴³ Tieck: Peter Lebrecht. Zitiert nach Marianne Thalmann: *Das Märchen und die Moderne. Zum Begriff der Surrealität im Märchen der Romantik*. Stuttgart 1961. S. 49f. Vergleiche hierzu auch die Erzählung „Grigia“ von Robert Musil. Auch hier führt eine Stimmung zu einer folgenreichen Entscheidung, wobei sich die Entscheidung der kognitiven Kontrolle entzieht. „Es gibt im Leben eine Zeit, wo es sich auffallend verlangsamt, als zögerte es weiterzugehen oder wollte seine Richtung ändern. Es mag sein, daß einem in dieser Zeit leichter ein Unglück zustößt.“. Musil: *Grigia*, S. 7.

³⁴⁴ Karlheinz Hasselbach: Ludwig Tiecks *Der Blonde Eckbert*. Ansichten zu seiner historischen Bewertung. In: *Neophilologus* 71 (1/1987), S. 90-101., S. 94.

ren. Birgit R. Erdle zitiert hierzu aus einem Brief Walter Benjamins an Theodor W. Adorno:

„Das erste wird dann sein“, [...] „daß ich auf den locus classicus der Theorie des Vergessens zurückgehe, den für mich, wie Sie wohl wissen, der »Blonde Eckbert« darstellt.“³⁴⁵

Am Ende von Berthas Binnenerzählung über den Verlauf ihres bisherigen Lebens, hat die, als Analepse präsentierte, biographische Darstellung den Zeitpunkt der erzählerischen Gegenwart erreicht. Hier nimmt die Geschichte eine grundsätzliche Wendung, die man als die Übergabe des Staffelstabs von Bertha an Eckbert verstehen kann. Die Reaktivierung der zurückgehaltenen Vergangenheit durch Berthas Erzählung mobilisiert eine Energie, die im vorigen, gemeinsamen Leben der beiden vollkommen fehlte. Nicht mehr Melancholie, sondern von Verzweiflung gespeiste Handlung treibt Eckbert an, bis er am Ende des Hase-und-Igel-Spiels, welches die Alte/Walther/Hugo mit ihm treibt³⁴⁶, an der Erkenntnis verstirbt, das Erbe der Vergangenheit durch Anstrengungen der Rettung/Tötung nicht wett machen zu können. Am Ende von Berthas Erzählung wird das Kunstmärchen also erst zur titelgebenden Geschichte des „Blonden Eckbert“. Die Lösung aus der Vergangenheit, so mag man dies deuten, stößt eine Bewegung an, dem Ablösen des Antriebsmoduls einer zweistufigen Rakete nach Verlassen der Gravitation entsprechend. Doch alles was steigt, muss auch wieder fallen und so endet die Ge-

³⁴⁵ Birgit R. Erdle: Die aufgeschobene Theorie des Vergessens bei Walter Benjamin. In: Günter Butzer / Manuela Günter (Hrsg.): Kulturelles Vergessen. Medien – Rituale – Orte. Göttingen 2004. S. 219-232., S. 219.

³⁴⁶ Hierzu Maximilian Bergengruen: Herkunft als Bedrohung. Verfolgungswahn und Vererbung in Ludig Tiecks *Der blonde Eckbert*. In: Yvonne Wübben / Carsten Zelle (Hrsg.): Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Göttingen 2013. S. 374-406., S. 382-383: Bergengruen verweist auf die Klassifikation psychischer Erkrankungen im 18. Jahrhundert. Der Verfolgungswahn wurde damals der Melancholie als Unterform des Wahnsinns zugeordnet. Dies verweist auf Eckberts Verfolgungswahn, der seine Melancholie ablöst, wenn er von Walther und Hugo, einem Bauern und der Alten verfolgt wird.

schichte des blonden Eckbert auch im Fall. Er entkommt den Fängen der Vergangenheit nicht. Das Sinnbild der Bewegung als Charakteristikum der zukunftsorientierten Gegenwart wird hier virulent. Der Ariadnefaden zu Berthas Vergangenheit löst sich nicht, er zieht vielmehr die Schlinge immer enger um den blonden Eckbert.

Dem Inzestthema im „Blonden Eckbert“ selbst kommt weniger eine Handlungs-, denn eine Aufmerksamkeitsbedeutung zu. Die Geschichte speist sich zunächst aus Berthas Biographie, doch ist sie nicht die titelgebende Person. Der Titel nennt Eckbert, betont aber über die Leerstelle von Berthas Namen indirekt deren Funktion in der erzählten Geschichte. Als Eckbert schließlich zugibt, gewusst haben zu können, dass Bertha seine Halbschwester war, wird damit nicht nur der Inzest als persönlich (ungewusste) Vorgeschichte beider benannt, es eröffnet sich zudem der geschichtliche Zeitraum post hoc, indem der Inzestverweis den Beginn der vorgeschichtlichen Einflüsse weit vor die Binnenerzählung Berthas in die Elterngeneration legt. Dies nicht wahrgenommen zu haben, gibt dem Drama beider den Boden. Man ahnt, das Leben Eckberts hätte anders verlaufen können, doch einmal ignoriert und „[...] es ist niemals gutzumachen“.³⁴⁷

Thomas Fries zieht ähnliche Schlüsse. Er hebt den Bericht des Erzählers um Eckberts Befinden nach dem Tode Berthas und seinem Mord an Walther hervor. Die Schwermut Eckberts wird dort mit der biographischen Vorgeschichte seiner Frau erklärt, verbunden mit der Angst, diese „seltsame Geschichte“ könne einen „unglücklichen Vorfall“ nach sich ziehen.³⁴⁸ Fries schließt daraus, dass die Vergangenheit die Gegenwart negativ dominiert und hierdurch eine Zukunft vernichtet. Die Melancholie in der Gegenwart wird somit aus zwei Quellen gespeist, eine miteinander verbundene „schuldhafte Vergangenheit“ und eine „unheilvolle Zukunft“. Nicht als „Noch-nicht“ und „Nicht-mehr“ wird die Gegenwart verstanden, sondern als ein „immer schon“ und erst der Tod beider erlöst die Gegenwart vom Einfluß der Vergangenheit.³⁴⁹ Dies zeigt sich auch im abschließen-

³⁴⁷ Siehe hierzu: Franz Kafka: Ein Landarzt. In: Ders.: Die Erzählungen. Frankfurt a.M. 1988. S. 253-260., S. 260: „Einmal dem Fehlläuten der Nachtglocke gefolgt – es ist niemals gutzumachen.“

³⁴⁸ Tieck: Eckbert, S. 21.

³⁴⁹ Thomas Fries: Ein romantisches Märchen: Der blonde Eckbert von Ludwig Tieck. In: Modern Language Notes 88 (6/1973), S. 1180-1211., S. 1185-6.

den Gesang des wiederbelebten Vogels, der seiner Freude im Moment des Lebens Ausdruck verleiht.³⁵⁰

Die Position der „Gegenwart“ kann auch an der zeitlichen Platzierung der Binnenerzählung abgelesen werden, denn es ist gerade Mitternacht als Berthas Bericht beginnt. Das Geister- und Märchenhafte betont Tieck, indem Bertha ihrer Erzählung den Märchencharakter abspricht: „Nur haltet meine Erzählung für kein Märchen, so sonderbar sie auch klingen mag.“³⁵¹ Man mag die Mitternacht aber auch als den Moment zwischen gestern und morgen empfinden, als den Zeitpunkt zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Binnenerzählung führt quasi über die Artikulation der Vergangenheit in die Zukunft, die sich mit Eckberts Aktion in Gang setzt, wenn auch ohne Erfolg. Ähnlich wie Zerbin, scheitert Eckbert an den Realitäten, die das gelebte Leben ihm mit auf den Weg gibt. Ähnlich wie in Zerbin ist auch hier die Intention einer Handlung, die versucht Historisches ungeschehen zu machen (bei Zerbin das kaufmännische Gebaren des Vaters, bei Eckbert das Vorleben Berthas) zu erkennen. In beiden Erzählungen scheitert dies an Verstrickungen, die aus den Tiefen der Vorgeschichte auf die Handelnden eingewirkt hatten. Wie Zerbin in Lenz' gleichnamiger Erzählung sich auf das Naturrecht zur Sexualität beruft und damit auf die biblische Geschichte von Adam und Eva, so hat auch die Geschichte des „Blonden Eckbert“ eine genealogische (inzestuöse) Vorgeschichte, die das Liebespaar moralisch „entschuldet“, wenn auch nicht davor feilt, dem Wahnsinn zu verfallen. Die eigentliche Schuld liegt nämlich in der Vätergeneration und strahlt auf die Gegenwart der (eigentlich unschuldigen) Protagonisten aus.³⁵² So ist es auch gerade das Ungewusste, sind es die Leerstellen, die im „Blonden Eckbert“ für den Verlauf der Geschichte relevant sind. Etwa die Fehlleistung des vergessenen Hundennamens sowie das „Vergessen“ der Person Berthas, was sich daran zeigt, dass die Erzählung nach Eckbert und nicht nach Bertha benannt ist, obwohl diese erzählerisch mehr Raum einnimmt.³⁵³ Das Verborgenste aber ist der Inzest, der letztlich die thematische

³⁵⁰ Tieck: Eckbert, S. 24: „Waldeinsamkeit / Mich wieder freut, / Mir geschieht kein Leid, / Hier wohnt kein Neid, / von neuem mich freut / Waldeinsamkeit.“

³⁵¹ Ebd., S. 4.

³⁵² Fries: Märchen, S. 1204.

³⁵³ Bernhard Greiner: Patho-logie des Erzählens: Tiecks Entwurf der Dichtung im »Blonden Eckbert«. In: Der Deutschunterricht 39 (1/1987), S. 111-123., S. 113.

Klammer der Erzählung bildet, zwischen dem Beginn des gemeinsamen Lebens beider Protagonisten und dem Tod Eckberts. Das Ungewusste kann auch das Unbewusste sein. Valentine C. Hubbs greift daher die Lehre Carl Gustav Jungs auf, der neben dem persönlichen auch ein kollektives Unbewusstes postuliert, in dem das Wissen eines Volkes aufbewahrt und weiter gegeben wird. Schicksalhafter kann dabei das Unbewusste in der Gestalt von Urbildern oder Archetypen sichtbar machen.³⁵⁴ Auf die Komplexität der zugrunde liegenden Vorgeschichte im Kunstmärchen verweist Maximilian Bergengruen in „Herkunft als Bedrohung“.³⁵⁵ Er sieht das Verhalten Eckberts als Folge einer familiären Belastung. Der Ehebruch seines Vaters schlägt um in eine Schuld Eckberts und Berthas (Inzest) sowie des Mordes an Walther.³⁵⁶ Und die Geldgier sieht Bergengruen als „[...] eine Art Umschlagpunkt von der väterlichen Schuld in die melancholisch bedingten Wahnvorstellungen des Sohnes [...]“ an.³⁵⁷

In die Konstruktion der Geschwisterkonstellation sind vermutlich auch biographische Erfahrungen Tiecks eingegangen, insbesondere das Verhältnis zu seiner jüngeren Schwester, mit der er gemeinsam das elterliche Haus verließ und in Berlin lebte und die eifersüchtig auf andere Personen im persönlichen Umfeld Tiecks gewesen sein soll.³⁵⁸ Aber auch die Leseerfahrung Ludwig Tiecks könnte Einfluß auf das Inzestthema genommen haben, etwa seine Kenntnis um die englische Literatur von Mitte des 18. Jahrhunderts, in der das Inzestthema eine Rolle spielte.³⁵⁹ So erwähnt Tieck im „Peter Lebrecht“³⁶⁰ Horace Walpole mit der Aussage:

³⁵⁴ Valentine C. Hubbs: Tieck, Eckbert und das Kollektive Unbewußte. *Proceedings of the Modern Language Association* 71 (2/1956), S. 686-693., S. 686.

³⁵⁵ Bergengruen: *Herkunft*.

³⁵⁶ Ebd., S. 394.

³⁵⁷ Ebd., S. 395.

³⁵⁸ James Trainer: *The Incest-Theme in the Works of Tieck*. *Modern Language Notes* 76 (8/1961), S. 819-824.

³⁵⁹ Ebd., S. 821.

³⁶⁰ Ebd., S. 821-822. Trainer verweist auf Walpoles Stück „*The Mysterious Mother*“ (1768) in der Mutter und Sohn eine Tochter zeugen, die sich später in ihren Vater verliebt und diesen heiratet.

„I was desirous of striking a little out of the common road, and to introduce some novelty on our stage. ... I have chalked out some paths that may happily be improved by better poets and men of more genius than I possess.“³⁶¹

Als eine weitere Quelle der Inspiration wird „The Monk“ (1796) von M.G. Lewis angesehen, auf den sich Tieck in „Der Hexen-Sabbath“ bezieht.³⁶² Auch die Schauerromane greifen gerne auf das Inzestmotiv zurück, wie es Eino Railo ausführt³⁶³:

„As the motive offers good opportunities of evoking that terror and suspense-filled atmosphere of mystery which is one of the chief aims of the terror-romanticist, it is to be expected that wherever literature turns into romantic channels, the subject of incest will sooner or later emerge.“³⁶⁴

Zeitnahe zu Tiecks Erzählung erfolgte die Publikation von Goethes Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1795/6), der von Friedrich Schlegel zu den kulturell und gesellschaftlich relevantesten Ereignissen in Europa am Ende des 18. Jahrhundert gezählt.

„Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre, und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revolution wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben.“³⁶⁵

Goethe schildert unter anderem die persönliche wie soziale Entwicklung Wilhelm Meisters in einem künstlerischen Umfeld, geprägt auch durch seine Beziehung zu verschiedenen Frauen, wie der jungen Mignon. Relevant für das hier zu erörternde Thema von „Vorgeschichte und Gegenwart“ ist, dass nach dem Tode Mignons in einer Binnener-

³⁶¹ Ebd., S. 822.

³⁶² Ebd., S. 822.

³⁶³ Ebd., S. 824.

³⁶⁴ Eino Raino: *The Haunted Castle. A study of the Elements of English Romanticism.* London / New York 1927., S. 271.

³⁶⁵ Friedrich Schlegel: *Fragmente.* In: Herbert Uerlings (Hrsg.): *Theorie der Romantik.* Stuttgart 2000. S. 79-81., S. 80.

zählung offenbart wird, dass ihre Eltern Geschwister waren. Ähnlich wie in Tiecks „Blondem Eckbert“ besteht das Wissen um die familiäre Verbindung seitens des Vaters, der sich jedoch weigert dies anzuerkennen, obwohl seine Brüder ihn explizit darauf hinweisen. Während der blonde Eckbert die Beziehung zu seiner späteren Frau glaubhaft nicht mehr erinnerte (er hätte es wissen können, wie er später feststellt), ignoriert Mignons Vater die Warnung der Brüder, zumal seine Schwester Sperata zu diesem Zeitpunkt bereits von ihm schwanger ist. Sowohl er, wie auch andere Mitglieder der Familie, halten Sperata diesbezüglich im Unwissen. Schicksalhaft scheint der Inzest zwischen Augustin und Sperata nicht zu sein, da ihr Kennenlernen als Nachbarskinder zunächst nicht unwahrscheinlich ist.³⁶⁶ So liegt auch hier, wie in Tiecks „Blondem Eckbert“, eine Generationen übergreifende Vorgeschichte dem Inzest zugrunde.

Beide Texte zeigen eine Form des Inzest auf, bei dem nicht beide Partner gänzlich unwissend hätten sein müssen, es aber faktisch zum Zeitpunkt des Inzest waren. Dabei bleiben die beiden Frauen unwissend, während die Männer um das familiäre Verhältnis wußten (Augustin aber erst nach der schon eingetretenen Schwangerschaft) oder es hätten ahnen können (Eckbert durch Äußerungen des Vaters in seiner Jugend). Beide Frauen fallen vor ihrem frühen Tode in wahnhafte Zustände, beide Männer zeigen ein aktives Handeln, um das Geschehene zu vergessen (bei Goethe) oder das Rad der Zeit zurück zu drehen (bei Tieck). Der Inzest als „verborgene“ Vorgeschichte wird in Goethes Roman erst nach Mignons Tod durch eine eingeschobene Binnenerzählung als Analepse erzählt, so dass Mignon selbst davon nicht wissen konnte. Dennoch wirken die Eltern allein schon durch eine genetische Prägung auf Mignon. Im Roman sagt der Erzähler explizit: „Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, [...]“.³⁶⁷ Doch der hier zitierte Satz artikuliert nicht nur den im Körperlichen ausgedrückten Bezug zur Mutter, denn vollständig lautet er:

„Ein kleines Mädchen, das seiner Mutter vollkommen glich, war uns nachgefolgt, und so stand ich in der sonderbarsten Gegenwart, zwischen der Ver-

³⁶⁶ Hartmut Nonnenmacher: *Natur und Fatum. Inzest als Motiv und Thema in der französischen und deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts.* Frankfurt am Main 2002.

³⁶⁷ Johann Wolfgang Goethe: *Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman.* Frankfurt am Main / Leipzig 2009. S. 490.

gangenheit und Zukunft, wie in einem Orangenwalde, wo in einem kleinen Bezirk Blüten und Früchte stufenweis nebeneinander leben.“³⁶⁸

Goethes Roman thematisiert somit explizit die Erfahrung der Zeit.³⁶⁹ An dieser Stelle wird Mignon personifizierter Ausdruck einer ungewussten Vergangenheit, einer faktischen Gegenwart und einer offenen Zukunft. Doch diese Zukunft ist am Beispiel Mignons nicht offen, sondern sie endet mit ihrem Tod. So können wir an diesem Beispiel sehen, dass sich an den Personen des „Wilhelm Meister“ die individuelle Diversität einer Entwicklung in die Zukunft exemplarisch ablesen lässt. Die Gegenwart ist somit kein Nährboden für eine einheitliche Entwicklung, sondern lässt es zu, dass sich die Zukunft unterschiedlich gestaltet, unterschiedlich gestalten lässt. Während Wilhelm Erfahrungen macht, die seine Persönlichkeit reifen lassen, stirbt Mignon an gebrochenem Herzen (zumal an ihrer vergeblichen Liebe zu Wilhelm).

Dass Goethe im Tod Mignons eine deszendierende und nicht prosperierende Entwicklung zeigt, mag mit seinem Interesse an Vererbungstheorien in Zusammenhang stehen. Maximilian Bergengruen hat dies am Beispiel des Verfolgungswahns in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ dargestellt.³⁷⁰ Die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts etwa von Tissot postulierte Vererbung von Nervenkrankheiten, wurde mit der hieraus folgenden Schwächung der körperlichen Konstitution der Menschen korreliert.

„»Die Ursachen, welche die Gesundheit einer Generation verändern, und machen, daß sie Nervenkrankheiten ausgesetzt ist, verändern notwendig die Leibesbeschaffenheit der folgenden Generation; sie wird schwächer.«“³⁷¹

³⁶⁸ Ebd., S. 490.

³⁶⁹ Liisa Steinby: Formen der Zeitlichkeit in *Wilhelm Meisters Lehrjahren*. In: Liisa Steinby / Michael Schmidt (Hrsg.): *Augenblick, Lebenszeit, Geschichte, Ewigkeit. Die Zeit in Goethes Werken*. Heidelberg 2017. S. 51-92.

³⁷⁰ Maximilian Bergengruen: *Verfolgungswahn und Vererbung. Metaphysische Medizin bei Goethe, Tieck und E.T.A. Hoffmann*. Göttingen 2018. S. 110-123.

³⁷¹ Ebd., S. 111.

Noch deutlicher, so Bergengruen, betont Johann Georg Zimmermann in der „Erfahrung in der Arzneykunst“ (1763) die generationelle Schwächung der Menschen durch Sexualität, woraus sich Bezüge zum religiösen Sündenverständnis ergeben.

„Je unmäßiger die Sexualität, desto schlechter der Samen für die nächste Generation. Und je schlechter der Samen für die nächste Generation, desto schlechter deren Nervengebäude, was wiederum nichts anders heißt, als dass die Prädisposition für psychische Krankheiten höher ist.“³⁷²

Gerade die Vorstellung einer geminderten Samenqualität zum Zeitpunkt der Zeugung Spermas, im damals schon höheren Alter ihrer Eltern, lässt sich hieraus ableiten.

Die Inzestthematik mag schließlich auch als eine indirekte Betonung der Individualität gelesen werden. Die Unklarheit der Herkunft betont geradezu (indirekt) das Bestreben des Individuums nach Identität und Selbstvergewisserung, Attribute, die am Ende des 18. Jahrhunderts an Bedeutung gewinnen. Der Bildungsroman als literarische Form hat dies dargestellt. In dieser „Epochenschwelle“ kam es, so Niklas Luhmann, zu einem „[...] Übergang von der vormodernen stratifikatorischen Gesellschaft zur funktionsorientierten Leistungsgesellschaft [...]“.³⁷³ In dieser Zeit bildeten sich „[...] moderne Konzeptionen von Individualität [...]“ aus, die in Romanen verhandelt wurden.³⁷⁴

³⁷² Ebd., S. 111-112.

³⁷³ Simonis / Simonis: Literaturwissenschaften, S. 156.

³⁷⁴ Ebd., S. 156.

7. Die Ich-Identität als Versicherung der Gegenwärtigkeit

Die literarische Darstellung von Identität und ihrer Rückversicherung an der Herkunft zeigt sich exemplarisch in der Grundkonstellation von Jean Pauls Roman „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs“ (1796/97).³⁷⁵ Jean Paul erzählt von den engsten Freunden Leibgeber und Siebenkäs, die ob ihrer Freundschaft am liebsten miteinander verschmelzen würden und dann zumindest ihre Namen tauschen.³⁷⁶

Im Roman wird ein Wechsel der Identitäten via Namenstausch in Form einer dem Roman vorgelagerten „Vorgeschichte“ beschrieben, die eine *bewusste* Entscheidung der Protagonisten darstellt, allerdings mit Auswirkungen, die letztlich nicht vorhersehbar waren. Daraus folgt, dass der Einzelne auch nach einer *bewusst* getroffenen Entscheidung, dem Einfluß einer *vorgeschichtlichen* Einwirkung unterliegen kann.³⁷⁷ Grundlage des erwähnten Namenstauschs ist die innere Verbundenheit der beiden Freunde. „Einen solchen Fürstenbund zweier seltsamen Seelen gab es nicht oft.“³⁷⁸ Bei allen Unterschieden, wünschen Sie sich eine Namensgleichheit. Dabei will jedoch jeder dem anderen den Vortritt lassen. Man einigt sich auf den Namenstausch, der zu Beginn des Romans „[...] schon mehrere Jahre her ist [...]“³⁷⁹ So trägt der eigentlich als „Leibgeber“ geborene mit Beginn des Romans bereits den Namen „Firmian Stanislaus Siebenkäs“. Der

³⁷⁵ Jean Paul: Siebenkäs.

³⁷⁶ Jean Pauls Konstruktion der beiden am liebsten miteinander verschmelzenden Freunde könnte als Verweis auf Fichtes „Ich“ Philosophie gelesen werden, die hier zum „Doppel-Ich“ gerät.

³⁷⁷ Jean Paul: Ueber die natürliche Magie der Einbildungskraft. In: Ders.: Sämtliche Werke. Band XLV. Berlin 1827. S. 82-96., S.82: “Gedächtnis ist nur eine eingeschränktere Phantasie. Erinnerung ist nicht die bloße Wahrnehmung der Identität zweier Bilder, sondern sie ist die Wahrnehmung der Verscheidenheit des räumlichen und zeitlichen Verhältnisses gleicher Bilder. Folglich breitet sich die Erinnerung über die Verhältnisse der Zeit und des Orts, und also über Reih´ und Folge aus; aber bloßes Ein- und Vorbilden stellt einen Gegenstand nur abgerissen dar.“

³⁷⁸ Jean Paul: Siebenkäs, S. 39.

³⁷⁹ Ebd. S. 40.

vormalige „Leibgeber“ wird für den Freund zum „Namensgeber“, doch dies impliziert damit auch den *leiblichen* Wechsel ihrer Identitäten de jure. Als „Siebenkäs“ heiratet er und versucht mit seiner neuen Identität die Auszahlung eines Erbes zu erwirken. Da sich Siebenkäs seit 10 Jahren nicht bei seinem Vormund Heimlicher von Blaise gemeldet hatte, verfügte die „Erbchaftskammer der unmittelbaren Reichsstadt Kuhschnappel“, eine Meldung Leibgebers (jetzt Siebenkäs) innerhalb von sechs Monaten vorzulegen, ansonsten werde die mütterliche Erbschaft an Heimlicher von Blaise fallen.³⁸⁰ Siebenkäs hatte sich zur Legitimation seiner ursprüngliche Identität als „Leibgeber“ von eben diesem Vormund schriftlich bestätigen lassen, auch unter dem Namen „Siebenkäs“ das Erbe antreten zu können. Diesen Brief benötigte er nun.

„[...] aber der Heimlicher Blasius hatte, um das unglaublich verschwendete Papier zu schonen, seine Anerkennung des eingetauschten Namens mit einer Dinte geschrieben, welche von selber wieder den Papierbogen verläßt und durch Verfliegen ihn gleichsam weiß wieder herstellt und rehabilitiert in integrum.“³⁸¹

Das Erlöschen der schriftlichen Dokumente im „Siebenkäs“ erinnert an das vergebliche geschichtshistorische Bemühen, schriftliche Texte der (post)adamitischen Zeit nachzuweisen. So suchte man nach Büchern aus Adams Hand sowie nach Texten um ein astrologisches Wissen, die Adams Sohn Seth auf zwei Säulen geschrieben haben sollte.³⁸² Seth versuchte die damaligen Erkenntnisse durch diese Niederschrift vor der Vernichtung im Falle von Katastrophen zu retten, was jedoch nicht gelang.

Wie beim Tausch der namentlichen Identitäten von Siebenkäs und Leibgeber kommt es zu einem Tausch der beruflichen „Identitäten“ zwischen Augustin und seinem Bruder in Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Dieser Tausch, der dem Willen des Vaters zuwiderlief, war die Grundlage für die spätere Inzestverbindung zwischen Sperata und Augustin. Auch legen die vertauschten Identitäten die Basis für eine relevante „Vorge-

³⁸⁰ Ebd., S. 55-56.

³⁸¹ Ebd., S. 56.

³⁸² Des Flavius Josephus Jüdische Altertümer. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Clementz. I. Band, Buch 1-10. Halle a.d.S. 1900., S. 24-25. und Zedelmaier: Anfang, S. 12-13.

schichte“ Mignons und ihres Verhaltens. Bei Wilhelm Meisters Andeutung seiner intendierten Trennung von ihr, zeigt Mignon einen psychogenen Anfall, ein Verhalten, das wir heute als Folge einer frühen Bindungsstörung klassifizieren würden. Mignon hatte kein intaktes Elternhaus, die Mutter war letztlich psychisch erkrankt und das Kind schon früh auf sich gestellt, es wurde massiv vernachlässigt. Es verwundert daher nicht, dass ihre Verbindung zu Wilhelm Meister für sie Geborgenheit war, bei deren Bedrohung sie ihre Angst nicht sprachlich artikulierte, sondern sich mittels Körpersprache mitteilte und letztlich an den Folgen dieser psychischen Belastung verstarb. Auch wenn sie von der inzestuösen Verbindung ihrer Eltern nicht wußte, werden die Auswirkungen dennoch mittelbar bei ihr wirksam. Herder, so Lehmann, hatte darauf hingewiesen, dass Wissen auch mittelbar und nicht allein explizit didaktisch vermittelt wird.³⁸³

Doch nicht nur die Eindeutigkeit der persönlichen Identität von Leibgeber und Siebenkäs bleibt (etwa für Firmians Frau Lenette) schwer rekonstruierbar und durchschaubar, nicht nur „verblasst“ das Dokument der Erbschaftverschreibung, nein, Jean Paul nimmt auch dem religiösen Narrativ der Bibel die „Vorgeschichte“: die Existenz Gottes. Im ersten Blumenstück, der „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“³⁸⁴ verkündet Christus auf die Frage ob kein Gott sei: „Es ist keiner.“³⁸⁵ Wie die Menschen die Tiefenzeit zu erforschen suchten, so sucht Christus in der Welt nach seinem Vater, doch statt das göttliche Auge zu sehen, „[...] starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen *Augenhöhle* an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäute sich.“³⁸⁶ Nicht Erlösung, sondern „stürmisches Chaos“ sagt Christus den Menschen voraus. Währenddessen zermalmt die Zeit (die Ewigkeit) die vom Menschen erbetete und erwartete Zukunft.

³⁸³ Johannes F. Lehmann: Geschichte und Vorgeschichte. Zur historischen und systematischen Dimension einer Unterscheidung. In: Johannes F. Lehmann / Roland Borgards / Maximilian Bergengruen (Hrsg.): Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation. Freiburg 2012. S.23-47., S. 35.

³⁸⁴ Jean Paul: Siebenkäs, S. 270-275.

³⁸⁵ Ebd., S. 273.

³⁸⁶ Ebd., S. 273.

Im Weltgebäude „[...] sah ich die emporgehobenen Ringe der Riesenschlange der Ewigkeit, die sich um das Welten-All gelagert hatte – und die Ringe fielen nieder, und sie umfaßte das All doppelt – dann wand sie sich tausendfach um die Natur – und quetschte die Welten aneinander – und drückte zermalmend den unendlichen Tempel zu einer Gottesacker-Kirche zusammen – und alles wurde eng, düster, bang - [...].“³⁸⁷

In Leibgebers Brief an Siebenkäs bindet Jean Paul die Lebenszwänge des Menschen wiederum in das Narrativ der biblischen Erzählung ein („Wollte Gott, ich wäre der erste Adma gewesen!“³⁸⁸). Jean Paul setzt sich auch mit den elementaren Bedingungen des Ursprungs des Lebens, und nicht nur mit den intellektuellen Dimensionen der menschlichen Existenz, auseinander.³⁸⁹

Er will „[...] die Gründe erwägen, welche Protoplasten oder erste Eltern bewegen, es zu werden und sich zu kopulieren und dem Schicksal zur Säe- und Spinnmaschine des Leins und Hanfes, des Flachses und Wergs zu dienen, dessen unübersehliches Netzwerk und Zuggarn es um die Erdkugel windet. – Mein Hauptbeweggrund – und deiner hoffentlich auch – ist nach meinem Gefühle der jüngste Tag.“³⁹⁰

Gegen die Vernunftprinzipien der Aufklärung setzt Jean Paul die individuelle Begründung eines Weltentwurfs. „Weil er die Existenz Siebenkäsens bejaht (und damit sich selbst als dessen Schöpfer), ist das Dasein der gesamten Menschheit gerechtfertigt.“³⁹¹ Mit Leibgebers Adamsphantasie spielt Jean Paul mit der Omnipotenz der Zeugung als

³⁸⁷ Ebd., S. 275

³⁸⁸ Ebd., S. 119.

³⁸⁹ Jadwiga Kita-Huber: Brotverwandlung und Adamshochzeit. Zu einigen Paradoxien des Bibelbezugs bei Jean Paul. In: Andrea Polaschegg / Daniel Weidner (Hrsg.): Das Buch in den Büchern. Wechselwirkungen von Bibel und Literatur. München 2012. S. 341-354., S. 353.

³⁹⁰ Jean Paul: Siebenkäs, S. 125-126.

³⁹¹ Hans-Georg Pott: Neue Theorie des Romans. Sterne · Jean Paul · Joyce · Schmidt. München 1990., S. 119-120.

Urvater des nachgeborenen Lebens. Das ursprüngliche Ich wird hier ebenso phantasiert, wie in der Dualität von Siebenkäs und Leibgeber ad absurdum geführt.

Jean Paul hatte sich in umfangreichen Materialsammlungen mit der Zeugungstheorie beschäftigt. Bereits im 17. Jahrhundert kam die ursprüngliche Präformationslehre unter Druck, nachdem Spermatozoen im Mikroskop sichtbar gemacht worden waren.³⁹² Die Epigenesis verweist auf die Dynamik und Variabilität der Schöpfung bis hin zur Erzeugung von Monstern und Chimären. Mit der Idee einer Fortpflanzung aus Keimen, die Gott in Adam inkorporiert hatte, konnte man die genetische Vielfalt oder die Reproduktion der Armpolypen nach ihrer Teilung nicht erklären.³⁹³

Die Suche des Menschen nach seiner Identität, seinem „Jetzt“, seiner „Gegenwart“, als Grundlage einer „Zukunft“ vor dem Hintergrund familiärer und sozialer Prägungen, spricht Vorgeschichte, beschäftigt auch Friedrich Schiller im Dramenfragment des „Demetrius“.³⁹⁴ Demetrius beansprucht den Zarenthron, da er meint der Sohn des letzten Zaren zu sein. Als sich herausstellt, dass dies nicht der Fall ist, gerät das Fundament seiner Machtlegitimation ins Wanken. Die noch lebende Gattin des vormaligen Zaren verweigert ihm eine (aus machtpolitischem Kalkül eingeforderte) Bestätigung ihrer „Mutterschaft“. Sie lässt sich ihre eigene Geschichte nicht nehmen.

Die Identität des Menschen und sein Streben nach einer Zukunft fußt, so zeigt der „Demetrius“, auf den Einflüssen der Vergangenheit. Wie in der Inzestthematik und wie im geschichtsphilosophischen Blick in die Tiefenzeit, kann die Definition der gegenwärtigen „Identität“ fehlerhaft sein, wenn das „Wissen“ um die „Vorgeschichte“ nicht bekannt ist oder Hinweise darauf fehlerhaft gedeutet werden. Aber auch das Zufällige einer Vorgeschichte wird bedeutsam. Die „verschwundene“ Erbschaftslegitimation im

³⁹² Helmut Pfotenhauer: Jean Pauls literarische Biologie. Zur Verschriftlichung von Zeugung und Tod (mit besonderer Berücksichtigung des „Siebenkäs“). 2005. S. 1-15., S. 2.

³⁹³ Ebd., S. 3.

³⁹⁴ Friedrich Schiller: Demetrius. In: Ders.: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band III. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 651-707.

„Siebenkäs“, die Zuschreibung des zum Tode Verurteilten als „Demetrius“ via Halskette, scheinen Zufälligkeiten zu sein, die aus Sicht des Protagonisten aus einer „verborgenen“ Vorgeschichte wirksam werden. Doch die Realität ist komplexer, denn hinter beiden „Zufällen“ verbergen sich aktive Handlungen: Die Wahl der Tinte durch Heimlicher als bewusster, Papier sparender (ggfs. aber auch ihn selbst bereichernder) Akt, die Wahl des Verurteilten als „Demetrius“ aus machtpolitischem Kalkül durch polnische Fürsten. Gerade im „Demetrius“ zeigt sich aus dem Doppelwechsel der Identitätszuschreibung zunächst als „Demetrius“, dann wiederum entlarvt als fehlerhafte Identität, die situative, fragile, systemische Komponente einer „Vorgeschichte“, die mehr als *eines* Standpunktes bedarf, um verstanden zu werden, um (annähernd) abgebildet zu sein.

Die Inthronisation des Individuums wird im „Demetrius“ als „Verblendung“ inszeniert, der geschichtliche Hintergrund, der Wechsel von Blindheit zu Klarsicht wird sichtbar. Es erfolgt die „[...] Subjektwerdung im Modus des Selbstverlusts.“³⁹⁵ Doch zunächst ist es ein Selbstfinden des Demetrius, wenn er vor der polnischen Reichsversammlung seine Identität zu belegen sucht. Nicht nur den Herren des Reiches, nein, auch sich selbst entwickelt er seine Identität. Es ist ein „Akt der Individuation“ der hier vollzogen wird. Es kommt zu einem Erkenntnisprozess, der durch die symbolische Bedeutung einer Halskette und der darin liegenden vorgeschichtlichen Verbindung zum verstorbenen Zaren, in Gang gesetzt wird. Dabei ist es erst die Bedeutungszuschreibung Dritter, die bewirkt, dass auch Demetrius die Aussagekraft der Halskette für seine Identität erkennt, Kraft derer er sich als Sohn des Zaren zu legitimieren und zu fühlen beginnt.³⁹⁶ „Und jetzt fiels auch wie Schuppen mir vom Auge!“³⁹⁷ Aus den Bruchstücken, die ihm aus seiner Vergangenheit bekannt sind, setzt sich ein Ganzes zusammen, es gelingt ihm ein „Selbstentwurf“.³⁹⁸ Doch mehr noch als für das Heute, ist dieser Moment ein Ausgriff

³⁹⁵ Helmut Pfotenhauer: Genealogie der Identität. Schillers späte dramatische Fragmente. In: Ders.: Um 1800. Konfigurationen der Literatur, Kunstliteratur und Ästhetik. Tübingen 1991. S. 197-200., S. 195.

³⁹⁶ Mirjam Spiegel: Endlose Geschichte. Schillers letztes Drama *Demetrius*. In: Michael Hofmann / Jörn Rüsen / Mirjam Springer (Hrsg.): Schiller und die Geschichte. München 2006. S. 226-238., S. 233-234.

³⁹⁷ Schiller: *Demetrius*, S. 659.

³⁹⁸ Spiegel: *Geschichte*, S. 233-234.

auf die Zukunft, in die intendierte Machtergreifung in Russland. So wird im Jetzt, mit der (vermeintlichen) Legitimation der Vorgeschichte, der Schritt in eine Zukunft angetreten.³⁹⁹

Am Beispiel der Identität zeigt sich die Komplexität einer Situation und ihrer Darstellung. Daher sei an dieser Stelle auf Schellings „Idealismus“-Schrift verwiesen, in der versucht wird, die Faktoren des Bewusstseins herauszuarbeiten. Schelling sieht im Kunstwerk die höchste Verkörperung der Erkenntnis, da in dessen Entstehung vielfältige Einflüsse kognitiver und emotionaler Art einfließen, die eines zum Ausdruck bringen: Das Leben in seiner Vielheit, in seinem Wesen zu verstehen, ist letztlich nur intuitiv und nicht ausschließlich rational möglich. Undeutbar, so Schelling, ist das Bewusstsein und so wird die *Kunst* zum Symbol, denn „[...] in der ästhetischen Erfahrung, kann das weder dem Denken noch dem Handeln zugängliche Absolute erfahren werden.“⁴⁰⁰ Märchenerzählungen, wie Goethes „Märchen“ oder Tiecks „Der blonde Eckbert“ sind

³⁹⁹ Hierzu Johannes F. Lehmann: Die Zeit der »Gegenwart« bei Schiller. In: Helmut Hühn / Dirk Oschmann / Peter Schnyder (Hrsg.): Schillers Zeitbegriffe. Hannover 2018., S. 287-303., S. 300: „In doppelter Weise sind die Figuren in der Zeit der »Gegenwart«. Sie operieren in der historischen Gegenwart, weil sie die Bindung an die Vergangenheit verloren haben und in eine von der Vergangenheit nicht legitimierte Zukunft wollen, und sie sind in der Gegenwart, weil sie in allen ihren Entscheidungen im Hinblick auf das Alte und das Neue auf die subjektive Gegenwart ihres Selbstgefühls bezogen sind und exakt diesem Bezug den tatsächlichen Schritt in die Zukunft opfern.“

⁴⁰⁰ Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: System des transzendentalen Idealismus. Hrsg. von Horst D. Brandt / Peter Müller. Hamburg 1992. Siehe auch: Herbert Uerlings: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2000. S.9-42. S.22: „Die gemeinsame, 1795/96 formulierte Grundüberzeugung ist, daß das Bewußtsein, und das bedeutet im damaligen Kontext immer Selbstbewußtsein, sich einem transzendentalen Grunde verdanke, der sich mit den Mitteln der Reflexion nicht zureichend fassen lasse. Er bleibt für das Bewußtsein ein unausdeutbares Rätsel. Deshalb rückt die Kunst an die höchste Stelle, denn sie kann mit ihrer durch keinen Gedanken zu erschöpfenden Sinnfülle zum Symbol [...] des in der Reflexion uneinholbaren Einheitsgrundes werden und hier, in der ästhetischen Erfahrung, kann das weder dem Denken noch dem Handeln zugängliche Absolute erfahren werden.“

in diesem Sinne literarische „Gemälde“, deren hermetisches Verständnis sich dem Leser letztlich entzieht, die aber dennoch, und gerade deshalb, soviel über die Wirkmacht der Lebenseinflüsse aussagen, denn das Kunstwerk drückt, in Schellings Sinne, das Gegenständliche der Welt außerhalb des inneren Bewusstseins aus und eröffnet bei seiner Betrachtung dem Wahrnehmenden wiederum die Erkenntnis des eigenen Bewusstseins, welches das Werk geschaffen hatte. Das geschaffene Kunstwerk führt somit Natur und Erkenntnis zusammen und „[...] reflektiert uns die Identität der bewussten und bewussten Tätigkeit.“⁴⁰¹ Nicht nur fließen hier bewusste und unbewusste Einflüsse ein, das daraus entstandene Kunstprodukt hat eine darüber hinaus gehende Wirkmacht:

„Der Künstler scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offener Absicht darin gelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist.“⁴⁰²

Exemplarisch im „Siebenkäs“ und im „Demetrius“ entdeckt die Literatur die „Genealogie der Identität“.⁴⁰³ Die Wahrnehmung als Individuum, als gegenwärtiges Individuum, steht dabei im Diskurs mit Vorgeschichte und Gegenwart, mit der Orientierung an einem Geschichtsnarrativ ebenso wie in der Auseinandersetzung mit den sozialen Systemen und den Mitmenschen. Die Anthropologie entwickelt schließlich im 18. Jahrhundert ein Verständnis für die Vorgeschichte einer Person, ihrer Persönlichkeit und ihrer sozialen Rolle.

„Unter dem erst in der Neuzeit entstandenen Begriff Anthropologie lässt sich seit Ende des 18. Jh.s ein Bündel von Wissensfeldern fassen, das [...] im Begriff des Menschen als eines körpergebundenen Kulturwesens seine Fundierung hat.“⁴⁰⁴

⁴⁰¹ Schelling: Idealismus., S. 290.

⁴⁰² Ebd., S. 290.

⁴⁰³ Pfothner: Genealogie der Identität.

⁴⁰⁴ Johannes F. Lehmann: Anthropologie. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart 2013. S. 57-63., S. 57.

Kant hatte noch Bedenken geäußert dem Geist eine niedere physische Abstammung zuzuordnen, gar danach zu suchen:

„In welchem Dunkel verliert sich die menschliche Vernunft, wenn sie hier den Abstamm zu ergründen, ja auch nur zu erraten, es unternehmen will?“⁴⁰⁵

Doch die Auseinandersetzung mit der Identität und ihrer Abstammung und damit auch ihrer Legitimität ist virulent. Auch der „glänzende“ Intellekt kann eine „niedere“ Grundlage haben, allein schon die rein körperliche Verschmelzung zweier Menschen, einer Ei- und Samenzelle. Die Literatur zeigt dies auf, denn nicht die Negierung einer solchen Abhängigkeit ist von Relevanz, sondern gerade die Feststellung, dass dem Individuum, der Individualität, dem Leben, eine prägende „Vorgeschichte“ inne wohnt. In Jean Pauls „Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, dass kein Gott sei“⁴⁰⁶ sucht Christus in der Welt nach seinem Vater, doch statt das göttliche Auge zu sehen „[...] starrte sie mich mit einer leeren bodenlosen *Augenhöhle* an; und die Ewigkeit lag auf dem Chaos und zernagte es und wiederkäuete sich.“⁴⁰⁷ Diese Aussage beinhaltet zweierlei: Die versuchte Einbindung des Menschen in einen historischen, hier religiösen Kontext und die Blickverbindung zwischen Personen, die zur Rückversicherung des eigenen Ich, der Stabilisierung der Ich-Identität als Versicherung der Gegenwärtigkeit, zwingend ist. Die toten Augen Gottes lösen die Orientierungsgrößen des Menschen auf und werfen ihn in eine tiefe Verunsicherung. Nicht Erlösung, sondern „stürmisches Chaos“ sagt daher Christus den Menschen voraus.⁴⁰⁸

⁴⁰⁵ Immanuel Kant: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Band VI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Wiesbaden 1964. S. 395-690., S. 480.

⁴⁰⁶ Jean Paul: Siebenkäs, S. 270-275.

⁴⁰⁷ Ebd., S. 273.

⁴⁰⁸ Ebd., S. 275

In der Erzählung „Der Sandmann“ (1816)⁴⁰⁹ von E.T.A. Hoffmann finden sich beide Aspekte, der Versuch durch Blickkontakte das Selbst im sozialen Kontext zu vergewissern und das „stürmische Chaos“, das sich aufgrund der inkonsistenten Blickanalysen bei Nathanael einstellt. Die Bedeutung der Blickkontakte für die Wahrnehmung des Anderen sowie der Eigenwahrnehmung, die Erkenntnis Individuum und nicht Objekt zu sein, analysiert Jean-Paul Sartre in seinem Versuch einer phänomenologischen Ontologie „Das Sein und das Nichts“⁴¹⁰. Er stellt dar, dass im und mit dem *Augen-Blick*, die Wahrnehmung des Anderen als Subjekt (und nicht Objekt) zustande kommt.

Doch zunächst zu E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Der Sandmann“. Die Geschichte vom Sandmann, der die Augen stiehlt, um diese zum Mond zu senden, spielt mit der Identifikation der Personen auf vielerlei Ebenen. Die Erzählung kreist um die Frage der Identität des Sandmanns, der Personifikation des Puppenautomaten Olympia sowie darüber hinaus der gegenseitigen Vergewisserung der Identität in der wechselseitigen Wahrnehmung von Nathanael und Olympia sowie von Nathanael und Clara. Der Text erörtert auf dieser Ebene die Versicherung der Gegenwärtigkeit im expliziten Sinne.

Nach drei einleitenden Briefen zwischen Nathanael, seinem Freund Lothar und dessen Schwester, Nathanaels Verlobter Clara, berichtet der Erzähler im Folgenden von den Geschehnissen bis zu Nathanaels Tod. Schon der suchende Anfang des Erzählers verdeutlicht, dass der Beginn einer solchen Geschichte im Unwägbareren zu verorten ist und damit aus der Tiefe menschlicher Existenz stammt. Nicht wissend wo zu beginnen, resümiert er: „Ich beschloß gar nicht anzufangen.“⁴¹¹

⁴⁰⁹ E.T.A. Hoffmann: Der Sandmann. In: Ders.: Nachtstücke. Klein Zaches. Prinzessin Brambilla. Werke 1818-1820. Hrsg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen. 2. Aufl. Frankfurt am Main 2017. S. 11-49.

⁴¹⁰ Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. In: Ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Philosophische Schriften, Band 3. Hrsg. von Traugott König. Reinbek bei Hamburg, 1991.

⁴¹¹ E.T.A. Hoffmann: Sandmann, S.27.; siehe hierzu Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M. 1991., S. 9: „Anstatt das Wort zu ergreifen, wäre ich lieber von ihm umgarnt worden, um jedes Anfangens enthoben zu sein.“

Die Initation der Verunsicherung Nathanaels über den Sandmann, die er in den Briefen erläutert und aktualisiert, stammt aus den durch Familienerzählungen befeuerten, kindlichen Phantasien, wobei es ihm aber auch später nicht gelingt, die Identität des Sandmanns eindeutig heraus zu finden. Die Erzählung der Mutter wird durch die weiteren Ausführungen der Amme befeuert und stimuliert die angstbesetzte kindliche Phantasie:

„Das ist ein böser Mann, der kommt zu den Kindern, wenn sie nicht zu Bett gehen wollen und wirft ihnen händevoll Sand in die Augen, daß sie blutig zum Kopf herausspringen, die wirft er dann in den Sack und trägt sie in den Halbmond zur Atzung für seine Kinderchen; die sitzen dort im Nest und haben krumme Schnäbel, wie die Eulen, damit picken sie der unartigen Menschenkindlein Augen auf.“⁴¹²

Der Erzählraum ist eröffnet und bietet nun ein weites Feld, um durch sehen und gesehen werden eine Konstruktion der Welt zu entwickeln. Wie im „Demetrius“ sind es vielfältige Blickebenen, die die Personen abtasten, um je nach Perspektive zu einer Erkenntnis zu kommen, die die Selbstverortung und die Beziehungssetzung ermöglichen soll. Nicht umsonst kommt dabei ein „Perspektiv“ zum Einsatz, mit dem die Gesichter der Personen erst (scheinbar) wahrgenommen und (vermeintlich) verstanden werden. Die Suche nach Verständnis um die Person des Sandmanns, formiert sich für Nathanael im Versuch der verstehenden Inaugenscheinnahme alchemistischer Experimente des Vaters und des Coppelius, des vermutlichen Sandmanns. Es sind die Augen, die der Sandmann angeblich den Kindern entreißt, die schließlich zur intendierten Realitätsprüfung beitragen, nachdem das Hören allein ein Verständnis nicht ermöglicht hatte.

„Nun Kinder! – zu Bette! Zu Bette! Der Sandmann kommt, ich merk´ es schon. Wirklich hörte ich dann jedesmal Etwas schweren langsamen Tritts die Treppe heraufpoltern; das mußte der Sandmann sein.“⁴¹³

Das die Phantasie anstachelnde Unbekannte des Sandmanns will Nathanael dann auch persönlich in *Augenschein* nehmen und versteckt sich im Zimmer des Vaters als er ahnt, dass der Sandmann wieder kommen wird.

⁴¹² E.T.A. Hoffmann: Sandmann, S. 13.

⁴¹³ Ebd., S. 12.

„Mit Gewalt mich ermannend gucke ich behutsam hervor. Der Sandmann steht mitten in der Stube vor meinem Vater, der helle Schein der Lichter brennt ihm ins Gesicht! – Der Sandmann, der fürchterliche Sandmann ist der alte Advokat Coppelius, der manchmal bei uns zu Mittage ißt!-,“⁴¹⁴

Doch dem Sehen folgt das Gesehen werden. Zutiefst verstört vom alchemistischen Treiben der beiden Männer ist Nathanael irritiert. „Mir war als würden Menschengesichter ringsum sichtbar, aber ohne Augen - scheußlich, tiefe schwarze Höhlen statt ihrer.“⁴¹⁵ Als Coppelius nach Augen verlangt, schreit Nathanael und wird erfasst.

„Nun haben wir Augen – Augen – ein schön paar Kinderaugen.« So flüster- te Coppelius, und griff mit den Fäusten glutrote Körner aus der Flamme, die er mir in die Augen streuen wollte.“⁴¹⁶

Auf dem Zenit dieser Begegnung zwischen Nathanael und Coppelius werden beide zu augenlosen Wesen und damit eher zu „Objekten“ im Sinne Sartres. Nathanael sieht Gesichter ohne Augen, Coppelius will ihm die Kinderaugen eintreiben. Ob die Wahrnehmung Nathanaels allein der Phantasie entspringt, wie Clara ihm in ihrem Brief zu erläutern sucht, oder nicht, ist für die empfundene Realität von minderer Bedeutung. In jedem Fall findet das Problem von Sehen und Erkennen im Erwachsenenalter seine Fortsetzung. Bei der im Studium erfolgenden Begegnung zwischen Nathanael und dem Automaten Olympia bei Professor Spalanzani, nimmt Nathanael das „engelschöne“ Gesicht wahr, doch „[...] hatten ihre Augen etwas Starres, beinahe möcht' ich sagen, keine Sehkraft, es war mir so, als schliefe sie mit offenen Augen.“⁴¹⁷

Bei dieser Begegnung kommt es zu keiner Gegenwahrnehmung durch Olympia, die ihm eher „blödsinnig“ erscheint.⁴¹⁸ In deutlicher Abgrenzung hierzu sind es Claras Augen, die Eindruck machen, obwohl man sie an sich nicht für schön hielt. Die Augen gleichen

⁴¹⁴ Ebd., S. 15.

⁴¹⁵ Ebd., S. 17.

⁴¹⁶ Ebd., S. 17.

⁴¹⁷ Ebd., S. 25.

⁴¹⁸ Ebd., S. 25.

„[...] einem See von Ruisdael [...]“, und weiter heißt es: „Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbare himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen [...].“⁴¹⁹ Doch die kühlen und rationalen Augen erfassen Nathanaels Emotionalität nicht, die er auch in seinen Dichtungen auszudrücken versucht. In einem Gedicht artikuliert er die gegenseitige visuelle Wahrnehmung beider: Am Traualter berührt Coppelius Claras Augen, „[...] *die* springen in Nathanaels Brust wie blutige Funken sengend und brennend [...].“⁴²⁰ Es tost um Nathanael herum als er Clara sagen hört, dass es nicht die Augen, sondern Herzblut war, das ihn traf. „Nathanael blickt in Claras Augen; aber es ist der Tod, der mit Claras Augen ihn freundlich anschaut.“⁴²¹ Emotional aufgewühlt von seinem Gedicht, erkennt er Clara nicht mehr als Mensch und stößt sie von sich, rufend „Du lebloses, verdammtes Automat!“⁴²²

Nachdem Clara in ein Duell zwischen Nathanael und Lothar schlichtend eingegriffen hatte, gewinnt er seine Gefühle für sie zurück und bleibt zunächst gegenüber der schönen aber steifen und starren Olimpia distanziert. Das ändert sich erst, als der Händler Coppola (fraglicher alter ego des Coppelius) ihm Brillen offeriert, „sköne Oke!“, wie er sagt.⁴²³ Ein Taschenperspektiv, das er erwirbt, eröffnet Nathanael einen neuen Blick auf Olimpia.

„Nun erschaute Nathanael erst Olimpia´s wunderschön geformtes Gesicht. Nur die Augen schienen ihm gar seltsam starr und tot. Doch wie er immer schärfer und schärfer durch das Glas hinschaute, war es, als gingen in Olimpia´s Augen feuchte Mondesstrahlen auf. Es schien, als wenn nun erst die Sehkraft entzündet würde; [...].“⁴²⁴

Nathanael ist für Olimpia entflammt und Clara ist vergessen. Beim Tanz fühlt er ihre kalte Hand, wie „Todesfrost“, aber „[...] er starrte Olimpia ins Auge, das strahlte ihm

⁴¹⁹ Ebd., S. 28.

⁴²⁰ Ebd., S. 31.

⁴²¹ Ebd., S. 31.

⁴²² Ebd., S. 32.

⁴²³ Ebd., S. 35.

⁴²⁴ Ebd., S. 36.

voll Liebe und Sehnsucht entgegen [...].⁴²⁵ Nathanael ist von „psychischer Wahlverwandtschaft“ zu Olimpia erfasst und es gelingt auch seinem Freund Siegmund nicht, ihn hieraus zu lösen.⁴²⁶

„Stundenlang sah sie (Olimpia. J.B.) mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick.“⁴²⁷

Bereit Olimpia zu heiraten, wird er Zeuge eines Streits zwischen Professor Spalanzani und Copolla um den Puppenautomaten, den Copolla an sich reißt. Als Nathanael hinzu kommt, ist es schon zu spät.

„Erstarrt stand Nathanael – nur zu deutlich hatte er gesehen, Olimpia’s tod-erbleichtes Wachsgesicht hatte keine Augen, statt ihrer schwarze Höhlen; sie war eine leblose Puppe.“⁴²⁸

Es sind die Augen und nicht der Körper, der dem Wesen Lebendigkeit verleiht.

„Nun sah Nathanael, wie ein Paar blutige Augen auf dem Boden liegend ihn anstarrten, die ergriff Spalanzani mit der unverletzten Hand und warf sie nach ihm, daß sie seine Brust trafen. – Da packte ihn der Wahnsinn [...].“⁴²⁹

Nathanael kommt ins Tollhaus und kommt ums Leben, nachdem er Clara durch das Perspektiv als Holzpüppchen verkennt und sich aus seiner Umnachtung nicht mehr lösen kann.

Erblicken und erblickt werden sind wesentliche Elemente der Wahrnehmung der Identität von und durch andere. Wie im „Demetrius“ ist die gegenwärtige Identität im „Sand-

⁴²⁵ Ebd., S. 39.

⁴²⁶ Ebd., S. 42-42.

⁴²⁷ Ebd., S. 43.

⁴²⁸ Ebd., S. 45.

⁴²⁹ Ebd., S. 45.

mann“ vom Blick des Anderen abhängig. Ist es bei Demetrius das Erblicken einer Kette, die ihn in einen Kontext königlicher Abstammung rückt, so sind es die Augen, die im „Sandmann“ der Fixpunkt des Verständnisses der Ich-Identität sind. Die Modifikation der Blicke und ihr Effekt auf die Wahrnehmung des Gegenüber, werden in der Erzählung in verschiedener Weise transparent. Erst das Perspektiv lässt Nathanael die lebendige Qualität der Automatenpuppe erkennen und ihre leeren Augenhöhlen lassen sie am Ende wieder als Puppe erscheinen. Auch die Gedichtphantasie von Claras toten, leeren Augen führen dazu, dass er diese im realen Leben als „leblosen Automaten“ anspricht. Die leeren Augen im „Siebenkäs“, wie bei Olimpia und vermeintlich bei Clara, bieten dem Gegenüber keine Selbstreflexion, mit Hilfe derer er sich als Individuum im sozialen Kontext verorten könnte. Erst die Beziehungssetzung definiert die Individualität. Als Reaktion auf die vorbildlichen Manieren des Automaten führt sich die Gesellschaft im „Sandmann“ lächerlich auf, um sicher zu gehen, nicht als Automat verkannt zu werden. Die Vergewisserung des kollektiven Ich scheint hierbei weniger durch *Augenblicke*, denn durch Reflexe begründet zu sein.

Nathanaels Erleben kann als Ausdruck einer psychischen Erkrankung gesehen werden. Basierend auch auf Jean-Paul Sartres Versuch einer phänomenologischen Ontologie, „Das Sein und das Nichts“, hatten die der anthropologischen Psychiatrie zugehörenden Ärzte in der Mitte des 20. Jahrhunderts das Gefühl des „angeblickt werdens“ als ein Symptom psychischer Erkrankungen gewertet.⁴³⁰ Nach der zunächst unvollständigen Übersetzung von Sartres Buch⁴³¹ hatte sich Jürg Zutt, damaliger Ärztlicher Direktor der Universitäts-Nervenlinik Frankfurt am Main, für die separate Publikation des nicht übersetzten Kapitels „Der Leib“⁴³² verwendet.⁴³³ Klaus Conrad schließlich unternimmt mit seinem 1958 publizierten Werk „Die beginnende Schizophrenie“ den Versuch, die durch die Psychoanalyse unter Druck geratene traditionelle Psychiatrie nicht nur be-

⁴³⁰ Jürg Zutt: Auf dem Wege zu einer anthropologischen Psychiatrie. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg 1963.

⁴³¹ Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Hamburg 1952.

⁴³² Jean-Paul Sartre: Der Leib. Ein Kapitel aus „Das Sein und das Nichts“. In: Beiträge zur Sexualforschung. 9. Heft (1956), S. 1-66.

⁴³³ Persönliche Mitteilung von Dr. A. Michael Bauer, Frankfurt a.M.

schreibend, sondern verstehend voran zu bringen.⁴³⁴ Er analysierte hierzu in Fallstudien den Erkrankungsverlauf von Psychosen, die in einer identischen äußeren Situation (im Krieg) manifest wurden. Auch darin findet sich der Anspruch der Subjekterkennung, die bereits Sartre in seinem Kapitel über den „Blick“ hervorgehoben hatte. Conrad schreibt:

„Gilt also unser Interesse dem geisteskranken Menschen überhaupt, warum sollte Wissenschaft ihn nur in seinem Objekt-Sein, und nicht ebenso in seinem Subjekt-Sein zu studieren trachten.“⁴³⁵

Vergleichbar mit der hier zu erörternden Frage nach dem Verständnis des Einflusses einer aus dem Text zu erschließenden „Vorgeschichte“ auf die erzählte Geschichte, ist es in der Psychiatrie der Versuch mittels der „Gestaltanalyse“ Rückschlüsse auf die Dynamik der Erkrankung zu ziehen. „Denn alles Erlebte ist gestaltet und die Analyse phänomenaler Tatbestände ist immer Analyse von Gestaltungen.“⁴³⁶ Die „Gestaltanalyse des Wahns“ steht somit in Beziehung zur „Daseinsanalyse des Wahnkranken“.⁴³⁷ Conrads Unterteilung schizophrener Erlebens findet in der „Apophänie des Angetroffenen (Außenraum)“ und der damit zusammenhängenden Wahnwahrnehmung Bezüge, die im Verständnis des Erlebens von Nathanael nutzbar gemacht werden können. Das als „apophän“ bezeichnete Wahnerleben ist gekennzeichnet als das „Wissen um die Bedeutung“ von Wahrnehmungen, einer Offenbarung gleich, eine Beziehungssetzung, die für den nicht Betroffenen anlasslos erscheint (Beziehungssetzung ohne Anlass).⁴³⁸ Das apophäne Erleben entwickelt sich dabei durchaus protrahiert, mehr und mehr setzt sich das Erleben aus wahnhaft erlebten Wahrnehmungen zusammen.

⁴³⁴ Klaus Conrad: Die beginnende Schizophrenie. Versuch einer Gestaltsanalyse des Wahns. 4. Aufl. Stuttgart 1979.

⁴³⁵ Ebd., S. 1.

⁴³⁶ Ebd., S. 7.

⁴³⁷ Ebd., S. 7.

⁴³⁸ Ebd., S. 46.

„Alles, was „in die Augen springt“, was „sich aufdrängt“, was „auf-fällt“ usw., wird am ehesten, unter Umständen zunächst als einziger Bestand, apophän erlebt [...].“⁴³⁹

In der Eskalation der Erkrankung wird dem wahnhaft Wahrgenommen vom Kranken zunehmend eine Wissensbedeutung zugewiesen, die dieser dann auch meint benennen zu können. Die Erlebnisse, so sagt der Erkrankte, seien für ihn „gemacht“.⁴⁴⁰ In der dann folgenden Phase mit „Bekanntheits- oder Entfremdungserlebnissen“, nimmt der Kranke fremde Personen als ihm scheinbar bekannt wahr, wobei vereinzelt auch von ihm darauf verwiesen wird, dass ihn das eine oder andere an der vermeintlich bekannten Person irritiert.⁴⁴¹ Ähnliches sehen wir in Nathanaels Kommentar zu Coppola, den er für Coppelius hält, um sich später unsicher zu sein, da Professor Spalanzani ihn schon lange kenne. Diese Ambivalenz in der Sicherheit der Zuordnung einer (fälschlich) als ihm bekannt angesprochenen Person, nennt Conrad den „Wettstreit der Sehfelder“.⁴⁴² Und das wahnhafte Verkennen vergleicht Conrad schließlich mit den „Verhältnissen der gelockerten Reizbindungen“ bei Gesunden, etwa bei Wahrnehmungen in der Distanz, im Dunkeln, bei kurzer Exposition (Tachistokopie) oder im seitlichen Gesichtsfeld (i.e., jenseits der Stelle des schärfsten Sehens).⁴⁴³

Lesen wir auf dem Boden dieser Ausführungen noch einmal in E.T.A. Hoffmanns Text. Der Erzähler sucht im Anschluss an die drei Briefe den Anfang des Erzählens und versucht sich in Nathanael hinein zu denken, insbesondere in seine Ausführungen zur Begegnung mit dem Wetterglashändler Coppola, den Lothar nicht persönlich kennt.

„Vielleicht gelingt es mir, manche Gestalt, wie ein guter Portraitmaler, so aufzufassen, daß du es ähnlich findest, ohne das Original zu kennen, ja daß

⁴³⁹ Ebd., S. 58.

⁴⁴⁰ Ebd., S. 61-62.

⁴⁴¹ Ebd., S. 68.

⁴⁴² Ebd., S. 68.

⁴⁴³ Ebd., S. 70.

es die ist, als hättest du die Person recht oft schon mit leibhaftigen Augen gesehen.“⁴⁴⁴

Wie in den „Verhältnissen der gelockerten Reizbindungen“ versucht Lothar das Bild Coppolas mehr zu erahnen, als es faktisch zu sehen, was ihm auch nicht möglich ist, und er nimmt den Leser auf diese „Sehreise“ mit. Auch dem Dichter ist es nur möglich ein verschwommenes Bild vom Leben abzubilden, „[...] wie in eines matt geschliffenen Spiegels dunklem Widerschein [...]“.⁴⁴⁵ Im sehen und gesehen werden, im Wissen um eine andere Person, steht Lothar hingegen Claras Bild lebendig vor Augen, deren eigentliches Wesen sich hinter ihrem äußeren Erscheinungsbild verbirgt. Beim Anblick Claras stellt sich für Lothar ein synästhetisches Empfinden ein; man sieht eben nicht nur mit den Augen:

„Können wir denn das Mädchen anschauen, ohne daß uns aus ihrem Blick wunderbar himmlische Gesänge und Klänge entgegenstrahlen, die in unser Innerstes dringen [...]?“⁴⁴⁶

Doch zurück zu Nathanael. Dieser kehrt nach langer Zeit zu den Freunden zurück, die ihn verändert finden, nachdem „[...] des widerwärtigen Wetterglashändlers Coppola Gestalt recht feindlich in sein Leben getreten sei.“⁴⁴⁷ Mit Klaus Conrad könnten wir sagen, dass die Wahnwahrnehmung Gestalt annimmt, denn rein sachlich hatte Nathanael den Hergang der Begegnung in seinem Brief noch neutral geschildert: „Kurz und gut, das Entsetzliche, [...] besteht in nichts anderm, als daß vor einigen Tagen, [...] ein Wetterglashändler in meine Stube trat und mir seine Ware anbot.“⁴⁴⁸ Doch für Nathanael ergab sich unmittelbar daraus eine Beziehungssetzung, weshalb „[...] die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß.“⁴⁴⁹ Wie von Klaus Conrad beschrieben, weitet sich das Feld der wahnhaften Verkennungen aus. Die vertraute Clara konvertiert für ihn in der imaginierten Dichtung als augenloses Wesen; „[...] aber es

⁴⁴⁴ E.T.A. Hoffmann: Sandmann, S. 27.

⁴⁴⁵ Ebd., S. 27.

⁴⁴⁶ Ebd., S. 28.

⁴⁴⁷ Ebd., S. 29.

⁴⁴⁸ Ebd., S. 11.

⁴⁴⁹ Ebd., S. 12.

ist der Tod, der mit Claras Augen ihn freundlich anschaut“⁴⁵⁰ und sie wird für ihn zum „Automaten“. Es liest sich wie die Verkennung der Person, die der Wahndynamik folgt.

Die erste Begegnung mit dem Puppenautomaten Olimpia bleibt affektlos, zwar nimmt er einen Blick Olimpias wahr, doch ist es der schöne Wuchs und nicht der Blick, der ihm auffällt. Erst mit dem „Perspektiv“ ausgestattet, ändert sich seine Wahrnehmung von ihr. Die Augen Olimpias sind noch immer „seltsam starr und tot“⁴⁵¹, doch durch *seine* Wahrnehmung wird die Sehkraft der Puppe entzündet und zum flammenden Blick.⁴⁵² Es ist eine durchaus ihm eigene (Wahn)Wahrnehmung, die sein Freund Siegmund nicht nachvollziehen kann. Bei allem Todesfrost, den Olimpias kalte Hand ihm einflößt, sie bleibt die Geliebte, die ihn voll Liebe anstrahlt. Er ist in der „Anastrophé“, dem Wahngedühl, das ihm den Eindruck vermittelt, in der Mitte des Geschehens zu sein. Dies löst sich erst anlassbezogen, nachdem Olimpia zerissen wird und Coppola ihr die Augen aus dem Kopf reißt. In dieser „apokalyptischen“ Phase verliert er den Verstand: „Da packte ihn der Wahnsinn mit glühenden Krallen und fuhr in sein Inneres hinein Sinn und Gedanken zerreißend.“⁴⁵³

Auch wenn vieles darauf verweist, Nathanaels Erleben als Ausdruck einer Psychose zu lesen, so artikuliert Hoffmann in seiner Erzählung weit grundsätzlicher die Relevanz des Blicks als Voraussetzung der Bestimmung des Anderen als Individuum in Abgrenzung

⁴⁵⁰ Ebd., S. 31.

⁴⁵¹ Ebd., S. 36.

⁴⁵² Siehe dazu Daniel Kopp: Das Auge und die Täuschung: Der Blick als (Un-) Möglichkeit ontologischer und ästhetischer Demarkation in *Der Sandmann* und *Blade Runner*. *Philologie im Netz* 79 (2017), S. 73-91., S. 80. Kopp verweist auf Ulrich Stadlers Verweis auf die begrenzte Qualität der optischen Technik im 19. Jahrhundert. Die Qualitätsmängel der Gläser könnten gravierende Abbildungsfehler bedingen. Was enthüllt werden sollte durch die präzisen Gläser, wird durch den Qualitätsmangel verfälscht. Dies erinnert an Lothars Hinweis im „Sandmann“ über die unscharfe Sicht auf die Welt, die auch die Dichter betreffe (s.o.).

⁴⁵³ E.T.A. Hoffmann: *Sandmann*, S. 45.

zum Objekt.⁴⁵⁴ In der Thematik der Wahrnehmung von Gegenwart drückt die Erzählung damit aus, dass die Blickperspektive für die Identifikation von Bedeutung ist und dass eine gegenwärtige Person nicht als plakativ, sondern als facettenreich zu verstehen ist, da deren Gegenwärtigkeit auch vom Blick der Anderen mitbestimmt wird. Das Vielschichtige der Existenz im eigenen Empfinden, in der Wahrnehmung durch andere und in der Interaktion mit dem Lebensraum, führen dazu, dass jeder seine eigene, von ihm wahrgenommene und durch andere kreierte Gegenwärtigkeit entwickelt, sei er psychisch gesund oder erkrankt. Dies betont die Rolle und Stärke literarischer Texte, die sich nicht in Sachanalysen erschöpfen, sondern einen assoziativen Sprachraum bilden, aus dem heraus, je nach Leser und Leseempfinden, eine je eigene Wirklichkeit konstruiert werden kann.

Die mehrfach angesprochene Blickanalyse Sartres bietet für dieses Verständnis der Wahrnehmung von Lebenswelten eine Grundlage, die sich in Kontrast zum Solipsismus der realen Wirklichkeit des Anderen vergewissert. Erst der Blick des Anderen führt zur Wahrnehmung der eigenen Subjektivität, während man beim reinen Erblickt-werden Objekt im Auge des Anderen bleibt⁴⁵⁵, es sei denn, man empfindet sich selbst, denn „[...] in der Enthüllung meines Objekt-seins für den Andern und durch sie muß ich die Anwesenheit seines Subjekt-seins erfassen können.“⁴⁵⁶

Das, so sagt Zutt, ist eben das Besondere des Blicks.

⁴⁵⁴ Siehe hierzu Peter Braun: Kommentar. In: E.T.A. Hoffmann: Der Sandmann. Text und Kommentar. 11. Auflage. Frankfurt am Main 2018. S. 53-100., S. 65: Hoffmann beschäftigte sich insbesondere in seinen Bamberger Jahren mit dem Wahnsinn und besuchte dort Krankenhäuser unter Supervision des Arztes Adalbert Friedrich Marcus. „Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Wahnsinn führte um die Wende des 19. Jahrhunderts dazu, dass Irrsinn nicht mehr als ein übernatürliches Verhängnis empfunden wurde, sondern als eine ganz reale Bedrohung eines jeden.“

⁴⁵⁵ Kopp: Auge, S. 74.

⁴⁵⁶ Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. In: Ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Traugott König in Zusammenarbeit mit dem Autor und Arlette El Kaim-Sartre. Philosophische Schriften, Band 3. Hrsg. von Traugott König. Reinbek bei Hamburg, 1991., S. 463-464.

„Erblicktsein bedeutet immer unmittelbares Auftauchen des *Anderen*, Zuwendung des *Anderen* zum Erblickten. Darin, so scheint es, liegt für uns eine Erkenntnis von großer Tragweite. Der Andere *ist* ja dieser Blick, der mich trifft. Da gibt es keine logische Mehrgliedrigkeit, wie etwa diese: Ich sehe Augen, also muß einer da sein, die Augen sind auf mich gerichtet, also bin ich gemeint. Der auftauchende Blick enthüllt die mich betreffende Anwesenheit des Anderen unmittelbar.“⁴⁵⁷

Die Vergewisserung des Anderen als Individuum resultiert also nicht aus der Wahrnehmung des Gesichtes, sondern des Blicks, „Ob dieses Bewußtsein nun in getrenntem Zustand existiert oder nicht, das Gesicht, das ich sehe, weist nicht auf dieses Bewußtsein hin, [...]“⁴⁵⁸ Sehen und gesehen werden treten in ein Miteinander und formen die Rückversicherung gemeinsamer Subjektivität, „Das «Vom-Andern-gesehen-werden» ist die *Wahrheit* des «Den-Andern-sehens».“⁴⁵⁹ Doch die Effekte des Blicks können vom angeblickt werden und vom angeblickt fühlen dissoziiert werden.

„Was *am häufigsten* einen Blick manifestiert, ist sicher das Sichrichten zweier Augäpfel auf mich. Aber er ist ebenso gut anlässlich eines Rascheln von Zweigen, eines von Stille gefolgten Geräuschs von Schritten, eines halboffenen Fensterladens, der leichten Bewegung eines Vorhangs gegeben.“⁴⁶⁰

⁴⁵⁷ Jürg Zutt: Blick und Stimme. Beitrag zur Grundlegung einer verstehenden Anthropologie. In: Ders.: Auf dem Wege zu einer anthropologischen Psychiatrie. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg 1963. S. 389-399., S. 394.

⁴⁵⁸ Sartre: Sein und Nichts (1991), S. 458.

⁴⁵⁹ Ebd., S. 464.

⁴⁶⁰ Ebd., S. 465.

Dabei sind Auge und Blick zu unterscheiden.

„Das Gebüsch, das Bauernhaus sind ja nicht der Blick: sie repräsentieren nur das *Auge*, denn das Auge wird zunächst nicht als Sinnesorgan des Sehens erfaßt, sondern als Träger des Blicks.“⁴⁶¹

Im gegenseitigen angeblickt werden entsteht ein Wahrnehmungsraum, der sich über die rein physiologische Sinneswahrnehmung heraus hebt, „[...] wenn ich den Blick erfasse, höre ich auf, die Augen wahrzunehmen [...]“⁴⁶², denn „Der Blick des Andern verbirgt seine Augen, scheint *vor sie* zu treten.“⁴⁶³

Der Blick, nicht die Augen, ist somit der Mittler für die Wahrnehmung des Anderen sowie des selbst Wahrgenommen werdens. Sartre erweitert deshalb auch die Sphäre des Blicks, wenn er dessen Wirkung in der „Schlüssellochszene“ zum Gefühl des Angeblickt werdens reduziert. Beschrieben wird eine (schambesetzte) Szene, in der eine Person durch ein Schlüsselloch in ein Zimmer schaut und dabei von einer dritten Person beobachtet wird, die er selbst nicht sieht, sondern deren Blick er fühlt. Durch diesen Blick wird der bislang auf der „Ebene des nicht-thetischen Bewußtseins“⁴⁶⁴ Schauende affiziert.

„Jetzt habe ich Schritte im Flur gehört: man sieht mich. Was soll das heißen? Das heißt, daß ich in meinem Sein plötzlich getroffen bin und daß wesentliche Modifikationen in meinen Strukturen erscheinen – Modifikationen, die ich durch das reflexive Cogito erfassen und begrifflich fixieren kann.“⁴⁶⁵

Durch das Spüren des angeblickt werdens, nimmt der bislang mit einem „unreflektierten Bewußtsein“ Schauende sich als Person (als „Ich“) wahr.⁴⁶⁶

⁴⁶¹ Ebd., S. 466.

⁴⁶² Ebd., S. 466.

⁴⁶³ Ebd., S. 466.

⁴⁶⁴ Ebd., S. 467.

⁴⁶⁵ Ebd., S. 469.

⁴⁶⁶ Ebd., S. 469.

Die Ich-Identität als Versicherung der Gegenwärtigkeit

„Und dennoch *bin* ich es, ich weise es nicht zurück wie ein fremdes Bild, sondern es ist mir gegenwärtig wie ein Ich, das ich *bin*, ohne es zu *erkennen*, denn in der Scham (in anderen Fällen im Hochmut) entdecke ich es; die Scham oder der Stolz enthüllen mir den Blick des Andern und mich selbst am Ziel dieses Blicks, sie lassen mich die Situation eines Erblickten *erleben*, nicht *erkennen*.⁴⁶⁷

Diese Ausführungen erinnern an Nathanaels Wahrnehmung Olimpias, und einmal im Raum des Sehens und gesehen werdens, irritiert ihn auch ihre kalte Hand nicht, er sieht sie, besser nimmt sie wahr, mit allem Fühlen, „Und auch in Nathanael's Innern glühte höher auf die Liebeslust, er umschlang die schöne Olimpia und durchflog mit ihr die Reihen.“⁴⁶⁸

„Die Ablösung von Blick und Mensch, die Sartre in der Schlüsselloch-Szene beschreibt, wird bei Hoffmann jedoch bis zum gewaltsamen Herausreißen der Augen Olimpias, dem Offenbarwerden der Differenz von Blickquelle und Blick, nicht als Täuschung entlarvt.“⁴⁶⁹

Den Augen in Hoffmanns „Sandmann“ kommen verschiedene Bedeutungen zu. Sie gelten etwa als Werkzeuge des Sehens, als Elemente des Anschauungsvermögens, der Einbildungskraft und des Verstandes, als Spiegel der Seele und als erotische Attraktion.⁴⁷⁰ Doch in den Augen, besser im Blick, liegt auch ein Mechanismus der Verzeitlichung.

„Aber der Blick des Andern wird nicht nur als verräumlichend erfaßt: er ist auch *verzeitlichend*.“⁴⁷¹

⁴⁶⁷ Sartre: Sein und Nichts (1991), S. 471.

⁴⁶⁸ E.T.A. Hoffmann: Sandmann, S. 39.

⁴⁶⁹ Kopp: Auge, S. 78.

⁴⁷⁰ Hanna Knapp / Peter Mattes: Subjektivitätskonstruktion in narrativer Uneindeutigkeit – E.T.A. Hoffmanns Sandmann. In: Journal für Psychologie 9 (2/2001), S. 39-50., S. 45.

⁴⁷¹ Sartre: Sein und Nichts (1991), S. 480.

„Aber gerade insofern der Andere *sich* verzeitlicht, verzeitlicht er *mich* mit sich: insofern er zu seiner eigenen Zeit hin strebt, erscheine ich ihm in der allgemeinen Zeit. Insofern ich den *Blick des Andern* erfasse, verleiht er *meiner* Zeit eine neue Dimension. Als Gegenwart, die durch den Andern als *meine* Gegenwart erfaßt wird, hat meine Anwesenheit ein Außen; diese Anwesenheit, die sich *für mich* gegenwärtig macht, entfremdet sich für mich zu Gegenwart, bei der sich der Andere anwesend sein macht; ich bin in die allgemeine Gegenwart geworfen, insofern sich der Andere zu Anwesenheit bei mir macht.“⁴⁷²

Ursula D. Lawson verweist auf die „pathologische Zeit“ in Hoffmanns Erzählung.⁴⁷³

„The past clouds his perception of the present and denies him all aspirations for the future. A phantom arising from the past causes Nathanael to lose his freedom of action and self-identity.“⁴⁷⁴

„Hoffman employs objective time to enrich the fabric of the presentation of the subjective time experience. He utilizes other means in order to give the reader insight into the subjective time perception of his characters as well. He employs different perspectives by contrasting Nathanael's experience in time with Clara or Siegmund so as to show the world of delusions within the structure of a normal world.“⁴⁷⁵

Dem *Augen-Blick* als Voraussetzung der gegenseitigen Wahrnehmung und Selbstvergewisserung in der gegenwärtigen Gegenwart gesellt sich der *Augenblick* als Zeitbestimmung zu. Das sich In-die-Augen-blicken und die durch den Blick erfasste Gegenwart als „meine Gegenwart“, verweist auf den Moment des Jetzt, des Heute, der Gegenwart.

⁴⁷² Ebd., S. 481.

⁴⁷³ Ursula D. Lawson: Pathological time in E.T.A. Hoffman's „Der Sandmann“. Monatshefte 60 (1/1968), S. 51-61.

⁴⁷⁴ Ebd., S. 51.

⁴⁷⁵ Ebd., S. 53.

Ein literarisches Beispiel für eine Fokussierung im Augenblick ist auch Heinrich von Kleists Novelle „Das Erdbeben in Chili“, dem wir uns an dieser Stelle nochmals zuwenden wollen.

Johannes F. Lehmann schlägt für das Verständnis von Kleists Erzählung eine Sichtweise vor, die sich in den Kontext unserer Überlegungen einfügt und die zudem eine Brücke bildet zwischen der augenblicklichen Gegenwart sowie vorgeschichtlicher Vergangenheit und kommender Zukunft.⁴⁷⁶ Lehmann sieht in dem in drei Teile zu gliedernden Erzähltext (Vorgeschichte und Verurteilung, Erdbeben und paradiesischer Zustand, Gottesdienst und Meuchelmord) die Darstellung eines lange andauernden „Jetzt“, von dem aus eher subtile, aber distinkte Bezüge zu Vergangenheit und Zukunft ausgehen. Nach dem Erdbeben finden sich die zuvor dem Tode geweihten Geliebten Josephe und Jeronimo in einem Tal wieder, wo sie, zusammen mit ihrem Kind, an einem Granatapfelbaum lagern. Nach dem Zerfall der vormaligen Machtsysteme, entsteht ein neuer zeitlicher Raum „[...] das pure *Jetzt* – und damit *Als ob* – einer versöhnten Überlebensfamilie.“⁴⁷⁷ In diesem „Jetzt“ wird ein Verhalten möglich, das zuvor nicht existent war und das sich aus dem Augenblick heraus ergibt. Don Fernando nämlich, der Sohn des Stadtkommandanten, bittet die vormals zum Tode verurteilte Josephe sein Kind zu stillen und diese stimmt nach einem Moment des Zögerns (symbolisiert durch einen Bindestrich) zu. In diesem zentralen Moment der Novelle heißt es (Hervorhebungen im Text von mir):

„Jeronimo dachte eben auch, wie er Nahrung für die Seinigen herbeischaffen sollte, als ein junger wohlgekleideter Mann, mit einem Kind auf dem Arm, zu Josephen trat, und sie mit Bescheidenheit fragte: ob sie diesem armen Wurme, dessen Mutter dort unter den Bäumen beschädigt liege, nicht auf kurze Zeit ihre Brust reichen wolle? Josephe war ein wenig verwirrt, als sie in ihm **einen Bekannten erblickte**; doch da er, indem er ihre Verwirrung falsch deutete, fortfuhr: es ist nur auf wenige **Augenblicke**, Donna Josephe, und dieses Kind hat, seit jener Stunde, die uns alle unglücklich gemacht hat,

⁴⁷⁶ Johannes F. Lehmann: Einführung in das Werk Heinrich von Kleists. Darmstadt 2013.

⁴⁷⁷ Ebd., S. 96.

nicht genossen; so sagte sie: »ich schwieg – aus einem andern Grunde, Don Fernando; in diesen schrecklichen Zeiten weigert sich niemand, von dem, was er besitzen mag, mitzuteilen:« und nahm den kleinen Fremdling, indem sie ihr eigenes Kind dem Vater gab, und legte ihn an ihre Brust.“⁴⁷⁸

Paradigmatisch vereint dieser Moment Blick und Augenblick und inkorporiert im Blicken das Erkennen. Dieser Augenblick dehnt sich nun und Lehmann sieht darin die Begegnung zweier Personen, in deren Position zueinander das Erdbeben eine Diskontinuität eingebracht hat. War Don Fernando zuvor zuallererst der Sohn des Stadtkommandanten, der möglicherweise auch der Hinrichtung Josephes beigewohnt hätte, so scheint er dies in der Begegnung nach der Katastrophe entweder zu ignorieren oder zu verkennen.⁴⁷⁹ Lehmann betont, wie fragil die Personalbeziehung beider im neuen, außerhalb des bislang etablierten sozialen Kontext wird. Der soziale Rahmen der Begegnung hat somit Einfluss auf die „Identitätszuschreibung“.⁴⁸⁰ „Der kommunikative Raum jenseits eines funktionierenden Netzes von Macht-Rede-Institutionen ermöglicht und erzwingt ad-hoc Konstruktionen von Situation und Identität.“⁴⁸¹

Es herrschen im Moment der Begegnung im Tal utopische Zustände, eine „Talutopie“,⁴⁸² in der die früheren Geschehnisse vergessen zu sein scheinen (vergessen sind), es herrscht eine (fast) komplette Amnesie.⁴⁸³ Diesen Zustand der Amnesie zieht Johannes

⁴⁷⁸ Kleist: Erdbeben, S. 190.

⁴⁷⁹ Johannes Friedrich Lehmann: Macht und Zeit in Heinrich von Kleists *Erdbeben in Chili*. In: Roland Borgards / Johannes Friedrich Lehmann (Hrsg.): *Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800. Festschrift für Heinrich Bosse*. Würzburg 2002. S. 161-183., S. 168.

⁴⁸⁰ Ebd., S. 168.

⁴⁸¹ Ebd., S. 168.

⁴⁸² Lehmann: Kleist, S. 96.

⁴⁸³ Hierzu: Johannes F. Lehmann: *Rettung bei Kleist*. In: Nicolas Pethes (Hrsg.): *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist*. Göttingen 2011. S. 249-269., S. 253: Lehmann weist darauf hin, dass „Rettung“ bei Kleist nicht als „Erlösung“ im christlichen Sinne zu verstehen ist, sondern „Rettung“ beziehe sich explizit auf „Leben und Körper“.

F. Lehmann hin bis zur Entscheidung einen Gottesdienst zu besuchen sowie weiter in die dem dritten Teil der Novelle zugehörige Gottesdienst- und Lynchmordepisode. Der Priester erinnert darin an das vormalige Vergehen von Josephe und Jeronimo:

„Hierauf kam er, im Flusse priesterlicher Beredsamkeit, auf das Sittenverderbnis der Stadt; [...] und nur der unendlichen Langmut Gottes schrieb er es zu, daß sie noch nicht endgültig vom Erdboden vertilgt worden sei.“⁴⁸⁴

Doch die dann einsetzende Unruhe der Menge sieht Lehmann nicht als Ausführung der vor dem Erdbeben stattgehabten Verurteilung, sondern als Ausdruck des weiterhin dem „Jetzt“ unterliegenden, dem Augenblick geschuldeten Entscheidungsduktus Einzelner und der Masse. „Da keine autoritative Machtinstanz existiert, die Identitäten konstituieren kann, müssen diese ad-hoc, im Augenblick und durch performative Sprechakte hergestellt werden.“⁴⁸⁵ Diese dem Moment geschuldete Versicherung und Rückversicherung der Situation macht sich etwa in der fluktuierenden Identifikation Don Fernandos bemerkbar, der zunächst für Jeronimo gehalten wird. „Hierauf: Er *ist* der Vater! schrie eine Stimme; und: er ist Jeronimo Jugera! eine andere; [...].“⁴⁸⁶ Erst Jeronimos „Halt!“ lenkt die Aufmerksamkeit und damit die Aggression auf ihn.

Ausgehend von diesem permanenten „Jetzt“-Zustand, der sich aus iterativen Momentbeschreibungen zusammensetzt und weit aus der „Talutopie“ in die finale Kirchenszene hinein reicht,⁴⁸⁷ gibt es zwei eher dünne Fäden in die vorgeschichtliche Vergangenheit sowie in die Zukunft. Hierdurch wird das emotional gefangene „Jetzt“ in das Kontinuum der Zeiten eingebunden, in Bezüge zur Vorgeschichte und in eine utopische Zukunft.⁴⁸⁸

⁴⁸⁴ Keist: Erdbeben, S. 196.

⁴⁸⁵ Lehmann: Kleist, S. 97.

⁴⁸⁶ Kleist: Erdbeben, S. 198.

⁴⁸⁷ Lehmann: Kleist, S. 99-100.

⁴⁸⁸ Hierzu auch: Eleanor E. ter Horst: The fortuitous arch: Reconstructing classical and christian interpretations of sexuality in Kleists Das Erdbeben in Chili. In: European Romantic Review 26 (1/2015), S. 13-28. In der dreigeteilten Novelle sieht ter Horst im Mittelteil der „Talutopie“ einen Bogen, der die Protagonisten schützt. Das Bild des Bo-

Die Verbindung zur Vorgeschichte kann man in der Phase vor dem Besuch des Gottesdienstes an Donna Elisabeths Hinweis auf das *gestrige* Geschehen ablesen:

„In Don Fernandos Gesellschaft ward die Frage aufgeworfen, ob man nicht auch an dieser Feierlichkeit Teil nehmen, und sich dem allgemeinen Zuge anschließen solle? Donna Elisabeth erinnerte, mit einiger Beklemmung, was für ein Unheil gestern in der Kirche vorgefallen sei; daß solche Dankfeste ja wiederholt werden würden, und daß man sich der Empfindung alsdann, weil die Gefahr schon mehr vorüber wäre, mit desto größerer Heiterkeit und Ruhe überlassen könnte.“⁴⁸⁹

Josephe hingegen begründet ihre Entscheidung, den Gottesdienst zu besuchen, mit einem Verlangen, das sie „[...] niemals lebhafter empfunden habe [...]“.⁴⁹⁰ Lehmann fokussiert auf diesen Augenblick, wenn er anlässlich der Aussage Josephes vom „[...] Gesetz der traumatischen Gegenwärtigkeit [...]“ spricht.⁴⁹¹

Die zweite, jetzt an die Zukunft anknüpfende Nahtstelle, findet sich am Ende der Erzählung. Don Fernando und seine Frau Donna Elvire bleiben mit Philipp, dem Sohn Josephes und Jeronimos zurück. Ihr eigenes Kind, Juan, war von der Meute getötet worden. Die Erzählung endet:

„Don Fernando und Donna Elvire nahmen hierauf den kleinen Fremdling zum Pflegesohn an; und wenn Don Fernando Philippen mit Juan verglich, und wie er beide erworben hatte, so war es ihm fast, als müßte er sich freuen.“⁴⁹²

gens, hier der „Wölbung“, wird auch zu Beginn des Textes von Kleist verwendet, wenn er ausführt, dass nur eine Wölbung, die zwei zusammenstürzende Gebäude bilden, Jeronimo davor schützt, von den einstürzenden Gebäuden erschlagen zu werden.

⁴⁸⁹ Kleist: Erdbeben, S. 194.

⁴⁹⁰ Ebd., S. 194.

⁴⁹¹ Lehmann: Kleist, S. 100.

⁴⁹² Kleist: Erdbeben, S. 201.

So wie Donna Elisabeth sich auf das Geschehene hinweisend erinnerte, setzt am Ende der Novelle ein Rückerinnern Don Fernandos ein, der jetzt der Vorgeschichte eingedenk wird, die dazu führte, dass er nun mit seinem Pflegesohn Philipp in die Zukunft tritt. Er verlässt damit den zeitlichen Raum des „Jetzt“ und tritt ein in den „Modus der Erinnerung“, in dem die Differenz zwischen Vorher und Nachher zum Maßstab wird.⁴⁹³

Die Gegenwart, so kann man zunächst konkludieren, ist der Vorgeschichte und der Zukunft verbunden, mag sie sich noch so wild in ihren eigenen Gesetzen austoben. Aus der Gegenwart heraus geht eine Familie hervor, die durch die Wirren der Jetztzeit neu gemischt wurde. Sieht man die Familienkonstellationen zu Beginn und am Ende der Novelle genauer an, dann wird aus den Familien Josephe, Jeronimo und Philipp einerseits und Don Fernando, Don Elvire und Juan andererseits, die neu formierte Familie Don Fernando, Don Elvire und Philipp. Sieht man dies als Bild einer genetischen Rekombination, so hat sich eine Konstruktion entwickelt, die der Zukunft hoffnungsvoll entgegensieht, da sie eine Weiterentwicklung verspricht. Nicht der Präformationslehre, vielmehr der Epigenese folgt das Bild. Dem repräsentativen Paar (Don Fernando als Sohn des Stadtkommandanten und damit Repräsentant der bisherigen Establishments) wird der Sohn von Abweichlern zugesellt, dessen Eltern sich über die sozialen Gesetze hinweg gesetzt hatten. Auch wenn diese nicht überlebten, so bietet sich ihrem Sohn doch die Chance, ihre Eigenschaften und Intentionen in die Welt zu tragen. Das Bild der neuen Familie am Ende der Novelle kontrastiert dabei zu dem im Mittelteil evozierten Bild einer „heiligen Familie“, die den malerischen Darstellungen, die Heinrich von Kleist im Dresdner Kunstmuseum ansehen konnte, entspricht.⁴⁹⁴ Die familiäre Idylle imponiert wie ein letztes Innehalten vor dem Aufbruch ins Neue. Friedrich Schlegel formuliert 1800 im Athenäum: „Willst du die Menschheit vollständig erblicken, so suche eine Familie. In der Familie werden die Gemüter organisch Eins, und eben darum ist sie ganz Poesie.“⁴⁹⁵ Von der romantischen Neudeutung der Familie mit der Sakrali-

⁴⁹³ Lehmann: Kleist, S. 101.

⁴⁹⁴ Friedhelm Marx: Familienglück – Familienelend. Heinrich von Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili*. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik Heft 1(2004), S. 121-134.

⁴⁹⁵ Friedrich Schlegel: Athenäums-Fragmente und andere Schriften. [152]. In: Ders.: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung. Kritische Neuausgabe, Band 2.

sierung der Frau als Madonna⁴⁹⁶ bleibt im Schlussbild des „Erdbebens in Chili“ wenig übrig, vielmehr, wenn sich Don Fernando am Ende fast so fühlt, als müsse er sich freuen, mag dies den Zustand der Zufriedenheit ausdrücken, den Kleist in seinem Brief an Christian Ernst Martini am 18.3.1799 als Ausdruck des von ihm empfundenen Glücks benennt.

„Ich nenne nämlich Glück nur die vollen und überschwenglichen Genüsse, die — um es Ihnen mit einem Zuge darzustellen — in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eignen Wesens liegen. Diese Genüsse, die Zufriedenheit unsrer selbst, das Bewußtsein guter Handlungen, das Gefühl unserer durch alle Augenblicke unsres Lebens, vielleicht gegen tausend Anfechtungen und Verführungen standhaft behaupteten Würde sind fähig, unter allen äußern Umständen des Lebens, selbst unter den scheinbar traurigsten, ein sicheres, tiefgefühltes, unzerstörbares Glück zu gründen. Und verdienen wohl bei diesen Begriffen von Glück, Reichthum, Güter, Würden und alle die zerbrechlichen Geschenke des Zufalls diesen Namen ebenfalls?“⁴⁹⁷

Nicht an materiellen Gegenständen, sondern an der inneren Befindlichkeit orientiert sich das Glücksempfinden. Die Reisen mit leichtem Gepäck erleichtern den Weg in eine Zukunft. Doch ganz gehen die Bezüge zur Vorgeschichte des Lebens, zur Vergangenheit, nicht verloren, denn auch im übergeordneten Sinn einer Kontinuität kann man den Text verstehen. Die Novelle beginnt mit der zeitlichen Verortung der Niederkunft des Kindes von Josephe und Jeronimo am Fronleichnamfest auf den Stufen der Kathedrale, sie endet mit einem Meuchelmord in der Kirche, dem vier Menschen zum Opfer fallen, darunter Josephe und Jorenimo. Das Fronleichnamfest steht in einem liturgischen Bezug zu Gründonnerstag, an dem das letzte Abendmahl von Jesus und den Jüngern stattfindet. Nach dem Evangelium des Matthäus hatte Jesus zuvor Petrus als seinen Statthal-

München Paderborn Wien Zürich 1967. S. 165-256. Zitiert nach URL: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Schlegel,+Friedrich/Fragmentensammlungen/Fragmente> (abgerufen am: 1.5.2020).

⁴⁹⁶ Marx: Familienglück, S. 131.

⁴⁹⁷ Heinrich von Kleist: Brief an Christian Ernst Martini, 18.3.1799. URL: <http://www.kleist-digital.de/brief>. (abgerufen am 12.7.2020).

ter auserkoren (Matthäus 16,18): „Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“⁴⁹⁸ Beim letzten Abendmahl sagt er voraus, Petrus werde ihn dreimal verleugnen, was dieser abstreitet (Matthäus 26,34-35):

„34 Jesus sprach zu ihm: „Wahrlich, ich sage dir: In dieser Nacht, ehe der Hahn kräht, wirst du mich dreimal verleugnen.“ 35 Petrus aber erwiderte ihm: „Und wenn ich mit dir sterben müßte, werde ich dich nicht verleugnen.“ Und ähnlich sprachen alle Jünger.“⁴⁹⁹

Petrus verleugnete Jesus, wie vorhergesagt wurde, wird aber dennoch zum Missionar der Urgemeinde. Blickt man unter diesen Kautelen auf den Erzählungstext, dann finden sich Hinweise, darin nicht nur eine zeitnahe Kontinuität von Vorgeschichte-Gegenwart-Zukunft zu sehen, sondern auch übergeordnete Bezüge auf die biblische Geschichte. Nachdem sich in der quasi paradiesischen „Talutopie“ nach dem Erdbeben ein harmonisches Miteinander eingestellt hatte, ist das Verhalten der Protagonisten in der Meuchel-szene in der Kirche gekennzeichnet durch ad-hoc Entscheidungen und Identitätszuordnungen, um Verwechslungen zu verhindern. Schaut man hierbei auf das Verhalten Don Fernandos, zeigt sich zum einen sein (versuchtes) energisches Eingreifen, als er den Marine-Offizier anweist Josephe und Jeronimo zu „verhaften“ und aus der Kirche zu eskortieren sowie später sein Kampf mit dem Rücken zur Wand, bei dem er sieben „Bluthunde“ nieder streckt und dennoch seinen Sohn verliert.

Aber, bei aller Tapferkeit kommt es auch dazu, dass Don Fernando es *dreimal vermeidet oder verzögert* der aufwühlten Masse gegenüber eine eindeutige Identität anzunehmen. Zunächst meint die Meute in ihm und der neben ihm stehenden Josephe das gesuchte Paar (Josephe und Jeronimo) entdeckt zu haben. Er stellt klar: „Seid ihr wahn-sinnig? rief der Jüngling, und schlug den Arm um Josephen: »ich bin Don Fernando Ormez, Sohn des Commandanten der Stadt, den ihr alle kennt.«“⁵⁰⁰ Doch die Masse richtet sich weiter gegen ihn, bis Jeronimo sich meldet.

⁴⁹⁸ Bibel: Die Heilige Schrift des Neuen Bundes, S. 19.

⁴⁹⁹ Ebd., S. 32.

⁵⁰⁰ Kleist: Erdbeben, S. 197.

„Er *ist* der Vater! schrie eine Stimme; und: er *ist* Jeronimo Rugera! eine andere; und: sie *sind* die gotteslästerlichen Menschen! eine dritte; und: steinigt sie! steinigt sie! Die ganze im Tempel Jesu versammelte Christenheit! Drauf jetzt Jeronimo: Halt! Ihr Unmenschlichen! Wenn ihr den Jeronimo Rugera sucht: hier ist er. Befreit jenen Mann, welcher unschuldig ist!“⁵⁰¹

Schließlich opfert sich Josephe, damit Don Fernando sich nicht stellen muss und mit den beiden Kindern entkommen kann, „[...] leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern! rief Josephe – und: hier mordet mich, ihr blutdürstenden Tiger!“⁵⁰²

Dreimal vermeidet oder verzögert es Don Fernando, der aufwühlten Masse gegenüber eine eindeutige Identität anzunehmen. Dennoch wird er, wie am Ende der Novelle zu lesen ist, zum Stammvater der rekombinierten Familie werden.

Verleugnung und Identität, das Spiel mit Identitäten, die Versicherung im Mit- und Gegeneinander, im Moment des Augen-Blicks im Augenblick, all dies bestimmt die Komplexität des Gegenwartsempfindens, das sich in literarischen Texten der damaligen Zeit ausdrückt.

⁵⁰¹ Ebd., S. 198.

⁵⁰² Ebd., S. 199.

8. Die vordergründige Gegenwart

Einen anderen Rückgriff als den Bezug auf den biblisch-historischen Kontext, mit dem das letzte Kapitel endete, nimmt die Unterhaltungs- oder Trivialliteratur, die in die Zeit der „Leselust“ fällt. Es entstehen literarische Texte, in denen eine „vordergründige Gegenwart“ sich vor dem Tableau einer historischen Begebenheit abspielt. Ein Beispiel sind die als „Zweischichtenromane“⁵⁰³ bezeichneten Prosatexte Benedikte Nauberts, die durch wechselseitige Bezüge zwischen Gegenwart und der Historie eine thematische und formale Dimension entwickeln, die sich in den Kontext von „Vorgeschichte und Gegenwart“ einfügt.

Zunächst aber soll sich unser Blick auf die gesellschaftlichen Bedingungen dieser Zeit richten, in der Bildung und Wissen, Verlust des traditionellen kulturellen Kanons, die Leselust und schließlich die restaurativen Kräfte einer neuen literarischen Kanonbildung von Bedeutung sind. Die Darstellung dieses sozialen Kontextes soll dazu beitragen, den Zeitbezug der literarischen Arbeiten zu verdeutlichen, wenn im zeitlichen Umfeld der Französischen Revolution Autoren und Autorinnen beginnen, „[...] über ihre geschichtslose Existenz zu reflektieren und die Gegenwart mit Hilfe der Vergangenheit zu beleuchten.“⁵⁰⁴ Das Innsbrucker Forschungsprojekt „Historischer Roman“ weist zwischen 1780 und 1800 128 historische Romane aus, darin 26 Romane von Benedikte Naubert als einziger Schriftstellerin.⁵⁰⁵ Grundlage der historischen Romane ist die Entdeckung der Geschichte an sich. Es bildet sich „[...] das Bewußtsein der wiederholbaren Besonderheit geschichtlicher Personen, Ereignisse wie auch geschichtlicher Konti-

⁵⁰³ Kurt Schreinert: Benedikte Naubert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des historischen Romans in Deutschland. Berlin 1941. Reprint. Nendeln / Liechtenstein 1969., S. 43-44.

⁵⁰⁴ Marianne Henn: Historiographie und Märchenfiktion: Benedikte Nauberts Neue Volksmärchen der Deutschen. In: Seminar: A Journal of Germanic Studies. 43 (4/2007), S. 545-553., S. 545.

⁵⁰⁵ Ebd., S.545. Siehe auch Listung der Romane Benedikte Nauberts im „Projekt Historischer Roman“: URL: <https://www.uibk.ac.at/germanistik/histrom>.

nuitäten heraus.⁵⁰⁶ Befreit von kirchlichen und feudalen Autoritäten, konnten die Menschen die Welt mit eigenen Maßstäben messen, ordnen und verstehen.⁵⁰⁷ Das Prinzip der „Poetik“ des Aristoteles, Dichter und Historiker zu trennen und dem einen allein die Beschreibung des allgemein Möglichen, dem anderen die des Geschehenen zuzuweisen, wurde in Frage gestellt.⁵⁰⁸ Schon Friedrich von Blanckenburg formuliert in seinem „Versuch über den Roman“ (1774): „Der Romandichter zeigt uns in seinem Werke wenigstens die möglichen Menschen der wirklichen Welt“ [...]“⁵⁰⁹ und Benedikte Naubert nutzt „[...] die Illustration vergangener Zeiten zum besseren Verständnis der eigenen Gegenwart.“⁵¹⁰

Das zunehmende Verständnis der eigenen Gegenwart wird induziert und stimuliert durch den Erwerb von Wissen und Bildung. Das Lesen und schreiben aktueller literarischer Texte geht dabei einher mit einem Bedeutungsverlust des klassischen Wissenskanons, der bislang über die Exegese der Bibel oder wissenschaftlicher (meist lateinischer) Texte von ausgewählten Gebildeten vermittelt und damit tradiert worden war. Das sich davon lösende Weltverständnis kann zur „Bildungsrevolution“⁵¹¹ in Beziehung gesetzt werden, einer Entwicklung, die sich in Deutschland mit dem Verbot des Jesuitenordens 1773 (als politische Reaktion auf den Aufstand der Guarani-Indianer in Uruguay, für den die Jesuiten verantwortlich gemacht wurden), bis zu „[...] Humboldts Gesetz über die Lehrerprüfung (1812) [...]“ ausweitet.⁵¹² Warum es nun aber gerade am Ende des 18. Jahrhunderts zu einer solch explosiven Entwicklung von „Bildung“ kam, könne, so Heinrich Bosse, weder durch „[...] die Wort- noch die Geistesgeschichte [...]“ erklärt

⁵⁰⁶ Ebd., S. 545.

⁵⁰⁷ Ebd., S. 545.

⁵⁰⁸ Ebd., S. 545-546.

⁵⁰⁹ Friedrich von Blanckenburg: Versuch über den Roman. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774 (Leipzig / Liegnitz). Stuttgart 1965., S. 257.

⁵¹⁰ Henn: Historiographie, S. 549.

⁵¹¹ Heinrich Bosse: Die moderne Bildungsrevolution. In: Ders.: Bildungsrevolution 1770-1830. Hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari. Heidelberg 2012. S. 47-159.

⁵¹² Ebd., S. 47 und S. 57.

werden.⁵¹³ Er vermutet, dass das staatliche Interesse an gebildeten Bürgern (zwecks Einsatz in Verwaltungsfunktionen) wie auch die Emanzipation der Bürger selbst, die Bildungsstrukturen beeinflusste und schließlich veränderte. Dabei kam es zu einer Verschiebung des Bildungsideals der Adligen in das Bürgertum sowie zur Ergänzung der schulischen Bildung durch häusliche Wissensvermittlung, was die Rolle der Mutter in der Familie stärkte.⁵¹⁴ Gerade die Bildung der Frauen führt damit im sozialen Kontext zu einer „[...] häuslichen(n) Geselligkeit im Zeichen der Bildung.“⁵¹⁵ Aber auch die Struktur des Lesens änderte sich, weg von einer „Wiederholungslektüre“ und hin zu immer neuen Texten.⁵¹⁶

„Auch das alte exemplarische Lesen ging zurück. Und wo das Lesen als Vorlesen in einer gemeinsamen Rezeptionssituation seinen Ort hatte, wurde die korporative Situation gemeinsamen Lesens durch die assoziative abgelöst. Die autoritative Vorlesesituation, in der sich die Autorität des Vorlesers mit der Autorität des Buches verband, wurde abgelöst durch das rasonnierende Lesen der Männer und durch das gesellige gemeinsame Lesen, das nicht mehr einen handlungsanleitenden Sinn für die Lebenspraxis transportierte, sondern eine literarische Erfahrung vermittelte.“⁵¹⁷

Einen (wenn nicht den) kreativen Moment in der „Diskursgeschichte des Lernens“ macht Heinrich Bosse in der Zusammenführung von „Lernen und Erfinden“ aus. Maßgeblich sind dabei Ausführungen Herders, der darauf hinweist, dass der damalige Schulunterricht sich im repetieren erschöpfe und damit keine Kreativität zulasse. Kreativ aber kann nur derjenige sein, der aus- und aufbricht: Das Genie. Herder sieht grundsätzlich in jedem Menschen per se ein Genie, befähigt durch die Fähigkeit der Sprache, die den und dem Menschen kreative Potenzen verleiht, die er nutzen kann, wenn man

⁵¹³ Ebd., S. 50.

⁵¹⁴ Ebd., S. 50.

⁵¹⁵ Ebd., S. 142.

⁵¹⁶ Erich Schön: Realer Leser. In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch der Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart / Weimar 2011. S. 181-192., S. 188.

⁵¹⁷ Ebd., S. 188.

ihn denn lässt.⁵¹⁸ Der „Lesesucht“, die sich im 18. Jahrhundert entwickelt, wird mit der Kanonisierung deutscher Klassiker begegnet, damit nicht wahllos und unkontrolliert literarisch konsumiert wird, sondern möglichst gelesen wird, „[...] worauf sich eine kleine Gruppe von Bildungsautoritäten verständigt.“⁵¹⁹ Statt sinnlich stimulierende Stoffe zu sein, sollten die kanonisierten Werke der „intellektuelle(n) Arbeit“ dienen, deren Aussagen es zu verstehen galt.⁵²⁰ Dabei erscheint von Interesse darauf zu verweisen, dass das Verstehen durch Lesen, das Lesen überhaupt, in der Zeit um 1800 zu einer Zunahme der Lesebrillen führte.⁵²¹ E.T.A. Hoffmann hat dies im Erkennen durch die Sehperspektive in seiner Erzählung „Der Sandmann“ thematisiert.

Doch zunächst zur Trivilliteratur. Diese erfährt damals einen Schub, wofür Thomas Mann in seinem Roman „Lotte in Weimar“ ein Beispiel gibt.⁵²²

„»Ja, und sag Er mir unterwegs«, zwitscherte die Kleine, »wo der Mann wohnt, der den herrlichen »Rinaldo« geschrieben hat, das touchante Romanbuch, das ich wohl schon fünf Mal verschlungen, und ob man ihm wohl, wenn man Glück hat, auf der Straße begegnen kann!«⁵²³

Nicht an Goethe, nein, an Christian Vulpius ist Charlotte Kestners Zofe unmittelbar nach der Ankunft in Weimar interessiert. Marion Beaujean sieht „Die Insel Felsenburg“, „Das Fräulein von Sternheim“, „Werther“, „Siegwart“, „Erasmus Schleicher“ und „Ri-

⁵¹⁸ Bosse: *Moderne Bildungsrevolution*, S. 74-75.

⁵¹⁹ Albrecht Koschorke: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999., S. 399.

⁵²⁰ Ebd., S. 400.

⁵²¹ Peter Brandes: *Optische Täuschungen. Zur Ordnung von Wissen und Nicht-Wissen in Der Sandmann*. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): *Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modelanalysen zu E.T.A. Hoffmanns Der Sandmann. 2.*, durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart 2019. S. 123-137.

⁵²² Marion Beaujean: *Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans. 2. ergänzte Aufl.* Bonn 1969.

⁵²³ Thomas Mann: *Lotte in Weimar*. Frankfurt a.M. 1995., S. 21.

naldo Rinaldini“ als die Lieblingsbücher des 18. Jahrhunderts an.⁵²⁴ Anhand des Katalogs einer Leihbibliothek aus Wien im Jahre 1789, „Verzeichnis der Bücher, welche bei J.M. Zehetmayer und B. Kiermayr, in der Goldschmidgasse Nro. 540. zum Lesen ausgeliehen werden.“⁵²⁵ lässt sich die Rolle dieser Romane überprüfen. Das Verzeichnis listet die zur Ausleihe zur Verfügung stehenden Bücher alphabetisch in übergeordneten Thematiken: Begebenheiten, Briefe allerhand, Comödien, Erziehungsschriften, Freymaurschriften, Geschichten und Romane, Reisen und Reisebeschreibungen. Die Inhaber der Leihbibliothek verweisen in ihrem Vorwort darauf, dass die von ihnen ausgewählten Bücher den damaligen Lesekanon repräsentieren.

„Unterzeichnete haben in der Goldschmidgasse im Baron von Moserischen Hause Nro. 540. neben dem Rebhühnel eine neue Lesebibliothek errichtet, und glauben, ohne unbescheiden zu seyn, auf den Beifall und die Unterstützung eines verehrungswürdigen Publikums rechnen zu dürfen, da sie bei der Wahl ihrer Bücher auf die Urtheile geschmackvoller Männer, der allgemeinen deutschen Litteraturzeitung, der allgemein-deutschen Bibliothek von Berlin vorzüglich Rücksicht genommen haben, und auch in Zukunft nehmen werden.“⁵²⁶

Es finden sich Biographien, geistliche Literatur und Theaterstücke zur Unterhaltung (die geistliche Literatur machte insgesamt noch 80% der Druckschriften im 18. Jahrhundert aus).⁵²⁷ Auch thematisch Triviales spielt eine Rolle und damit wird ein spezielles Lesesinteresse ausgedrückt, denn „[...] der begriff des gewöhnlichen, platten liegt nach einer allgemeinen wertung in den als trivial bezeichneten vorstellungen und umständen selber.“⁵²⁸ Die Bedeutung der Trivialliteratur ist dabei zunächst darin zu sehen, dass sie rezeptiv leicht verständlich ist und gesellschaftlich weit verbreitet.⁵²⁹ Die Ansprache der

⁵²⁴ Beaujean: Trivialroman, S. 13.

⁵²⁵ Georg Jäger / Alberto Martino / Reinhard Wittmann: Die Leihbibliothek der Goethezeit. Exemplarische Kataloge zwischen 1790 und 1830. Hildesheim 1979., S. 1-96.

⁵²⁶ Ebd., S. 3.

⁵²⁷ Beaujean: Trivialroman, S. 19.

⁵²⁸ Grimms Wörterbuch: Stichwort „trivial“. URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projekte/DWB>. (abgerufen am 12.1.2020).

⁵²⁹ Peter Nusser: Trivialliteratur. Stuttgart 1991., S. 3.

Lebensgewohnheiten des Lesers, die Ablenkung vom Gewohnten und die Rückführung in das gelebte Leben, sind die drei Grundmodule in der Erzählstruktur dieser Romane.⁵³⁰ Die Sicherheit, dass trotz aller Irrungen und Wirrungen, der Ausgangszustand am Ende wieder erreicht wird, ermöglicht es Leserin und Leser in der Geschichte eine Phase der Verunsicherung (etwa Angst um die Heldin oder den Helden), fast schon genussvoll zu durchleben. Die Begegnung mit bislang unbekanntem oder unbekannt wirkenden Personen oder bedrohlichen Situationen sind darin ebenso enthalten, wie die Darstellung von Unglück oder amüsierenden Umständen.⁵³¹ Ziel dieser Literatur war es, gesellschaftliche Handlungsanweisungen zu geben und exemplarische Verhaltensmuster vorzuführen. Dabei spielen aber soziale und historische Kontexte, quasi als Ausgangspunkt der erzählten Geschichte, eine relevante Rolle,⁵³² zumal die Schicht der Lesenden, der lesen könnenden Menschen, sich auch in den niederen Ständen verbreitete. Die Anzahl der potentiellen Leser in Europa stieg von 15% um 1770 auf 25% um 1800 und die Anzahl der Schriftsteller in deutschen Landen wuchs in dieser Zeit von 2000-3000 bis hin zu 10.000 an.⁵³³ Heinrich Bosse sieht die Notwendigkeit, die Leserschaft differenzierter zu betrachten. Er sieht im Lesepublikum keinen „soziologischen Schichtenbegriff“, sondern einen „Relationsbegriff“, der diejenigen umfasst, „[...] die Leser und Käufer *von etwas*“ sind.⁵³⁴ Die Erweiterung des Lesepublikums sollte man dabei aber nicht pauschal bei „den Frauen“ suchen.⁵³⁵ Dennoch, seit der Entstehung eines Lesepublikums spätestens im 18. Jahrhundert, lesen bei gleicher Bildung Frauen mehr als Männer, insbesondere Belletristik.⁵³⁶

Die zunehmende Bildung führt Bürgerliche an „Adlige und Akademiker“ heran, die mit ihren Adelsbibliotheken in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die zuvor meist

⁵³⁰ Ebd., S. 119.

⁵³¹ Ebd., S. 121.

⁵³² Ebd., S. 5.

⁵³³ Ebd., S. 23 und S. 28.

⁵³⁴ Heinrich Bosse: Der Strukturwandel des Publikums im 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 47 (4/2017), S. 505-523., S. 507.

⁵³⁵ Ebd., S. 521

⁵³⁶ Schön: Leser, S. 185.

französischen Romane zunächst um englische Literatur erweiterten, bis schließlich deutschsprachige Romane dominieren.⁵³⁷ Die Gründe für die Änderung der Haltung zum Lesen, der Wechsel von der „intensiven zur extensiven Lektüre“ im 18. Jahrhundert, sind vielfältig.⁵³⁸ Der Staat investierte in den Schulunterricht, um Verwaltungsfachleute auszubilden und so Reformen (gegen den Adel) umzusetzen. Im Bürgertum selbst wuchs das Interesse an Lesen und Schreiben, auch um hierdurch dann über eine ökonomisch relevante Kompetenz in wirtschaftlichen Belangen zu verfügen. Man rüstete sich für eine erfolgreiche bürgerliche Zukunft in einer Zeit, in der der Adel oft schriftunkundig war. Ein guter Schulunterricht sollte helfen, „geistiges und tatsächliches Kapital“ zu mehren.⁵³⁹ Dabei spielten „öffentliche Bibliotheken“ in Heinrich Stephanis „Grundriß der Staatserziehungswissenschaften“ (1797) und seinem „System der öffentlichen Erziehung“ (1805) eine relevante Rolle. Im Konzept der „Volkspädagogik“ wurde die Ausstattung der Bibliotheken mit „brauchbaren Büchern“ je nach Leserschaft gestaltet (staatsbeamtliche Bibliotheken, Dorfbibliotheken). Präferiert wurden dabei Jugendbücher sowie Texte zur Gewerbe- und Bürgerbildung, nicht hingegen Unterhaltungsliteratur.⁵⁴⁰ Letztere erhielt man in „Leihbibliotheken“, zu deren Überwachung eine „tätige Cultur-Polizei“ gefordert wurde.⁵⁴¹

Trivialromane sind thematisch Familien- und Liebesromane, Schauer-, Geheimbund- und Räuber- und Ritterromane, Verbrechens-, Mysterien- und Kriminalromane, Reise- und Abenteuerromane, Science Fiction, historische und zeitgeschichtliche Romane sowie Heimatromane. Dieses thematische Profil scheint dem Bildungsprimat des 18. Jahrhunderts zu widersprechen.⁵⁴² Doch in einigen dieser Sujets ist Bildung insofern beinhaltet, als die pädagogische Sendung an exemplarischen Lebensentwürfen, etwa am Schicksal junger Männer im Militärdienst, oder entehrter, verlassener Mädchen, ungerichten Vorgesetzten und unorthodoxen Geistlichen gezeigt wird. So wird etwa ein Un-

⁵³⁷ Bosse. Strukturwandel., S. 521.

⁵³⁸ Uwe Jochum: Kleine Bibliotheksgeschichte. 4. Aufl. Stuttgart 2017., S. 151.

⁵³⁹ Ebd., S. 151-152.

⁵⁴⁰ Ebd., S. 152-154.

⁵⁴¹ Ebd., S. 156.

⁵⁴² Nusser: Trivilliteratur, S. 58-87.

glück beschrieben, um narrativ Möglichkeiten der Abhilfe zu schildern.⁵⁴³ Marion Beaujean sieht Christian Friedrich Sintenis' Roman „Hallo's glücklicher Abend“ als Beispiel dieses pädagogischen Prinzips⁵⁴⁴ und dieser Roman findet sich auch auf der Liste der Leihbibliothek aus Wien. Sintenis entwirft eine soziale Utopie am Beispiel des im Ruhestand lebenden Hallo, der exemplarisch in seinem regionalen Lebensumfeld, aber durchaus Beispiel gebend für die Fürsten, Prinzipien der Staatsführung, der Bildung, der Erziehung, der Justiz und Fürsorge formuliert. Er wendet sich gegen die Unnahbarkeit der Fürsten und gegen die ungerechte Behandlung unehelicher Kinder und ihrer Mütter.⁵⁴⁵ Am Einzelschicksal wird damit ein höheres Ordnungsprinzip dargestellt.⁵⁴⁶

Dennoch liegt den Texten der Trivialliteratur, wie zuvor erwähnt, meist eine eher analog erfassbare, situative Ablenkung aus der Alltagssituation des Lesers zugrunde.⁵⁴⁷ Es fehlen zukunftsorientierte Aspekte, da der Kern dieser Literatur, in der Rückkehr zu einem, dem Leser vertrauten Lebensentwurf besteht. Im „Frauenroman“ wirkt die Darstellung des Äußeren, von Mode und Toilette, von Tagträumen in unausgelasteter Lebenssituation (die Frau als Statussymbol des Mannes), aber auch die physische Stärke des Mannes als Wunschziel auf die Leserin.⁵⁴⁸ Reinlichkeit im allgemeinen Leben wird zu „Mode“ im Roman konvertiert, hausfrauliche Fertigkeiten zur Phantasie von Reichtum, die passive Rolle in der Beziehung zu Demut und Keuschheit, die Tabuisierung der Sexualität zur romantischen Liebe und zur physischen Stärke des Partners.⁵⁴⁹ Im Abenteuerroman wird der Wertedualismus des Lebens in einem autoritären Helden entwickelt, Vorurteile

⁵⁴³ Marion Beaujean: Philanthropie und Gesellschaftskritik im Trivialroman der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Hans Adler (Hrsg.): Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Darmstadt 1990. S. 23-54., S. 25-26.

⁵⁴⁴ Christian Friedrich Sintenis: Hallo's glücklicher Abend. Leipzig 1783.

⁵⁴⁵ Beaujean: Philanthropie, S. 27.

⁵⁴⁶ Ebd., S. 35.

⁵⁴⁷ Peter Nusser: Unterhaltung und Aufklärung. Studien zur Theorie, Geschichte und Didaktik der populären Lesestoffe. Frankfurt am Main 2000., S. 15.

⁵⁴⁸ Peter Nusser: Romane für die Unterschicht. Groschenhefte und ihre Leser. 5. unveränderte Auflage. Stuttgart 1974., S. 45-46.

⁵⁴⁹ Ebd., S. 50.

gegen Fremdes werden zur Omnipotenz des Helden konvertiert, Bedrohungsempfinden wird zu Ausstrahlungskraft und Unverletzlichkeit, Loyalität und Disziplin werden zu Risikofreude und Instinktsicherheit.⁵⁵⁰ Ziel der Trivialromane ist es letztlich, das soziale Bedürfnis der Leser anzusprechen und zu erfüllen: Kommunikation, Erfahrungsaustausch, auch über den individuellen Horizont hinaus, Anerkennung und Sicherheit.⁵⁵¹ Gefahren im Roman betonen auch die Sicherheit des eigenen, wenn auch begrenzten Lebens. Die Phantasie wiederum erhebt die Leserin aus ihrem Alltag und lässt sie ein Stück vom Ruhm des Helden genießen. Nicht Reflexion, sondern Kommunikation und Selbstvergewisserung, sind das Ziel dieser Literatur. Heinrich Bosse widerspricht der Annahme, den bürgerlichen Frauen sei viel freie Zeit zum Lesen geblieben.⁵⁵² Jenseits des Adels mussten die Frauen des Bürgertums tagsüber „arbeiten und beten“. ⁵⁵³ Doch in ihrer Freizeit, die Ende des 18. Jahrhunderts mehr Raum für Gespräch und Lesen ermöglichte, passten sie sich den Gewohnheiten des Adels an und bildeten sich mit der Literatur.⁵⁵⁴

Aus der unübersehbaren Vielfalt solcher Texte soll exemplarisch ein Kunstmärchen Benedikte Nauberts ausgewählt werden, um zu zeigen, dass die scheinbar „vordergründige Gegenwart“ durch die Bezugsetzung zu historischen Kontexten eine Aussagekraft gewinnen kann, die sich in der Thematik von „Vorgeschichte und Gegenwart“ als fruchtbar erweist. Das Märchen stammt aus Benedikte Nauberts Sammlung der „Neuen deutschen Volksmärchen“, angelehnt an die Volksmärchen von Musäus.⁵⁵⁵

⁵⁵⁰ Ebd., S. 65-66.

⁵⁵¹ Beaujean: Trivialroman, S. 14.

⁵⁵² Bosse: Strukturwandel, S. 521.

⁵⁵³ Ebd., S. 521.

⁵⁵⁴ Ebd., S. 521.

⁵⁵⁵ Benedikte Naubert: Das stille Volk. In: Dies.: Neue Volksmärchen der Deutschen. Erster Band. Hrsg. von Marianne Henn / Paolo Mayer / Anita Runge. Göttingen. 2001. S. 7-68.

Im „Kunstmärchen“ sieht man im Unterschied zum Volksmärchen eine Reflexion der Märchenform selbst.⁵⁵⁶ Es erweist sich als „Universalpoesie“ und beinhaltet nach Novalis „[...] »Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie [...]«⁵⁵⁷ Das Märchen, so Novalis, ist die „[...] Darstellung einer erfüllten Zeit [...] in der es keinen Wechsel der Zeiten mehr gibt, da der Wechsellpunkt der Reflexion, die Einbildungskraft/Phantasie, selbst *ist*.“⁵⁵⁸ So nutzen die Autoren die Form des Märchens, um sich mit der „Poetik des Wunderbaren“ von der scheinbar objektiven, da naturwissenschaftlich begründeten, Welterfahrung loszuschreiben.⁵⁵⁹

Symbolisiert durch die Geisterwelt wird im „Stillen Volk“ der anhaltende Einfluss tradierter Werte auf die Lebenden beispielhaft dargestellt. Die „stillen“ Haltekräfte einer Vorgeschichte werden am Schicksal derjenigen gezeigt, die meist unwissentlich versuchen, mit diesen Traditionen zu brechen. Diese Personen erfahren dabei die Einflüsse einer, in diesem Fall familiären Vorgeschichte. Bewusst wird ihnen dies oft nur mittelbar an den Folgen ihres Handelns und sie sind angewiesen auf die Erläuterung Wissender, die Ihnen die Augen öffnen, vergleichbar mit der finalen Bekanntgabe der geschwisterlichen Beziehung zwischen Bertha und Eckbert durch die Alte in Tiecks Erzählung „Der blonde Eckbert“.

Im „Stillen Volk“ nutzt Benedikte Naubert einen historisch verorteten Hintergrund (1286, Hinrichtung Konradin von Hohenstaufens durch Karl von Anjou), um einen „[...] Wandel der Auffassung von Zeit und Traditionen [...]“⁵⁶⁰ darzustellen. Ein Riss geht durch die Zeitläufte, da mit Konradin der letzte legitime Erbe des Staufergeschlechts hingerichtet wurde. Schon zu Beginn setzt die Erzählung somit eine anti-

⁵⁵⁶ Hans Feger: Die poetische Vernunft in der Frühromantik. In: Ders. (Hrsg.): Handbuch Literatur und Philosophie. Stuttgart / Weimar 2012. S. 67-86., S. 76.

⁵⁵⁷ Ebd., S. 76.

⁵⁵⁸ Ebd., S. 77.

⁵⁵⁹ Franz-Josef Deiters: Klassik und Romantik (1780-1830). In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart Weimar 2011. S. 231-245., S. 240.

⁵⁶⁰ Laura Martin: Benedikte Nauberts Neue Volksmärchen der Deutschen: Strukturen des Wandels. Würzburg 2006., S. 75.

genealogische Note, einen Riss in der dynastischen Tradition. Das historische Ereignis kann auch als Exempel für die erzählte Geschichte verstanden werden, denn die im Folgenden dargestellten Familienschicksale haben alle denselben Verlauf, sie enden tragisch. Im Wesentlichen aber *enden* sie, hierin dem Staufergeschlecht gleichend. Erzählt werden die Schicksale der Familie von Sickingen (als Analepse in Form einer Binnen-erzählung), der Familie von Ravensberg sowie (als Prolepse) einer Familie aus Obersachsen. Die Grundaussage der Endlichkeit ist gesetzt. Das stille Volk selbst repräsentiert die impliziten, den geschichtlichen Verlauf bestimmenden Einflussfaktoren, im Versuch die Tradition zu retten. Die Zwerge, Haus- und Schutzgeister, Elfen, oder Gnomen beeinflussen den Verlauf der Familiengeschichten aus ihrer Existzebene heraus, die sich hinter oder unter derjenigen der Menschen, aber auch parallel zu diesen bewegt. Sie kommen aus der Vergangenheit in die Gegenwart, sie vertreten Werte der Tradition gegenüber Neuerungen. Menschen, die diese Einflüsse nicht kennen, geraten in gravierende Schwierigkeiten.

„Im *stillen* Volk wird dieser Wandel in der Auffassung von Zeit und Traditionen zum eigentlichen Thema, wobei die „Rasse“ der Hausgeister eine ältere Form davon darstellt, wie die Menschen in gesellschaftlichen Gruppen verkehren und sozialisierende Traditionen an jüngere Generationen weitergeben.“⁵⁶¹

Die stabilisierenden Kräfte der an der Tradition haftenden Lebensführung zeigen beispielhaft, dass die Entwicklung des Menschen in eine selbst gestaltete Gegenwart keineswegs ein einfaches Unterfangen ist.

Doch zur Handlung. Nach der Hinrichtung Konradins von Hohenstaufen nimmt Ritter Gerhard, aus dem Tross Konradins, das deutsche Fräulein Beate von Merfeld vom Hof Karls von Anjou mit sich nach Deutschland. Dieses Unterfangen ist nicht unproblematisch, da die Verbündeten Konradins geflissentlich davon absehen, sich von Karl durch Wohltaten vereinnahmen zu lassen. Gerhard allerdings sieht seine Verbindung mit Beate als davon unabhängig und als durch persönliche Zuneigung motiviert an. Der arme Ritter Gerhard, der sich dem Feldzug zum Gelderwerb angedient hatte, kann Beate nur

⁵⁶¹ Ebd., S. 75.

durch den kürzlichen Tod seines Bruders die Ravensbergischen Stammgüter bieten. Diese sind jedoch mit italienischen Schlössern nicht zu vergleichen. Auch die Bediensteten sind wenig zeitgemäß und zeigen ein Verhalten, „[...] wie weiland die Ureltern des Tiergeschlechts vor dem Erzvater Adam [...]“.⁵⁶² Beate versucht sich, meist vergebens, gegen die Traditionen des Hauses durchzusetzen. Das Schlafzimmer etwa darf sie nicht wechseln und Gerhard fragt sie noch am ersten Abend nach ihrem Geburtstermin, den sie ihm nennt. Durch die Nennung des Geburtsdatums verschließt sich für sie, so erfahren wir in einer Fussnote, der „Verkehr mit der Geisterwelt“.⁵⁶³

Todesfälle ereignen sich. Kamille, ihre Bedienstete aus Italien, stirbt auf mysteriöse Weise beim roden einer Rosenhecke und der Sohn von Beate verstirbt in der Wiege. Das zweite Kind, Helene, wird geboren und der Amme Gertraud (der Ehefrau des Oberjägers) anvertraut. In Abwesenheit Gerhards feiert Beate Feste mit italienischen Landsleuten. Doch die Feste enden ungut: Feuer, Krankheit, Schrecken und Tod kommen über die Gäste. Gertraud eröffnet Beate daraufhin in einer kurzen Binnenerzählung eine Besonderheit der Burg Ravensberg. Mit dem Bau der Burg gesellte sich ein Geistergeschlecht zu den Menschen und blieb diesen seither verbunden. Nachdem die Geister zunächst offen auftraten und sichtbar umhergingen, traten sie mit der Zeit immer mehr in den Hintergrund und waren nicht mehr zu sehen. Man nannte sie „das stille Volk“. Im stillen Volk nun spiegelt sich das genealogische Prinzip, da die Geister auf die Einhaltung von Traditionen achten. Da Gerhard eine andere Frau als eine „halbe Ausländerin“⁵⁶⁴ zugeordnet war (so Gertraud), erweckt Beate den Unmut der Geister. Diese töteten ihre Bedienstete Kamille und ihren Sohn (dessen Vater nicht Gerhard war). Die von Gertraud betreute Tochter Beates und Gerhards, Helene, wird aber von den Geistern angenommen und zu ihrem Liebling erklärt. Gertraud wird von Beate vom Amt der Amme enthoben und stirbt unter mysteriösen Umständen.

Beate spürt die Haltekräfte der geschichtlichen Verortung im Schloss, repräsentiert durch das „stille Volk“ und den Bediensteten. Sie arrangiert einen Ruf Ihres Mannes an

⁵⁶² Naubert: Volk, S. 10.

⁵⁶³ Ebds., S. 12.

⁵⁶⁴ Ebds., S. 16.

den kaiserlichen Hof, der ihr die Möglichkeit geben soll, das Schloss zu verlassen. Doch zuvor reagiert das „stille Volk“ und verweist argumentativ auf die inneren Zusammenhänge und Rechte zwischen den Welten der Menschen und der Geister. Eine Zwergin aus dem „stillen Volk“ erläutert Gerhard die Situation. Dies ist notwendig, denn, so die Zwergin, „[...] ihr Menschen seid glücklich in der Unwissenheit“.⁵⁶⁵ Wie üblich seit der Existenz des Geistergeschlechtes im Ravenberger Schloss, parallelisiert sich Menschen- und Geisterleben. Mit der Ehe von Gerhard und Beate heiratete auch ein Geisterpaar. Mit der Geburt der Tochter Helene, wurde auch diesem Geisterpaar ein Kind geboren. Die Kinder gehören somit zusammen, so dass das Kind Helene das Schloss nicht verlassen dürfe, erläutert die Zwergin, die Grossmutter des Geisterkindes. Sie bezeichnet die beiden Kinder sogar als „Zwillingskinder“. Verlasse Beate das Schloss, so müsse sie dies ohne die Tochter Helene tun. Die Haltekräfte der Tradition fordern ihr Recht gegenüber der individualisierten Lebensplanung. Gerhard, der noch voller Trauer um den Verlust des erstgeborenen Kindes und Stammhalters ist, erfährt in Andeutungen von der Zwergin, dass dieser Sohn nicht sein Kind war. „Aber wisse, nie hattest Du einen Sohn!“⁵⁶⁶ Ohne allzuviel Widerstand läßt Beate ihr Kind Helene in der Obhut der „Schutzpatronin“ aus den „stillen Volk“ sowie der neuen Kinderfrau Mechthild und geht an den kaiserlichen Hof. Das Kind Helene jedoch blieb integraler Teil der Schlosswelt. Sie lernt, noch ehe „[...] die Vernunft in der kleinen Helene völlig erwachte, [...]“⁵⁶⁷ die Gestalten des „stillen Volkes“ zu erkennen, deren Anwesenheit nur für wenige erkennbar, für viele nur erahnbar ist. Die Unschuld öffnet ihr die Augen für diese Wesen, die sie zunächst als ihr gleich, nur körperlich kleiner, ansieht. Als ihr aber entdeckt wird, dass diese Wesen aus einer anderen Weltenebene stammen, erlischt der direkte Kontakt, da das „stille Volk“ ihn nicht mehr zuläßt. Mehr und mehr verschwimmt Helenes Erinnerung daran und verwandelt sich in das Gefühl eines geträumten Erlebten.

Das „stille Volk“ hatte sich dem Wunsch Beates widersetzt, Helene mit auf das kaiserliche Schloss zu nehmen, fügt sich aber der Anordnung des Kaisers, der Helene an seinem Hof zu sehen wünscht. Es sind die Pflichten der traditionellen Subordination.

⁵⁶⁵ Ebd., S. 30.

⁵⁶⁶ Ebd., S. 31.

⁵⁶⁷ Ebd., S. 33.

Helene geht allein, ohne Begleiterin aus der Geisterwelt zum Kaiserhof und kehrt nach drei Monaten schon wieder zurück. Grund für den nur kurzen Aufenthalt war die unerwiderte Verliebtheit in den armen Junker Heinrich. Mechthild eröffnet Helene daraufhin die Einflüsse der Schlossgeister, die über die Menschen wachen und die eine Verbindung mit einem Freier aus unbemitteltem Haus ablehnen würden. Diese Hintergründe werden Helene am Sankt Gervasius Tag entdeckt. Dies ist derjenige Tag im Jahr, an dem auch Ihre Eltern das Schloss erreicht hatten. Er trägt seinen Namen im Gedenken an die christlichen Märtyrer Gervasius und Protarius, die hingerichtet wurden.⁵⁶⁸ Vor dem Hintergrund dieses Schicksals weist Mechthild Helene in einer Binnenerzählung auf die Gefahren ihrer Verliebtheit in den Junker Heinrich hin: Die Hausgeister des Schlosses in Ravensberg waren zuvor Hausgeister der Familie von Sickingen. Zunehmend kam es dort durch das Verhalten der Familienmitglieder zu einer Entfremdung zwischen der Familie und ihren Hausgeistern. Anlass war, dass sich Margarethe von Sickingen in dieser Zeit in den Ritter Rudolf verliebte, ihr Bruder hingegen hatte andere Heiratspläne für sie und ließ sie einschließen. Die Hausgeister befreiten sie und rieten ihr, sich in ihre Obhut zu begeben. Doch Margarethe floh mit Rudolf und beide kamen, verwirrt und gehetzt durch die Hausgeister und die Verbündeten des Bruders, auf der Flucht um. Mit dem Tod Margarethes verloren auch die Geister eine Tochter, das Pendant Margarethes, die am selben Tage wie sie geboren worden war. Am Sankt Gervasius Tag verließen die „geselligen Gnomen“ schließlich das Haus derer von Sickingen und dienten seither bei den Herren von Ravensberg. Margarethes Entscheidung gegen den Rat der Hausgeister zu handeln, den sie mit dem Tod bezahlte, resultierte aus ihrer Unkenntnis um die traditionellen Regeln, sprich den Einfluss der Geister, da sie niemand darüber in Kenntnis gesetzt hatte.⁵⁶⁹ Deshalb erläutert Mechthild Helene die Hintergründe und traditionellen Bezüge, die Grundlage ihrer Lebensentscheidungen sein sollen.

Nach dem Tode ihres Vaters Gerhard von Ravensberg entscheidet der Kaiser, dass Helene den Junker Heinrich heiraten dürfe und dieser den Namen von Ravensberg annehmen werde, um das Geschlecht fortzuführen. Der Tradition entsprechend, kommt es zu einer Parallelehe ihrer „Elfenschwester“, deren Leben mit dem ihrigen verbunden ist.

⁵⁶⁸ „Gervasius und Protarius“. URL:

https://de.wikipedia.org/wiki/Gervasius_und_Protasius. (abgerufen am 1.12.2020).

⁵⁶⁹ Martin: Naubert, S. 77.

Die zum Schloss zurückgekehrte Mutter Helenes, Beate, stiftet jedoch Unruhe und in den Wirren ihrer negativen Einflüsse stirbt Helene (und mit ihr die „Elfenschwester“). Das „stille Volk“ aber verläßt daraufhin das Schloss und schließt sich einer Familie in Obersachsen an. Auch diese nahm kein glückliches Ende, wie proleptisch angedeutet wird.

Die pädagogische Note des Märchens (nur traditionsverbundenes Handeln führt zum Glück) ist eine Seite der Geschichte, die Benennung der persistierenden Wirkung der Traditionen, eine andere. Ohne das Wissen um die traditionellen Bezüge (Margarthe von Sickingen) bleibt der Protagonist ohne feste Orientierung und geht einer unbestimmten und gefährdeten Zukunft entgegen. Dabei ist der Verlust weniger erkenntnistheoretischer als biographischer Ursache: Die Lösung von der Kindheit und der Übergang zum Erwachsenenalter (Helene) lässt Bezüge verloren gehen (Kontakt mit und Verständnis um die Hausgeister). Mit den Traditionen (Hausgeister) zu brechen ist keineswegs unproblematisch, die mittelbare und unmittelbare Wirkung holt den Lebenden ein, der Umbruch ist nicht aus eigenem Willen möglich. Die Gegenwart, so kann man konkludieren, braucht trotz allen Wandels soziale Bezüge, *aus denen heraus* sich das Leben ändert, *nicht gegen diese*. Beates Bruch mit den traditionellen Linien zeigt das Scheitern exemplarisch. Fast kann man Parallelen zum Existentialismus ziehen. In Albert Camus' Roman „Der Fremde“⁵⁷⁰ gelingt es Meursault nicht, sich dem Kontext einer Gemeinschaft der Lebenden zu entziehen, auch wenn er quasi allein auf sich selbst gestützt lebt (oder leben will). Nach dem Bruch der genealogischen Bezüge durch den Tod der Mutter, werden ihm bei der Totenwache und Beerdigung die sozialen Kontexte der Menschen aufgezeigt. Dem sozialen Miteinander entwöhnt, ist er später unfähig eine Auseinandersetzung am Strand angemessen einzuschätzen. Er überreagiert und begeht einen Mord, der ihn ins Gefängnis bringt, nun ein Gefangener der missachteten sozialen Systeme.

Die Bedeutung der Geister lässt sich auch soziologisch bewerten. Norbert Elias greift in seiner Analyse „Über die Zeit“ auf die gesellschaftliche Bedeutung der Zeitkonstruktion

⁵⁷⁰ Albert Camus: Der Fremde. Neuübersetzung von Uli Aumüller. Reinbek 1994.

nen zurück.⁵⁷¹ In den Frühphasen sozialer Entwicklungen, so Elias, herrschte die Vorstellung in einer Geisterwelt zu leben. Belebte und unbelebte Natur werden im intuitiven Verständnis gleichgesetzt, ihnen werden Ziele und Intentionen zugeschrieben. Menschliches Verhalten wird über einen unterstellten Geisterwunsch reguliert.⁵⁷² Dies allerdings erweist sich als wenig vorhersehbar, so dass die Strukturierung der Zeit (ihre Berechenbarkeit und vorhersehbare Abläufe) in höher entwickelten Gesellschaften auch das Ziel hat, eine antizipierbare Abschätzung sozialer Entwicklungen zu ermöglichen.⁵⁷³ Nicht mehr die „genetischen“ Zwänge des Einzelnen, sondern die „sozialen“, gesellschaftlich bedingten Zwänge einer Gruppe, spielen zunehmend eine relevante Rolle in der Strukturierung von Zeit und Organisation.⁵⁷⁴

Vorgeschichte, hier im Sinne einer sozialen Verhaltenstradition, ist somit mittelbar wirksam auf die „Gegenwart“ des Lebenden. Selbst in ihrer Negation bleibt sie aktiv, da das Nicht-Wissen zu einer fehlerhaften Einschätzung der Lebenswirklichkeiten führen kann. So kann man die Hausgeister in Benedikte Nauberts Märchen auch als „Einflüsterer“ einer Tradition lesen, die, nicht immer zum Guten, auf den Menschen wirksam wird. Ignoranz (Beate von Ravensberg) und Unwissen (Margarthe von Sickingen) gefährden die Lebensläufe. Die Wahrnehmung der zwischenmenschlichen Bezüge zunächst aus der Sicht eines Kindes, später die vorgeschichtliche Kenntnis durch Vermittlung Dritter (Helene von Ravensberg), ermöglicht hingegen einen angemessenen Umgang mit den Einflüssen vorgeschichtlicher Einflüsse. Zur Bedeutung der Vorgeschichte schreibt Johannes F. Lehmann:

„Das Kriterium der Unterscheidung von Vorgeschichte und Geschichte ist vom Beginn ihres begrifflichen Auftretens an die relative Unzugänglichkeit der Vorgeschichte für den Beobachter. Im Unterschied zur Geschichte wird die Vorgeschichte immer als schwer oder gar nicht mit üblichen Mitteln entzifferbar deklariert, als unsichtbar, vergessen oder jedenfalls mit der gegen-

⁵⁷¹ Norbert Elias: *Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II.* Hrsg. von Michael Schröter. Frankfurt am Main 1988.

⁵⁷² Ebd., S. XXXV.

⁵⁷³ Ebd., S. XXXVI

⁵⁷⁴ Ebd., S. XXXVII.

wärtigen Geschichte nicht durch eine *offensichtliche* Kausalität verknüpft. Nichtsdestotrotz ist die Vorgeschichte aber dennoch, wenn sie *als* Vorgeschichte erzählt wird, für einen Beobachter in der Geschichte wirksam. Nur so kann etwas als *Vorgeschichte* überhaupt erzählt werden.⁵⁷⁵

E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Der Sandmann“⁵⁷⁶ fügt den Überlegungen einen weiteren Aspekt hinzu. Trotz erläuternder Ausführungen seiner Verlobten Clara, kann sich Nathanael nicht von der (gefühlten) Bedrohung durch den Sandmann trennen und verliert sich in Eigenwelten, die ihn letztlich in den Tod führen. Clara schreibt ihm:

„Es ist ein Fantom unseres eigenen Ichs, dessen innige Verwandtschaft und dessen tiefe Einwirkung auf unser Gemüt uns in die Hölle wirft, oder in den Himmel verzückt.“⁵⁷⁷

Im Kontrast zur pädagogischen Wirkung der Erläuterungen im „Stillen Volk“, sind Claras Hinweise ineffektiv, was man auch dem psychischen Ausnahmezustand Nathanaels zuschreiben kann. Einmal in eine solch krankhafte Weltsicht geraten, gelingt es nicht mehr mit vernünftigen Worten einen Realitätsbezug herzustellen, es wären medizinische Maßnahmen notwendig. An der psychischen Erkrankung Nathanaels lässt sich der subtile, von Johannes F. Lehmann postulierte Einfluss von Vorgeschichte ablesen. Die von Nathanael erzählte Geschichte vom Sandmann harret nämlich einer zu entdeckenden Vorgeschichte, die ihn überhaupt erst in den psychischen Zustand seiner Irritabilität brachte. Im Unheimlichen, das Nathanael empfindet und das sich dem Leser vermittelt, liegt der vorgeschichtliche Einfluss verborgen. *Das Unheimliche* wird damit zum Archivbegriff einer vorgelagerten Einflussnahme. Denn obwohl Nathanael zu Beginn der Erzählung in einem Brief an seinen Freund Lothar seine persönliche Geschichte erläutert, wird der Hintergrund seiner Empfindung und seines Verhaltens dem Leser nicht in toto transparent und ebenso nicht Nathanael selbst, der sich in der Folge in weitere, letztlich tödliche, Verwirrungen verstrickt.

⁵⁷⁵ Lehmann. *Geschichte und Vorgeschichte*, S. 23.

⁵⁷⁶ E.T.A. Hoffmann: *Sandmann*.

⁵⁷⁷ *Ebd.*, S. 23.

Auslöser für Nathanaels Irritation sind die Aktivierung und Reaktivierung des Unheimlichen, getriggert durch ein *individuelles empfinden* bei der Begegnung mit Coppola und der Erinnerung an Copellius. Diese individuelle Wahrnehmung kann von Clara nicht nachempfunden werden, die versucht Nathanael eine plausible Erklärung seiner Begegnungen mit Coppelius und Coppola anzubieten. Sie greift damit am eigentlichen Problem vorbei. Dieser Aspekt soll betont werden, zeigt er uns doch, dass die Wahrnehmung von Gegenwart und Vorgeschichte eine starke *individuelle* Note hat. So schreibt Nathanael an Lothar:

„Du ahnst, daß nur ganz eigne, tief in mein Leben eingreifende Beziehungen diesem Vorfall Bedeutung geben können, ja, daß wohl die Person jenes unglückseligen Krämers gar feindlich auf mich wirken muß.“⁵⁷⁸

Was für wen welche Bedeutung hat, ist keineswegs einheitlich und wir erfahren auch nicht, ob Nathanaels Geschwister von ähnlichen Emotionen heimgesucht wurden.

Die „vordergründige Gegenwart“ ist, so könnte man sagen, Resultat einer „individuellen Vorgeschichte“, einer Vorgeschichte, die ein Individuum im Rahmen einer distinkten Gruppenzugehörigkeit gemacht hat. Für Nathanael ist die individuelle Vorgeschichte seine Kindheit in der Familie, in der die Mutter vom Sandmann sprach und die Amme das Bild des Augen ausreißen hinzu erzählte und damit seine Phantasie entflamnte. Wie in Benedikte Nauberts „Das stille Volk“, begegnet uns auch im „Sandmann“ der Einfluss der kindlichen Phantasie, der sich nach der Pubertät abschwächt. Helene hatte als Kind Kontakt zum „stillen Volk“, den sie später verlor und auch Nathanael durchläuft zunächst eine Entwicklung mit Studium, in dem sich die kindlichen Ängste scheinbar verlieren. Es sind spezifische Trigger, die die Reaktivierung von Emotionen, als ungewusste und unbewusste Mechanismen in Gang setzen und damit den Einfluss der Vorgeschichte für den Protagonisten und die Leser spürbar machen. Damit allerdings sind diese noch nicht verstanden. Doch wichtiger in unserem Ansatz ist es zu betonen, dass sich daran ihre Existenz zeigt. Auch Mignon in Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ reagiert emotional mit psychogenen Anfällen auf den drohenden Verlust

⁵⁷⁸ Ebd., S. 12.

Wilhelms. Es ist für sie ein spezifischer Trigger auf dem Boden einer frühen Bindungsstörung in Folge des faktischen Verlustes beider Eltern. Während Mignon eine körperliche Reaktion zeigt, versucht Nathanael sein Empfinden in Briefen zu erläutern, indem er seine Kindheitserfahrungen beschreibt. Doch zum Kern der davor liegenden Einflüsse gelangt er damit nicht. Sigmund Freud ordnet die individuelle Reaktion Nathanaels im „Sandmann“ dem übergeordneten entwicklungspsychologischen Konzept der Kastriationsangst zu.⁵⁷⁹ Ausgelöst wird diese Angst nach Freud durch die Wiederholung unterdrückter Affekte, im „Sandmann“ durch die Begegnung des erwachsenen Nathanael mit dem Brillenhändler Coppola.⁵⁸⁰ Freud greift auf die mythologische Verbindung zwischen Inzest und Blendung des Ödipus zurück, um die ausgerissenen Augen als Ausdruck einer ödipalen Verstrickung zu verstehen.⁵⁸¹

„Das Studium der Träume, der Phantasien und Mythen hat uns dann gelehrt, daß die Angst um die Augen, die Angst zu erblinden, häufig genug ein Ersatz für die Kastriationsangst ist. Auch die Selbstblendung des mythischen Verbrechers Ödipus ist nur eine Ermäßigung für die Strafe der Kastration, die ihm nach der Regel der Talion allein angemessen wäre.“⁵⁸²

Die Augen, Organe des sinnlichen Begehrens, spielen nach Freud eine Rolle in der Assoziation zum Geschlechtsorgan.⁵⁸³ In diesem Zusammenhang ist zu fragen, ob sich nicht hinter der mysteriösen Begegnung zwischen Nathanaels Vater und Coppelius eine

⁵⁷⁹ Sigmund Freud: Das Unheimliche (1919). In: Ders.: Psychologische Schriften. Studienausgabe, Band IV. Hrsg. von Alexander Mitscherlich / Angela Richards / James Strachey. 3., korrigierte Aufl. Frankfurt am Main 1970. S. 241-274.

⁵⁸⁰ John Flechter: Freud, Hoffmann and the death-work. In: *Angelikali. Journal of the theoretical humanities*. 7 (2/2002), S. 125-141., S. 126

⁵⁸¹ Einen Bezug zu Sigmund Freud mag man auch darin sehen, dass Nathanael seinen ersten Brief zwar an Lothar schrieb, jedoch an Clara adressierte. Als Freud'sche Fehlleistung würden wir dies heute bezeichnen.

⁵⁸² Freud: Das Unheimliche, S. 254-255.

⁵⁸³ Flechter: Freud, S. 128. Siehe auch „Der Hofmeister“ von Lenz. Läufer entmannt sich nach seiner als schuldhaft empfundenen Schwängerung Gustchens. Lenz: Soldaten. Hofmeister.

Verschiebung der kindlichen Wahrnehmung verbirgt. Es könnte vermutet werden, dass das Kind das Miteinander der beiden Männer als ein physisches (sprich sexuelles) Miteinander der Eltern imaginiert hatte.⁵⁸⁴ Die spätere Reaktivierung solcher Phantasien durch die Begegnung mit Coppola ließe sich als Grundlage von Nathanaels Wahrnehmung von Olympia als lebendem Wesen ansehen, deren menschlichen Charakter er erst mit Hilfe eines Perspektivs erkennt, man könnte sagen, durch einen Perspektivwechsel. Durch die Vermenschlichung des Puppenautomaten ergäbe sich eine Beziehung, von der ihm eine fleischliche Begegnung wie zwischen seinen Eltern nicht droht. Auch die Zurückweisung der (fleischlichen) Verlobten Clara, die Nathanael als „Automat“ bezeichnet, könnte hierdurch verstanden werden.⁵⁸⁵

Die von ihrem Bruder Lothar als keineswegs schön beschriebene Clara, setzt dem Äußerer sinnliche Werte entgegen, Lothar spricht von „keuscher Brust“, „Magdalenenhaar“ und „battonischem Kolorit“.⁵⁸⁶ Vielleicht ist es dies, was Nathanael flieht und wodurch er sich zu Olympia hingezogen fühlt, zumal er die Nähe zu Clara nicht forciert. So beginnt er seinen ersten Brief mit Hinweisen auf seine lange Abwesenheit:

„Gewiß seid Ihr alle voll Unruhe, daß ich so lange – lange nicht geschrieben. Mutter zürnt wohl, und Clara mag glauben, ich leben hier in Saus und Braus und vergesse mein holdes Engelsbild, so tief mir in Herz uns Sinn eingepägt, ganz und gar.“⁵⁸⁷

Die Ausführungen zeigen uns, dass der Mensch sich vorgeschichtlichen Einflüssen, etwa zwischenmenschlichen Beziehungen, nicht einfach entziehen kann, selbst wenn er zunächst versucht, sein Verhalten zu erklären. Doch in diesem Falle bestimmt das Un-

⁵⁸⁴ Ebd., S. 131.

⁵⁸⁵ Hierzu: Ernst Fedor Hoffmann: Zu E.T.A. Hoffmanns „Der Sandmann“. Monatshefte 54 (5/1962), S. 244-252., S. 249-250: E.T.A. Hoffmann fügt einen Verweis auf die Limitation literarischer Potenz ein, indem Nathanael sich über Gedichte wieder an Clara anzunähern versucht, nur um festzustellen, dass ihm diese als Automat vorkommt und die Mittel der Lyrik hier versagen.

⁵⁸⁶ E.T.A. Hoffmann: Sandmann, S. 27-28.

⁵⁸⁷ Ebd., S. 11.

Die vordergründige Gegenwart

heimliche das gegenwärtige Leben und Erleben. Es führt Nathanael zu einer Täuschung über den Puppenautomaten, bis die Ent-Täuschung, das Zerstören der Puppe Olimpia, für ihn fatale Folgen hat. Eine Ent-Täuschung begegnet uns auch in Ludwig Tiecks „Blondem Eckbert“, in dem Bertha und Eckbert ihre Lebenslüge nicht aufrechterhalten können und die Ent-Täuschung zur End-Täuschung, dem Tod beider, führt.

9. Von Zeit und Schreiben

Literarische Texte fußen nicht allein auf rationalen Überlegungen. Selbst wenn sie sich auf geschichtliche Daten, naturwissenschaftliche oder gesellschaftspolitische Fakten stützen, so fließt im Schreiben doch ein subjektives Element ein, das den Text von einer Sachstandsbeschreibung unterscheidet: der literarische Text speist sich wesentlich auch aus dem intuitiven Wissen des Autors. Die Intuition wiederum generiert sich aus dem gelebten und reflektierten Leben, kurz, ein literarischer Text ist ein assoziatives Konstrukt. Dieses kann, einmal entstanden, auch *post hoc* Spiegel seiner Zeit sein. Die Protagonisten literarischer Texte sind oft „[...] der Qualität nach aber doch mit der menschlichen Natur übereinstimmend [...]“⁵⁸⁸ und damit paradigmatisch für die Zeit und ihre Einflüsse. Es ist „[...] ein *vortheoretisches Alltagswissen* [...]“⁵⁸⁹, das in das Schreiben einfließt. In der *Einbildungskraft* sieht Kant die menschliche Befähigung „Erinnerungsvermögen“ und „Vorsehungsvermögen“ assoziativ zu verknüpfen, zur Beschreibung des Zustandes des Subjekts und

„[...] obgleich nicht selbst Wahrnehmungen in der Zeit, das, was nicht mehr ist, mit dem, was noch nicht ist, durch das, was gegenwärtig ist, in einer zusammenhängenden Erfahrung zu verknüpfen.“⁵⁹⁰

In dieser Verknüpfung von Erinnerung und Wahrnehmung im Schreiben liegt, was in der vorliegenden Arbeit als vorgeschichtliche Wirkung in literarischen Texten zu analysieren ist. Wir wollen dies als *implizite* Wirkung der Vorgeschichte auf die erzählte Geschichte verstehen. Oft ist die Vorgeschichte ein weitaus offensichtlicherer Bestandteil des Erzählten, etwa als bewusste Formulierung gewusster Fakten (explizit, etwa Biographie) oder als Unterhaltungselement (narrativ). Ich schlage daher vor, „Vorgeschich-

⁵⁸⁸ Kant: Anthropologie, S. 402.

⁵⁸⁹ Michael Titzmann: Die »Bildungs-«/Initiationsgeschichte der Goethezeit und das System der Altersklassen im anthropologischen Diskurs der Epoche. In: Ders.: Anthropologie der Goethezeit. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte. Hrsg. von Wolfgang Lukas und Claus-Michael Ott. Berlin / Boston 2012. S. 223-287., S. 272.

⁵⁹⁰ Kant: Anthropologie, S. 485-486.

te“ zunächst unter verschiedenen Aspekten zu ordnen, nämlich als *explizite, narrative* und als *implizite* Vorgeschichte. Dabei vermittelt die *explizite* Darstellung der Vorgeschichte Wissen auf kognitiver Ebene, die *narrative* Darstellung erzählend (spielerisch) und die *implizite* Wirkung vermittelt vorgeschichtliche Einflüsse auf emotionalem (subkutanem) Wege. Wenn wir also von „Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800“ sprechen, so nutzt die erzählende Literatur hierzu vielfältige Ansatzpunkte. Es wäre in diesem Sinne angemessener von „Vorgeschichten“ und nicht allein von „Vorgeschichte“ zu sprechen. Auch wenn in dieser Arbeit die *implizite* Wirkung vorgeschichtlicher Einflüsse auf den Text gemeint ist, soll an dieser Stelle ein Exkurs mit Überlegungen zu den anderen hier postulierten Formen der „Vorgeschichte“ folgen, um Übergänge zu prüfen und letztlich die besondere Stellung der impliziten Wirkung von Vorgeschichte in einem literarischen Text mittelbar zu betonen.

Die *explizite* Darstellung einer „Vorgeschichte“, im hier gemeinten Sinne, findet sich in (Auto)Biographien. Biographien erfuhren gerade im 18. Jahrhundert ein gesteigertes Interesse, eine Entwicklung, die sich parallel zu derjenigen des Romans gestaltete.⁵⁹¹ Dabei kam es nicht nur auf die numerische Zahl der publizierten Bücher an, sondern auch auf die „[...] Enttypisierung und Individualisierung des biographischen Objekts [...]“.⁵⁹² Das psychologische Verständnis der Entwicklung der dargestellten Personen verband Biographie und Roman insbesondere in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.⁵⁹³ Herder rief dazu auf, Biographien als zukunftsorientierte Texte zu schreiben und zu lesen und nicht zum Totengedenken, „[...] wir wollen die Gestorbenen als Lebende betrachten [...]“.⁵⁹⁴

⁵⁹¹ Falko Schnicke: Historischer Abriss: 18. Jahrhundert. In: Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart / Weimar 2009. S. 234-242., S. 234.

⁵⁹² Ebd., S. 236.

⁵⁹³ Lukas Werner: Deutschsprachige Biographik. In: Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart / Weimar 2009. S. 265-277., S. 267.

⁵⁹⁴ Schnicke: Abriss, S. 236-237.

Die Vorgeschichte des Erzählten ist das Wesen eines biographischen Textes. Dennoch ist die erzählte Lebensgeschichte mehr als eine Auflistung von Fakten. Allein die Auswahl der dargestellten Inhalte durch den Biographen oder den Autobiographen, beeinflusst die Aussage des Textes. Ähnlich der narrativen Psychologie, in der von Patienten bewusst die subjektiv erinnerte, nicht die sachlich faktische Vergangenheit, wiedergegeben wird, wird biographisch letztlich eine Geschichte erzählt, die nur annähernd der objektivierbaren Realität entsprechen wird.⁵⁹⁵ Bei aller Referentialität sind auch Biographien Konstruktionen der Welt.⁵⁹⁶ Auch in einem solchen Text lassen sich implizite vorgeschichtliche Einflüsse, die auf die dargestellte Person gewirkt haben, annehmen und auch in einer *Autobiographie* ist nicht davon auszugehen, dass die Selbstanalyse den Realitäten der Lebens- und Persönlichkeitsentwicklung absolut entspricht.⁵⁹⁷ Die Texte werden schließlich retrospektiv verfasst und werden gefiltert durch Erkenntnisse des späteren Lebens oder durch Pseudoplausibilitäten zur Begründung von Lebensentscheidungen. Ähnlich argumentiert Christian von Zimmermann in seiner Monographie zur „Biographische(n) Anthropologie“.⁵⁹⁸ Der „vorliterarischen Wirklichkeit“ eines Lebenslaufs, steht die „funktionalisierte Funktion angenommener Wirklichkeit“ einer Biographie, eines „angenommenen Lebenslaufs“ gegenüber.⁵⁹⁹ Im Verfassen einer Autobiographie entsteht aus dem „Lebenslaufmaterial“ eine „[...] Kohärenzbildung auf einer narrativen Metaebene [...]“.⁶⁰⁰ Aus Autobiographien oder der Erzählung der je eigenen Lebensgeschichte, entnehmen die Menschen eine Identität, die abhängig ist vom Zeitpunkt und Blickwinkel des Erzählens.

⁵⁹⁵ URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Narrative_Psychologie. (abgerufen am 26.11.2018).

⁵⁹⁶ Sven Hanuschek: Referentialität. In: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart / Weimar 2009. S. 12-16., S. 15.

⁵⁹⁷ Rüdiger Pohl: Das autobiographische Gedächtnis. In: Christian Gudehus / Ariane Eichenberg / Harald Welzer (Hrsg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart / Weimar 2010. S. 75-84.

⁵⁹⁸ Zimmermann, Christian von: *Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940)*. Berlin 2006.

⁵⁹⁹ Ebd., S. 10.

⁶⁰⁰ Ebd., S. 11.

„Die Autobiographie stellt eine gegenüber den Lebensfakten willkürliche, gegenüber der Erzählgegenwart jedoch nicht beliebige, sondern funktionalisierte Lebenserzählung dar.“⁶⁰¹

Die Biographie (im Gegensatz zur Autobiographie) hat zudem das Problem, dass das „biographische Verstehen“ an Grenzen stößt. So stellt eine Biographie „[...] einen an materielle Gegebenheiten gebundenen Versuch (dar), einen eben nur fragmentarisch überlieferten individuellen Lebensverlauf als vollständig zu beschreiben.“⁶⁰²

Dies mündet in eine „narrative Kohärenzbildung“, in einer „Konstruktion des Biographierten“.⁶⁰³ Die Vermischung aus begrenztem Faktenwissen und dem Einfühlen in die beschriebene Person durch den Biographen, machen solche Texte in hermeneutischer Sicht, zu post hoc schwierig zu analysierenden Texten. Im 18. Jahrhundert entsprachen Biographien im Wesentlichen noch „bürgerlichen Rollenbiographien“⁶⁰⁴, d.h., die Lebensläufe wurden im Kontext der sozialen Rolle dargestellt. Die Ende des 18. Jahrhunderts zunehmend erfolgende „Aufwertung des Einzelmenschen“⁶⁰⁵ mündet aber in neuen Lebenskonzepten.

„Der Sturm-und-Drang Dichter Jakob Michael Reinhold Lenz etwa bezeichnet in einer Rede die bürgerliche »Biographie« kritisch als die Geschichte eines Rades im Getriebe der Gesellschaft, welche sich in »die große Maschine« einzupassen habe und irgendwann einem neuen Rad weichen müsse: der zentrale Konflikt zwischen Individuum und Gesellschaft, der die Individualitätsdiskussion der Moderne wesentlich bestimmt.“⁶⁰⁶

⁶⁰¹ Ebd., S. 11.

⁶⁰² Ebd., S. 12.

⁶⁰³ Ebd., S. 18.

⁶⁰⁴ Ebd., S. 15.

⁶⁰⁵ Ebd., S. 15.

⁶⁰⁶ Ebd., S. 15-16.

Denken wir über „Vorgeschichte und Gegenwart“ nach, dann deutet sich an, dass die Thematik impliziter Einflüsse auf das Schreiben auch ein Faktum in scheinbar Ereignis-korrelierten Texten ist. Die Komplexität einer Biographie zeigt sich etwa an den Versuchen, das Leben jenseits der zeitlichen Abläufe zu verstehen, zum Beispiel in Eisslers Goethebiographie⁶⁰⁷, die ihren Ausgangspunkt an den psychodynamischen Hintergründen des Zerwürfnisses zwischen Goethe und Lenz nimmt; oder an Jean-Paul Sartres Flaubert Biographie⁶⁰⁸, die dem „Idiot der Familie“ verstehend näher zu kommen sucht und nicht zuletzt betitelt Goethe seine Autobiographie mit „Dichtung und Wahrheit“.⁶⁰⁹ Doch auch in anderer Hinsicht haben Biographien vorgeschichtliche Bezüge. Sie erlauben dem Leser nicht nur personenorientierte Fakten zu erfahren, sondern auch sein persönliches Leben, seine persönliche Situation vergleichend mit dem Leben eines anderen Menschen zu wägen. Die Frage nach der Selbstverortung in der Welt gelingt durchaus eher im komperativen Sinne, als durch die solitäre Eigenwahrnehmung. Gerade hieraus zieht der „historisch-realistische“ Roman seine Relevanz, da hierin im bewusst *narrativen* Sinne eine historische Vorgeschichte als geschichtliches Hintergrundtableau zur erzählten (Vordergrund)Geschichte platziert wird. Das so etablierte Konstrukt lässt die erzählte Geschichte wie auf einer Bühne vor dem Hintergrund eines hierzu in Bezug gesetzten, damit vorgeschichtlich wirkenden, zeitgeschichtlichen Geschehens ablaufen. Im Gegensatz zur *impliziten* Vorgeschichte wird der historische Kontrast hier bewusst benannt. Der Vorhang der erzählten Welt öffnet sich vor der Weltgeschichte. Damit werden die „[...] Geschichtsbilder Luftspiegelungen ihres eigenen Zeitalters [...]“⁶¹⁰, es fungiert die „Vergangenheit als Sinndeutung der Gegenwart.“⁶¹¹ Dass die offenbaren Zusammenhänge dennoch für die Protagonisten nicht immer offensichtlich sind, zeigt sich exemplarisch in Benedikte Nauberts Erzählung „Das stille Volk“. Wie oben bereits hierzu ausgeführt, unterliegt der Mensch neben den großen Zeitbezügen den subtilen Korrekturen durch familiär traditionelle, genealogische Einflüsse, hier vermittelt durch

⁶⁰⁷ Kurt Eissler. Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786, Basel / Frankfurt am Main 1983 (Band 1) und 1985 (Band 2).

⁶⁰⁸ Jean-Paul Sartre: Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821–1857. Reinbek 1977–1979.

⁶⁰⁹ Johann Wolfgang Goethe: Dichtung und Wahrheit. Frankfurt am Main 2007.

⁶¹⁰ Schreinert: Naubert, S. 97.

⁶¹¹ Beaujean: Trivialroman, S. 107.

die Geisterwesen. Die Verschränkung zwischen Tradition und Individuation wird exemplarisch ausgeführt. Auch in Bezug auf die gesellschaftspolitischen Umbrüche am Ende des 18. Jahrhunderts sind Parallelen zu sehen. Die anti-genealogischen Bewegungen der Sloterdijkschen „Kinder der Neuzeit“ liegen an den kurzen und langen Fesseln der Tradition, wobei es sich als schwierig erweist, sich davon zu lösen, was oft nur vordergründig gelingt. Die immer wiederkehrenden Bezüge zur biblischen Geschichtsschreibung und der Verankerung menschlichen Handelns in den Urprinzipien geschlechtlicher Bedürfnisse in den literarischen Texten, in „Zerbin“ oder „Siebenkäs“, zeugen davon.

Wenn Benedikte Naubert in ihren Romanen das Tableau eines geschichtlichen Hintergrundes für die erzählte Geschichte entwirft, eine Erzählform, die als „Zweischichtenroman“⁶¹² bezeichnet wird, dann bedeutet dies keineswegs, dass mit den beiden zeitlichen Polen, die menschliche Geschichte in toto zu verstehen ist. Ihr Blick in die Vergangenheit macht aber die „Schatten der Zeitlichkeit“ sichtbar, die das menschliche Handeln in Generationen überlagert.⁶¹³ Die der impliziten Vorgeschichte zuzuordnenden Einflüsse, sind unbenommen wirksam. Die Selbstbefreiung aus den geschichtlichen Bezügen, wie sie auch in Friedrich Schillers „Demetrius“ versucht wird, mißlingen. Der als bürgerlicher Held erschaffene Demetrius, muss sich letztlich den Fakten genealogischer Realitäten stellen und verliert seine Rolle.⁶¹⁴ Der „Schatten der Zeitlichkeit“ überlagert Individuum wie Generationen.⁶¹⁵

Als Benedikte Naubert ihre Neuen Volksmärchen⁶¹⁶ schrieb, hatte sich in der deutschen Literatur eine Vielfalt von Erzählformen etabliert, etwa das (Kunst)Märchen, aber auch

⁶¹² Schreinert: Naubert, S. 43-44.

⁶¹³ Ebd., S. 39.

⁶¹⁴ Mirjam Springer: Demetrius. In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.) unter Mitarbeit von Grit Domes: Schiller Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2011. S. 242-239.

⁶¹⁵ Beaujean: Trivialroman, S. 111.

⁶¹⁶ Benedikte Naubert: Neue Volksmärchen der Deutschen. Leipzig 1789-1792.

Ritterromane, Sagen und Legenden.⁶¹⁷ Damit war die Literatur weit von Gottscheds Prinzipien entfernt, der imaginierten Handlungen kritisch gegenüber stand. In der „Critischen Dichtkunst“ schreibt er:

„Aus dem vorigen Kapitel wird man zur Gnüge ersehen haben, daß das Wunderbare in der Dichtkunst nicht ohne Unterscheid stattfindet. Es muß auch glaublich herauskommen und zu dem Ende weder unmöglich noch widersinnig aussehen. Daher kommt es denn, daß man auch im Dichten eine Wahrscheinlichkeit beobachten muß, ohne welche eine Fabel, oder was es sonst ist, nur ungereimt und lächerlich sein würde.“⁶¹⁸

Benedikte Naubert orientiert sich durchaus an geschichtlichen Fakten, füllt diese jedoch imaginativ aus, ohne Tatsachen zu mißachten, sondern allenfalls um Leerstellen historischen Wissens zu füllen.⁶¹⁹ In einem Brief an Friedrich Rochlitz (vermutlich September 1805) schreibt sie: „Ueberzeugt wie ich bin, das Interesse und Belehrung gewinnt, wenn Dichtung an Wahrheit geknüpft wird, [...]“⁶²⁰ Notwendig werden solche historisch verorteten Geschichten aus den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen, die das Nachleben christlicher Ideale als Lebensplan verloren hatten.⁶²¹ Das Füllen narrativer Lücken durch Andeutungen oder Bezugnahmen kommt dabei zum Tragen. Kant etwa sieht im Roman als „bloße Erdichtung“ einen Kontrast zur Geschichtsschreibung. Letzterer gesteht er zu, „[...] Mutmaßungen *einzustreuen*, um Lücken in den Nachrichten auszufüllen [...]“⁶²² Damit wird hieraus eine „mutmaßliche Geschichte“. Auch als Verbindung

⁶¹⁷ Martin: Naubert, S. 49.

⁶¹⁸ Johann Christoph Gottsched: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen. In: Ders.: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Horst Steinmetz. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2009. S. 12-196., S. 129.

⁶¹⁹ Martin: Naubert, S. 49.

⁶²⁰ Nikolaus Dorsch: „Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit“. Die Briefe Benedikte Nauberts. Frankfurt am Main 1986., S. 29.

⁶²¹ Beaujean: Trivialroman, S. 110.

⁶²² Immanuel Kant: Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Band 9. Nachdruck. Darmstadt 1983. S. 85-102., S. 85.

zur *impliziten* Vorgeschichte eines *literarischen* Textes, kann die Aussage Kants verstanden werden. Er erlaubt die Mutmaßungen „[...] weil das Vorhergehende, als entfernte Ursache, und das Nachfolgende, als Wirkung, eine ziemlich sichere Leitung zur Entdeckung der Mittelursachen abgeben kann [...].“⁶²³ Die Mutmaßungen im Auffüllen der Geschichte und die subtilen Hinweise einer vorgeschichtlichen Wirkung in literarischen Texten repräsentieren Ähnliches. Sie zeigen die sich aus der inneren Dynamik eines zeitgeschichtlichen Prozesses ergebenden und damit quasi automatisch folgerichtigen Brückenbefunde unterlagerter Prozesse.

Auf das „Einfließen“ eines Gedankens in einen Text und damit seine Wirkung auf den Schreibenden und den Leser, bezieht sich auch Michel Foucault in seiner Inauguralvorlesung am Collège de France am 2.12.1970, wenn er sagt:

„Anstatt das Wort zu ergreifen, wäre ich lieber von ihm umgarnt worden, um jedes Anfangens enthoben zu sein.“⁶²⁴ Er wünscht sich „[...] eine Stimme ohne Namen zu vernehmen, die mir immer schon voraus war: ich wäre es dann zufrieden gewesen, an ihre Worte anzuschließen [...].“⁶²⁵

Diese Unbestimmtheit kann auch für die *implizite* Wirkung der Vorgeschichte postuliert werden, denn „Die Vorgeschichte ist so mächtig, weil man von ihr nicht weiß, wie sie diese Macht eigentlich haben kann.“⁶²⁶ Ähnlich der medizinischen Symptomanalyse, verlangt dies ein nachgelagertes Verständnis der Aussage durch die Analyse des Textes in individuellen und übergeordneten Bezügen. Im medizinischen Denken ist es etwa schwierig, die komplexe Symptombildung bei Patienten mit Schizophrenie per se zu verstehen. Geprägt wird die Wahrnehmung der Erkrankung durch die Fremdheit und Skurrilität des individuellen Wahnggebäudes, hinter dem das zugrunde liegende Wesenhafte des Verlaufs dieser Erkrankungen (Beginn, Dynamik der Symptomreifungen, Vorstufen, assoziierte Symptome) zurücktritt. So konnte Klaus Conrad, wie schon an anderer Stelle ausgeführt, die Krankheitsdynamik der Schizophrenie erst dann verste-

⁶²³ Ebd., S. 85.

⁶²⁴ Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt a.M. 1991., S. 9.

⁶²⁵ Ebd., S. 9.

⁶²⁶ Bergengruen / Borgards / Lehmann / Zumbusch: Vorgeschichte, S. 3.

hen, als er die Möglichkeit hatte, Menschen zu behandeln, die in einer identischen äußeren Situation erkrankten (hier im Krieg) und die deswegen nahezu identische Wahnhalte hatten. Hierdurch trat das Individuelle des Wahns in den Hintergrund der ärztlichen Wahrnehmung (die Wiederholung der immer ähnlichen Wahnhalte minderte deren Bedeutungshaftigkeit für den Arzt) und die Grundprinzipien der Erkrankungsdynamik wurden sichtbar.⁶²⁷

Das Verständnis für die vorgeschichtlichen Einflüsse in der Literatur um 1800, verlangt die Annahme einer zugrundeliegenden Lebenshaltung, die in der jeweiligen Zeit spezielle Ausformungen zeigen kann. Doch die Verunsicherung des Individuums in der Zeit ist kein Alleinstellungsmerkmal zu Beginn der Moderne. Auch im 20. Jahrhundert kommen Autoren um diese Fragestellungen nicht herum. Max Frisch hat diese Auseinandersetzung zu seinem Thema gemacht. Schon in einem frühen Text fragt er sich, wer und was er ist.⁶²⁸ Er reagiert später literarisch mit Verleugnung („Stiller“) und Verdrängung („Mein Name sei Gantenbein“) des Ich und zeichnet schließlich die Unwägbarkeit der individuellen Vorgeschichte in der Inzestgeschichte des „Homo Faber“ nach. Der Mensch (Homo) Faber erlebt das nie Geahnte, den unwissenden Inzest mit seiner Tochter Sabbeth.⁶²⁹ An der Konstellation einer solchen Begegnung ist er mittelbar nicht ganz schuldlos, denn er verließ seine schwangere Freundin Hanna, meinend, diese werde die Schwangerschaft beenden lassen. Er hätte wissen können, dass er ein Kind hat, was den Inzest natürlich nicht gänzlich unmöglich gemacht hätte. Max Frisch hebt nicht umsonst seinen Protagonisten aus dem individuellen Schicksal in das Schicksal menschlicher Kontexte, indem er ihm den Namen der menschlichen Gattung, den Namen „Homo“ gibt. Dieser „Homo“ ist, wie auch Zerbin, ein aktiver Mensch, ein Mensch, der der „Schmied“ (Faber) seines Lebens sein will und dennoch den Einflüssen seiner Vorgeschichte unterliegt, die letztlich auch durch sein Handeln bedingt sind. „Homo“ Faber verläßt seine schwangere Freundin Hanna, wie auch „Zerbin“ dies mit Marie getan hatte. Auch Zerbin, der mit gutem Willen in die Welt marschierte, willens die familiäre

⁶²⁷ Conrad: Schizophrenie.

⁶²⁸ Max Frisch: Was bin ich? (I). In: Ders.: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Jubiläumsausgabe in sieben Bänden. Erster Band. Hrsg. von Hans Mayer und Mitwirkung von Walter Schmitz. Frankfurt am Main 1986. S. 10-15.

⁶²⁹ Max Frisch: Homo Faber. Ein Bericht. Frankfurt am Main 1995.

Vorgeschichte zu verlassen, vielmehr sie durch Wiedergutmachung quasi ungeschehen zu machen, auch Zerbin verwickelt sich in Lebenszwänge, die die sozialen Bedingungen, sagen wir die soziale Prägung und damit die soziale Vorgeschichte seines Lebensumfeldes auf ihn hatten. Selbst der aktive Wille, so könnte man am Beispiel Zerbins argumentieren, selbst der *aktive* Wille kann die kulturelle Wirkung der *menschlichen* Vorgeschichte nicht (immer) annullieren, mag man sie als das soziale Leben („Zerbin“) oder als familiäre Tradition („Das stille Volk“) empfinden. Im „Stillen Volk“ deutet sich an, dass die Einflüsse, so wirksam sie auch sind, nicht immer erkannt werden. Helene verliert als Erwachsene ihre Verbindung zu den Hausgeistern und wird nur durch die paradigmatische Erzählung ihrer Amme Mechthild auf solche Wirkkräfte hingewiesen, die selbst dann für sie wenig konkret fassbar sind. Auch in Ludwig Tiecks „Der blonde Eckbert“ kann Bertha ihrer Vorgeschichte nicht entkommen. Die aktive, fast möchte man sagen, gewaltsame Lösung aus dem Umkreis der Alten, führt sie nicht in ein von Einflüssen der Vorgeschichte freies Leben. Auch die Tötung des Vogels hilft nicht, der „Freund“ Walther (als alter ego der Alten) bringt das Vorgewusste, das Verdrängte ins Gedächtnis. So steckt die Vorgeschichte viel tiefer in dem Menschen, als sich dies allein an historischen Umbrüchen festmachen läßt. Das Wissen ist auch und gerade im Vertrauten inkorporiert, im Freund Walther, in der Tochter Sabeth, in den vermeintlichen Freunden Zerbins. Doch historische Umbrüche wirken als Enzym, um Bruchstellen menschlichen Lebens kenntlich zu machen. Das Eruptive, das sich in den sozialen (Bürgertum), religiösen (Geschichtsphilosophie) und politischen (Französische Revolution) Umbrüchen des 18. Jahrhundert ereignet, ist eine solche enzymatische Kraft, die den Menschen zwingt, nicht die Augen zu verschließen, sondern sich mit der Entwicklung auseinanderzusetzen. Dies kann sehr heterogene Reaktionen auslösen: Wirtschaftlicher Aufbruch im Bürgertum (Reaktion durch Aktion), Flucht in die Phantasie weniger belasteter Welten (aufkommende Trivalliteratur), Verschiebung in Parawelten (Kunstmärchen) und die kognitive, vielleicht auch oft eher implizite Symbolbildung, die Überhöhung ins Kulturelle (Immunität der Klassik⁶³⁰), der Versuch verborgene Abhängigkeiten literarisch beispielhaft zu machen (Inzest), ähnlich der Welt der Hausgeister im „Stillen Volk“, deren Macht sich aber allein auf die Familie beschränkt und die sich den Befehlen der äußeren Lebenswelten (der Kaiser befiehlt Helenes Heirat mit Heinrich) beugen. Wie anders als im Kleinen läßt sich auf Bezüge menschlicher

⁶³⁰ Cornelia Zumbusch. Die Immunität der Klassik. Frankfurt 2014.

Vorgeschichten hinweisen, wenn die äußeren Bedingungen kaum beherrschbar sind. Die Unbestimmtheit der Lebensläufe ist nach Norbert Elias dabei durchaus an die erkenntnistheoretischen Frühphasen der Menschheitsentwicklung gebunden, in der man der Geisterwelt wesentliche Einflüsse zusprach.⁶³¹ Elias verweist zudem auf die Bedeutung sozialer Systeme in der menschlichen Entwicklung, in deren Kontext sich der Zeitbegriff entwickelte, im „[...] Generationenstrom der vielen Menschen [...]“, wie er schreibt.⁶³² Die Zeit, und damit auch die Vorgeschichte der und des Menschen, entwickelt sich als Orientierungsmittel in einem „generationsübergreifenden Lernprozeß“.⁶³³ Die Zeit, so Elias, ist in Vergangenheit und Gegenwart nicht einheitlich, sondern entwickelt sich in einer „strukturierten und gerichteten Weise“.⁶³⁴ Das im Laufe der Zeit erworbene Wissen ist dem Individuum eingeschrieben und wirkt in ihm fort. Die Zeit, in der er sich empfindet, ist aber von seiner individuellen Wahrnehmung abhängig und wird als Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft empfunden. Elias spricht von „erfahrungsbezogenen Begriffen“.⁶³⁵ Die Vorgeschichte im Bezug zur Gegenwart, speist sich somit aus unterschiedlichen Quellen, aus dem genealogisch tradierten Wissen und der individuell wahrgenommenen Gegenwart, die sich im nächsten Moment als Vergangenheit zeigen wird.

Vorgeschichte ist somit der lange Arm menschlichen (Un)Wissens und der kurze Arm eines persönlichen Fortschreitens in künftige Gegenwarten.

Am Beispiel des „Blonden Eckbert“ zeigt sich, dass Bertha ihre persönliche, vergangene Gegenwart verdrängen kann (soziale Isolation), dass sie aber vom langen Arm einer genealogischen Verankerung im Ungewussten oder Nicht-mehr-Gewussten (Inzestkonstellation mit Eckbert) eingeholt wird. Beider Vorgeschichte und Vergangenheiten überlappen sich, sind aber vom Individuum ganz unterschiedlich beeinflussbar (Bertha wusste nicht um den Inzest, Eckbert hätte es wissen können). Die Wirksamkeit vorge-

⁶³¹ Elias: Zeit, S. XXXV.

⁶³² Ebd., S. XL.

⁶³³ Ebd., S. 2

⁶³⁴ Ebd., S. 2.

⁶³⁵ Ebd., S. 53.

schichtlicher Einflüsse ist somit differenziert zu betrachten. Neben der rein messbaren „physikalischen“ Zeit, steht die „soziale“ Zeit als Modul menschlichen Erlebens.⁶³⁶ Ich würde anregen, im hier verhandelten Kontext von einer individuellen und generationsübergreifenden Zeit, besser Vorgeschichte, zu sprechen, eine Differenzierung, die Jan Assmann als kommunikatives, respektive kollektives Gedächtnis bezeichnet.⁶³⁷ Wir werden später ausführlicher darauf zurückkommen.

„Das vergebliche Bemühen um die Lösung eines im Grunde so einfachen Problems wie des Zeitproblems ist ein gutes Beispiel für die Folgen des Vergessens der gesellschaftlichen Vergangenheit. Wenn man sich ihrer erinnert, entdeckt man sich selbst.“⁶³⁸

Die Literatur setzt sich in verschiedener Weise mit der Wirkung vorgeschichtlicher Einflüssen auseinander. Wir hatten dies als „explizite“, „narrative“ und „implizite“ Form extrahiert. Die „implizite“ Form ist die subtilste, die puristische, die der Komplexität des Menschen am nächsten Kommende, da sie das Wissen nicht kognitiv umwälzt, sondern dem Unartikulierten Rechnung trägt, ähnlich der Tatsache, dass sich die höchste Erkenntnis des Deutschen Idealismus im „Kunstwerk“ niederschlägt, das nicht allein einer Planung, sondern auch der Intuition geschuldet ist. Denn bei aller Kognition, bei aller „Aufklärung“, bei allen philosophischen Systemen, allen wissenschaftlichen und technischen Fortschritten, ist der Mensch, vielleicht vor allem, ein emotionales Wesen, das fühlt (und nicht nur denkt), das empfindet (und nicht nur artikuliert) und auf das Faktoren wirken, die ihn, die diese Zeit ausmachen, ohne dass er sich dessen bewusst sein muß. Die Gattung des „Homo sapiens“, des „Homo Faber“ ist auch geprägt von einer „Vorgeschichte“, die in ihm ist, die Teil seines Seins ist, die er, will er sich nicht töten, nicht verlassen kann, die ihn prägt und seine Erinnerung trägt und auch die der menschlichen Spezies.

⁶³⁶ Ebd., S. 93.

⁶³⁷ Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 8. Aufl. München 2018.

⁶³⁸ Elias: Zeit, S. 116.

Darin inkorporiert sind die Urtriebe menschlichen Lebens (Reproduktion, Emotion) und menschliche Erinnerung (die funktionelle Zerstörung beider Hippocampi reduziert die mnestischen Fähigkeiten auf eine Erinnerungsspanne von 60 Sekunden). Auf dieses Wesen wirken Einflüsse, ob der Mensch dies will oder nicht. Johannes F. Lehmann benennt die psycho-physische Kopplung, wenn er schreibt:

„Mit der anthropologischen Zuwendung zur naturalen Bestimmtheit des Menschen geschieht grundsätzlich ein Doppeltes, nämlich zum einen die Analyse des Organismus Mensch als psychisch-physisches System, das Umwelt autopoeitisch verarbeitet, und zum anderen die Analyse jener naturalen (lokalen und historischen) Umwelten, die der Mensch je und je verarbeitet.“⁶³⁹

Und für die Bezüge zur Literatur betont er zudem:

„Medium anthropologischen Wissens wird Literatur im dem Maße, wie sie exakt jenes Verhältnis zwischen den naturalen Bedingungen des Menschen und seiner spezifischen autopoeitischen Verarbeitung in den Blick nimmt, und zwar nicht zum Zweck moraldidaktischer Unterhaltung, sondern im Sinne der literarischen Erweiterung des Wissens über den Menschen.“⁶⁴⁰

Robert Musil beschreibt denn auch in seiner Erzählung „Grigia“ die elementare Einbindung des Menschen, des „Homo“, in die Unwägbarkeiten des Lebens:

„Es gibt im Leben eine Zeit, wo es sich auffallend verlangsamt, als zögerte es weiterzugehen oder wollte seine Richtung ändern. Es mag sein, daß einem in dieser Zeit leichter ein Unglück zustößt.“⁶⁴¹

⁶³⁹ Lehmann: Anthropologie, S. 58.

⁶⁴⁰ Ebd., S. 59.

⁶⁴¹ Musil: Grigia, S. 7.

Für die Frage nach „Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800“ ist, so meine ich, festzuhalten, dass die Texte sich im Spannungsfeld zwischen Individuation und gesellschaftlicher Vorgeschichte bewegen. Die Umbrüche spezifischer Zeiten sind hierfür markante Schnittstellen, an denen es zu einer Verbalisierung in literarischen Texten kommt. Aus den oben vielfältig dargelegten Gründen, ist die Zeit um 1800 eine weltgeschichtliche Phase, in der es vorrangig in Zentraleuropa zu gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Umbrüchen kommt, die ihren Ausdruck und Niederschlag auch in literarischen Texten finden.

Die Einflüsse vorgeschichtlicher Prägungen wirken wie ein Nachhall einer menschlichen Verankerung, von denen man sich, ich wiederhole mich, allein aus persönlichem Willen nicht abtrennen kann. Die Rolle der Vorgeschichte, die hier zu benennen ist, hat etwas mit dem „[...] Generationenstrom der vielen Menschen [...]“ zu tun, mit dem sich, so Norbert Elias, ein Zeitgefühl und Zeitgefüge entwickelt.⁶⁴² Am Beispiel der *tabula rasa* durchdenkt Elias die Frage nach dem menschlichen Erkenntnisgewinn. Im Gegensatz etwa zu Descartes' Hypothese der eingeborenen Ideen und Prinzipien, wird *tabula rasa* als ein leeres Blatt verstanden, in das sich Erfahrungen und Erkenntnisse einschreiben.⁶⁴³ Der Wissenserwerb prägt hierdurch aber nicht nur das Individuum selbst, sondern die soziale Gruppe an sich, innerhalb derer sich mit der Zeit Erkenntnisse entwickeln und einschreiben. Elias spricht vom Einfluss eines „[...] vorhergehenden, generationenübergreifenden Prozesses der kontinuierlichen Befruchtung, Konfrontation und Verschmelzung von Erfahrung und Begriffsbildung [...]“.⁶⁴⁴ Hierdurch wird transparent, dass der geschichtliche Mensch nicht allein steht, weil er zum einen ein soziales Wesen ist, zum anderen seine ihm innewohnenden Fähigkeiten im sozialen Zusammenhang entwickelt und inskribiert wurden. Mit Maurice Halbwachs können wir sagen: „Der sich erinnernde Mensch ist niemals allein.“⁶⁴⁵ Die neutrale Lösung von diesem

⁶⁴² Elias: *Zeit*, S. XL.

⁶⁴³ Ebd., S. 28-31.

⁶⁴⁴ Ebd., S. 29.

⁶⁴⁵ Jan Assmann: *Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs*. In: *Jahrbuch für Sozialgeschichte*. Wiesbaden 2005. S. 65-83., S. 70.

Kontext, anders gesagt, die Lösung aus der Vorgeschichte in die (individuelle) Gegenwart, kann schlechthin nicht gelingen, da die menschliche Prägung fortbesteht.

Die tabula rasa Metapher erinnert darüberhinaus an die verblasste Tinte in Jean Pauls Siebenkäs. Wie auf einer Wachstafel wird das einmal Beschriebene ausgelöscht. Doch Siebenkäs erfährt, was Norbert Elias ausführte: Das gemeinschaftlich entwickelte Wissen bezieht das Individuum mit ein und setzt es der Vorgeschichte aus. Siebenkäs wird gezwungen einen Legitimationsnachweis seiner Vorgeschichte zu erbringen, um (rein ökonomisch) in der Gegenwart zu überleben. Die hier formulierte Bedeutung der Vorgeschichte hat ganz wesentlich mit dem Erwerb von Zeitstruktur zu tun. Letztlich sind ja „Vorgeschichte“ und „Gegenwart“ Begriffe, die ihre Legitimation und Definition dem Zeitbegriff schulden. Zeitstrukturen dienen der Vorhersagbarkeit von Ereignissen und sollten die Zufälligkeit des Geschehenen ablösen. Sie erwiesen sich daher als Modul der Optimierung sozialer Systeme. Im Gegensatz zu numerischen Zeitbegriffen wie Tage, Monate, Jahre, geht in die Zeitbegriffe Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft ein Wahrnehmungselement ein, welches die Grenzen der Begriffe ständig verschiebt. Der Mensch erlebt jetzt die Gegenwart, die bald die Vergangenheit sein wird und die gerade noch in der Zukunft lag.⁶⁴⁶

Dabei kommt dem menschlichen *Handeln* eine entscheidende Bedeutung zu, da hierdurch eine „reflexive Distanz“ entsteht, aus der heraus die Zeitformen von Vergangenheit und Zukunft sich entwickeln, eine „reflexive Distanz“, in der der Handelnde wahrnimmt und erfährt, dass er „[...] die Handlung aus sich heraus in Bewegung setzt.“⁶⁴⁷ Damit generiert der Mensch ein Zeitempfinden, in einer Zeit, die ihm dies ermöglicht.

„Je nach Perspektive entsteht daraus eine andere Fließrichtung: Unter dem schöpferischen Aspekt bewegt sich die Zeit vom Subjekt fort; das Subjekt bewegt sich mit seiner Zeit in Richtung des Horizontes der Zukunft. Unter dem Aspekt der ihm selbst unterliegenden Zeit fließt ihm die Zeit unablässig“

⁶⁴⁶ Elias: Zeit, S. 45-50.

⁶⁴⁷ Günter Dux: Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Frankfurt am Main 1992., S. 51.

sig zu. Die Fließrichtung der Zeit ist eine Konsequenz ihrer Genese aus der Subjektivität.“⁶⁴⁸

Die daraus entstehende Literatur ist dann exemplarisch und aussagekräftig, „[...] wenn sie in der Lage ist, kulturell eine Gegenwart im Rückgriff auf die Vergangenheit über Zukunftschancen zu informieren.“⁶⁴⁹ Im Erkennen der historischen Orientierung erwächst damit dem Menschen die Potenz, zukünftige Chancen zu erkennen und zukunftsfähig zu werden.⁶⁵⁰

⁶⁴⁸ Ebd., S. 189.

⁶⁴⁹ Jörn Rüsen: Der Funken der Utopie im Feuer der Geschichte. Schillers Beitrag zu unserer Deutung der Vergangenheit. In: Michael Hofmann / Jörn Rüsen / Mirjam Springer (Hrsg.): Schiller und die Geschichte. München 2006. S. 13-26., S. 13.

⁶⁵⁰ Ebd., S. 15.

10. Das anti-genealogische Prinzip und die Haltekräfte der Tradition

Die um 1800 entstandenen, hier exemplarisch analysierten, literarischen Texte, spiegeln die Auseinandersetzung mit der Zeitströmung in einer Phase des gesellschaftlichen Umbruchs. Das Kappen der genealogischen Bezüge, das Hinwenden zu einer zukunftsorientierten Weltsicht, die sich aus dem passageren Moment der Gegenwart ergibt und im Genius des Individuums ihren Protagonisten findet, lässt annehmen, dass das anti-genealogische Prinzip, der Bruch mit der Vergangenheit, sprich Vorgeschichte, sich als Kernbotschaft dieser Texte erweist. Ich meine allerdings, dass die Texte auch und vielmehr zeigen, dass die Bewegung hin zum Momentum der Gegenwart und der Orientierung an der Zukunft, maßgeblich die Haltekräfte der Tradition offen legen und sich dies gerade in den impliziten vorgeschichtlichen Einflüssen, die den Texten zu entnehmen sind, ablesen lässt. So folgt daraus die Hypothese, dass gerade die begriffliche Wortschöpfung der als wahrgenommenen Realität erfassten „Gegenwart“, die Bedeutung der scheinbar abgetrennten „Vergangenheit“ (und damit vorgeschichtlicher Einflüsse) eher noch betont und sichtbar macht, als diese hinter sich zu lassen, in dem Sinne, dass erst der Verlust die Bedeutung kenntlich macht. Die Bezüge zur vorgeschichtlichen Vergangenheit persistieren und zeigen sich auf verschiedenen Wegen, etwa im Einfluss des biblischen Narrativs, dem Einfluss familiärer Bezüge, dem Einfluss intrageschlechtlicher Verbindungslinien, im Ausdruck der persönlichen Ich-Findung und dem Einfluss des Wissens, welches nicht ad hoc gewonnen, sondern aus den tradierten Kontexten erschlossen wurde. Auch in der Philosophie wird um 1800 darüber nachgedacht, wie die menschliche Rolle in den irdischen Zeitläuften zu verstehen ist und welchen Einflüssen der Mensch dabei ausgesetzt ist. In seiner 1809 publizierte Schrift „Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände“, hat sich Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling mit der Frage der Selbstbestimmtheit menschlicher Entscheidungen auseinandergesetzt.⁶⁵¹ Der Begriff der „Freiheit“ kann dabei grundsätzlich unterschiedlich verstanden werden, einmal als Abwesenheit von Zwang (negative Freiheit) oder als Selbst-

⁶⁵¹ Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: *Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände*. Hrsg. von Thomas Buchheim. Hamburg 1997.

kontrolle zum Erreichen von (vernünftigen) Zielen.⁶⁵² Die Frage nach der Freiheit menschlicher Entscheidungen beschäftigt die philosophischen Überlegungen von je her. Die Auseinandersetzung mit Subjektivität und Vernunft im Deutschen Idealismus mündet aber nicht in der Behauptung, der menschlichen Vernunft allein komme eine Wirkungsmächtigkeit zu, vielmehr kommt man zur

„[...] Einsicht in die tiefgehenden Kontextabhängigkeiten menschlicher Selbstverhältnisse. Die spekulativen Reflexionen führen zur Aufdeckung der Begrenztheit menschlicher Freiheit und Selbstbestimmung, nicht etwa zur Unterstellung der Abgehobenheit menschlicher Existenz von ihren Kontexten und Bedingungen.“⁶⁵³

Die methodischen Schwierigkeiten im Verständnis der menschlichen Freiheit mündeten in der Frage, ob der Spontaneität oder der Notwendigkeit des Handelns das Primat zugesprochen werden soll. Überwiegend gab man der Notwendigkeit den konzeptionellen Vorrang.⁶⁵⁴ Schelling formulierte in seiner Freiheitsschrift jedoch einen anderen Verständnisansatz. Er führte mit dem Begriff des „Bösen“ eine „spekulative Theorieerweiterung“ ein, der eine „systematische Funktion“ zukommt.⁶⁵⁵

„Das unabhängige Prinzip des Bösen, für das sich die einzelne Person entscheiden kann und zu entscheiden hat, läßt zu, einen irreduziblen Sinn individueller menschlicher Existenz aufrechtzuerhalten. Die Person verhält sich in einer nicht festgelegten Weise zu dem unabhängigen Prinzip des Bösen. Ihre Freiheit besteht entsprechend nicht in einer verallgemeinerbaren Ein-

⁶⁵² Otfried Höffe / Annemarie Pieper: Vorwort. In: F.W. J. Schelling: Über das Wesen der menschlichen Freiheit. Hrsg. von Otfried Höffe / Annemarie Pieper. Berlin 1995. S. 1-10., S. 1.

⁶⁵³ Dieter Sturma: Präreflexive Freiheit und menschliche Selbstbestimmung. In: F.W. J. Schelling: Über das Wesen der menschlichen Freiheit. Hrsg. von Otfried Höffe / Annemarie Pieper. Berlin 1995. S. 149-172., S. 150.

⁶⁵⁴ Ebd., S. 151-152.

⁶⁵⁵ Ebd., S. 157.

sicht in die Notwendigkeit von Moral, Geschichte oder Gott, sondern in einem Präexistenten und präformierenden Verhältnis zum Bösen.“⁶⁵⁶

Die Überlegungen Schellings sind für unsere Fragestellung nutzbar zu machen, da die *Kontextabhängigkeit* des Freiheitsbegriffs benannt wird. Ähnlich wie Freiheit als Verhältnis zum Bösen fassbar wird, ist, so meine Hypothese, die zukunftsorientierte Gegenwart durch ihr Verhältnis zur Vorgeschichte fassbar. Gegenwart definiert sich somit nicht losgelöst von, sondern orientiert an der Vergangenheit und damit der Vorgeschichte. Ähnlich wie Schelling das Böse einführen und kenntlich machen muss, um an ihm den Freiheitsgrad des Menschen zu bestimmen, sind es die Signale der Haltekräfte der Vorgeschichte (aus der Vergangenheit), die die Gegenwart in ihrer Rolle und ihren an der Zukunft orientierten Zielen sichtbar werden lässt. Die Einführung des Bösen bei Schelling sowie die Wahrnehmung vorgeschichtlicher Einflüsse in den literarischen Texten macht erst (jedes in seinem Felde) verständlich, was sich sonst dem analytischen Verstehen entzieht: Das Verständnis der menschlichen Freiheit einerseits, die Virulenz des Begriffs „Gegenwart“ andererseits. Der Kontextbezug der „Gegenwart“, der sich bereits im kontinuierlichen Zeitfluss der als dynamische Einheit gedachten Form Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft erschließt, ist der Schlüssel dafür, den impliziten Hinweisen auf vorgeschichtliche Einflüsse ihre ganze Sprengkraft zu verleihen. Man ist geneigt von den „Freiheitsgraden der Gegenwart“ zu sprechen, die sich aus den „Haltekräften der Vorgeschichte“ auf die Gegenwart ablesen lassen.

Sehen wir den literarischen Text als „Kunstwerk“, dann nähern wir uns den Überlegungen Schellings.⁶⁵⁷ Schelling hatte die Bedeutung des „Kunstwerks“ in seiner „Identi-

⁶⁵⁶ Ebd., S. 158.

⁶⁵⁷ Peter Szondi: Schellings Gattungspoetik. In: Ders.: Poetik und Geschichtsphilosophie II. Hrsg. von Wolfgang Ietkau. Frankfurt am Main 1974, S. 185-307., S. 232: „Da für Schelling *alles, was ist, die absolute Identität selbst* ist, sie also von allem, was ist, nicht getrennt gedacht werden kann, sondern nur als alles ist, ergibt sich die Gleichsetzung von absoluter Identität und absoluter Totalität, die Schelling auch Universum nennt. Dies ist die identitätsphilosophische Voraussetzung jener programmatischen Sätze der *Philosophie der Kunst*, nach denen Schelling im ersten, allgemeinen Teil seiner

tätsphilosophie“ aus dem Gegenüber von Natur und menschlichem Geist entwickelt, wobei er der Natur Objektivität, dem menschlichen Geist Subjektivität zusprach. In der Problematik eines Versuchs der Synthese der beiden divergierenden Ansätze (Natur und Geist), kam Schelling zur Formulierung der unabdingbaren „absoluten Identität“. „Das Kunstwerk – bewusste Schöpfung des Menschen und doch zuletzt Produkt des unbewusst schaffenden Grundes der Natur – avanciert zum Zentrum der Schellingschen Identitätsphilosophie.“⁶⁵⁸ Hervorzuheben ist aber insbesondere für unsere Fragestellung, dass Schelling in Überwindung von Fichtes Ich-Philosophie

„[...] dem Selbstbewusstsein eine bewusstlose Vorgeschichte voranstellt, die sich aber *als Natur* dem ausgebildeten Selbstbewusstsein nicht mehr in ihrer Produktivität zeigt, sondern nur noch in einer Objektivität erfahrbar ist, die ihr Werden verhüllt.“⁶⁵⁹

Kunstwerke sind, im Sinne Schellings, der imaginierte Ausdruck der Objektivität der Natur und der Subjektivität des menschlichen Geistes, sie sind nicht durch das Bewusstsein allein kreiert und Ausdruck einer unabdingbaren „absoluten Identität“.⁶⁶⁰

Überdenken wir Benedikte Nauberts Kunstmärchen „Das stille Volk“, Achim von Arnims Erzählung „Die Majoratsherren“ (1818) und E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das Majorat“ (1817) unter diesem Gesichtspunkt. Im „Stillen Volk“ werden die genealogischen Haltekräfte in einer spezifischen Form, nämlich im Sinne einer maternalen, vielleicht besser femininen Tradierung dargestellt. Die impliziten vorgeschichtlichen Einflüsse, die auf die Protagonisten wirken, sind den spezifisch weiblichen Linien, der generationellen Wissensübermittlung von Frau zu Frau, eingeschrieben und kennzeichnen somit weitere Spezifika einer vorgeschichtlichen Übertragung. Der feminine Part des

Vorlesungen die Kunst nicht als Kunst, als dieses Besondere, zu konstruieren gedenkt, sondern das Universum in der Gestalt der Kunst; Philosophie der Kunst ist für Schelling *Wissenschaft des All in der Form oder Potenz der Kunst.*“

⁶⁵⁸ Feger: Vernunft, S. 78.

⁶⁵⁹ Ebd., S. 78.

⁶⁶⁰ Ebd., S. 78.

gesellschaftlichen Lebens trägt soziale Einflüsse in sich, die (stillschweigend) wirksam werden. Da ist zum Beispiel die juristische Sanktionierung im Falle einer ungewollten Schwangerschaft, wie Marie dies in „Zerbin“ erleben muss. In Christian Fürchtegott Gellerts und Sophie von la Roches Romanen wiederum entwickeln die Protagonistinnen ihren eigenen Weg sozialer Bezüge, die sich aus ihrer tradierten Rolle heraus entwickeln. Benedikte Naubert betont diese femininen Verbindung explizit in ihren Texten. Die vom „stillen Volk“ vertretenen und durchgesetzten Traditionen, die sich den Neuerungsimpulsen entgegenstellen, werden via Frauen tradiert und dabei von Frauen an Frauen weitergegeben. Die implizite vorgeschichtliche Wirkung liegt damit in einer geschlechtsspezifischen sozialen Rolle verankert. Die Nichtbeachtung hat typischerweise gravierende Folgen für die Lebensverläufe der jeweiligen Personen. Doch nicht nur die weibliche Verbindung zu traditioneller Vorgeschichte und ihren Auswirkungen auf Gegenwart und Zukunft können wir hieraus ablesen, es ist auch die Bindung an einen bestimmten Ort, dem eine fast systemische vorgeschichtliche Wirkung über die Zeiten hinweg zukommt. Ein quasi in Stein gemeißeltes Gedächtnis und Vermächtnis einer Tradition kommt damit symbolisch zur Darstellung und steht beiden, Protagonisten und Lesern, vor Augen. Die lokale Wirkung der Frauen an einem umschriebenen Ort, die damit einhergehende und darüber hinaus reichende Ortsgebundenheit von Vergangenheit und Vorgeschichte, beides sind begriffliche Archive, die in der Gegenwart existierend, die Spuren einer Vorgeschichte in sich tragen.

Betrachten wir Benedikte Nauberts Kunstmärchen nochmals, jetzt aus Sicht dieser beiden Referenzgrößen: Protagonistin und Ort der Handlung. Beate folgt Gerhard von Italien nach Ravensberg und verlagert damit ihren Lebensort. Der neue Ort bestimmt nun ihr Leben, etwa in der Nutzung und Umwidmung des Schlafzimmers, das sie aus überlieferten Gründen nutzen muss, in der Tradition der hier geborenen und verstorbenen Herren und Frauen von Ravensberg.⁶⁶¹ Beate spürt die Andersartigkeit des neuen Lebensraums, doch fehlt ihr der Schlüssel, um die „Haltekräfte der Tradition“ dechiffrieren zu können. Man spürt die implizite Wirkung einer ortsgebundenen Vorgeschichte, die sich Beate vermittelt. Der Einnordung der Person in und an den Ort der Geschichte und seinen lokalen Gesetzen versucht sie sich zu widersetzen (Räume werden gewechselt und modernisiert), doch wird durch den Tod von Beates italienischer Bediensteten

⁶⁶¹ Naubert: Volk, S. 12.

Kamille und Beates erstem (nicht von Gerhard stammenden) Sohn, das Mißfallen der lokalen Kräfte gegenüber ihrem Eindringen in den Ort zum Ausdruck gebracht. Denn dieser beinhaltet auch generationelle Traditionen, die eine Ehe Gerhards mit einer aus dem Lande stammenden Frau vorgesehen hatte. Wie wir in einer Fussnote erfahren, ist es Beates Mann Gerhard, der ihr den Zugang zur Kenntnisnahme der vorgeschichtlichen Einflüsse und Traditionslinien vorenthält. Durch Nennung ihres Geburtsnamens, nach dem er fragt, verschließt sich für sie der Zugang zur Geisterwelt. Die von uns als implizit angesehene, vorgeschichtliche Wirkung des Ortes wird auch und gerade durch die Personen (auch hier zu betonen, der *weiblichen* Geister) des „stillen Volkes“ zur Kenntnis gebracht. Die Bedeutung der Kenntnis um lokale vorgeschichtliche Bezüge wird in der Binnenerzählung des „Stillen Volkes“ illustriert und exemplarisch formuliert. Darin erläutert Mechthild Helene die Bedeutung familiärer Bezüge am Beispiel der Familie von Sickingen. Margarethe von Sickingen widersetzte sich den Heiratsplänen, die ihr Bruder für sie hatte, flieht und kommt mit ihrem Geliebten um. Sie hatte, so erfahren wir, keine Vertrauensperson, die ihr die Traditionen hätte erläutern können und wird Opfer der lokalen traditionellen Gepflogenheiten. Die Symbolik des „stillen Volkes“ als Bewahrer der lokalen Traditionen, wird an den Umbrüchen im sozialen und entwicklungsbiographischen Kontext transparent. Nach dem Untergang der Familie von Sickingen zieht das „stille Volk“ nach Ravensberg als Wahrer der familiären Bezüge in der neu erbauten Burg. Erneut bindet sich die Tradition an einen Ort. Nachdem die Geister zunächst offen auftraten und sichtbar umhergingen, traten sie mit der Zeit immer mehr in den Hintergrund und waren nicht mehr zu sehen. Sind die Traditionen etabliert und bewahrt, treten die Sendboten in den Hintergrund, kommt es allerdings zu Bruchlinien, dann treten sie als Wahrer symbolisch wieder hervor. Die Ankunft Beates in Ravensberg ist als eine solche Bruchlinie, als eine anti-genealogische Entwicklung, anzusehen. Schon in der Zuweisung des Schlafortes, damit letztlich auch des Ortes der Reproduktion, drückt sich dies aus. Nach der Geburt ihres (nicht mit Gerhard gezeugten) Sohnes kam die Altmutter des Geistergeschlechts an die Wiege des Kindes und sprach: „Geh, lächender Knabe, suche bei den Engeln dein Erbteil, da du aus dem Geschlecht der Herrn von Ravensberg, in welches du nicht gehörst, getilgt werden muß.“⁶⁶² Eine weitere Bruchlinie ist die Intention Beates mit ihrer (von Gerhard stammenden) Tochter

⁶⁶² Ebd.,S. 22.

Helene die Burg zu verlassen, auch dies wird im Sinne der ortsständigen Traditionseinflüsse durch das „stille Volk“ verhindert.

Benedikte Naubert sieht die hier als Familientradition dargelegten Haltekräfte sozialer Bezüge aber nicht nur durch externe Einflüsse gefährdet, sondern auch durch die individuelle Entwicklung und Reifung der Protagonisten. Helene, die Tochter von Beate und Gerhard, wird von den Geistern angenommen und zu ihrem Liebling erklärt. In ihrer jugendlichen Unvoreingenommenheit und phantasiebegabt, wie Kinder nun einmal sind, hat Helene einen direkten Kontakt zum „stillen Volk“. Mit dem Einsetzen eines rationaleren Weltverständnisses geht dieser jedoch verloren. Erst die Erzählung ihrer Amme vom Schicksal der Familie von Sickingen bringt ihr dieses Wissen in Erinnerung, das jetzt von ihr mehr kognitiv gewusst, als intuitiv erfasst wird. An diesem Beispiel wird sichtbar, welche impliziten Einflüsse der Vorgeschichte Benedikte Naubert hier zum Ausdruck bringt. Selbst im Status eines rationalen kognitiven Wissens wirken vorgeschichtliche Kräfte, die – nicht mehr bewusst gekannt – die zukünftige Entwicklung gefährden. Bedienen wir uns nochmals des Beispiels der verblassten Tinte in Jean Pauls „Siebenkäs“. Während hier das Dokument verloren ist, kann ein solches Wissen unter anderen Umständen (siehe Narration durch die Amme) wieder sichtbar gemacht werden, so etwa durch das „Auftreten“ der Personen des „stillen Volkes“. In literarischen Texten um 1800 verbirgt sich, so könnte man zunächst einmal postulieren, ein genereller Hinweis auf vorgeschichtliche Wirkungen, einfach schon deshalb, weil diese immer anwesend sind. Sie sind der Grundbass allen Lebens und Erzählens. Ihre Sichtbarkeit allerdings changiert zwischen Symbolen („Das stille Volk“), illustrativen Narrativen (Binnenerzählung von Mechthild im „Stillen Volk“ und von Bertha in „Der blonde Eckbert“) oder analeptischen Erläuterungen (etwa in Eckberts finaler und prämortaler Erkenntnis der inzenstuösen Verbindung zu Bertha oder Mignons Abstammung im „Wilhelm Meister“). Nur wenn man aber weiß, wo man den Fuß aufsetzen kann, findet man die Möglichkeit sich, gestützt auf die Vergangenheit, in die Zukunft abstoßen zu können. Die in dieser Arbeit analysierte Frage nach „Vorgeschichte und Gegenwart in der Literatur um 1800“ betont daher einen umso relevanteren Aspekt des damaligen Lebens: Die literarische (wenn auch verklausulierte, so doch wahrnehmbare) Verbalisierung, dass Zukunft aus einer vorgeschichtlichen Vergangenheit kommt, auch wenn das

Abschütteln gerade der familiären Einflüsse zum Wesen des anti-genealogischen Aufbruchs zu gehören scheint.

Das Konstrukt aus sozialgeschichtlichem Umbruch, ortsgebundener Tradition (und Traditionsbruch) und dem Einfluss auf die persönliche Entwicklung (des in Teilen unwisenden) Protagonisten, zeigt sich auch in Achim von Arnims Erzählung „Die Majoratsherren“⁶⁶³ (1818). Schon zu Beginn eröffnet der Erzähler die Perspektive im analeptischen Rückgriff auf das Vergangene, ja so scheint es, fast schon Verlorene. Ein Kalender, der durchblättert wird, öffnet den Blick in die vorigen Zeiten, verwunschen wie eine „Fabelwelt“, in eine Zeit „geistiger Klarheit“ gegenüber der Gleichförmigkeit der Erzählzeit.⁶⁶⁴ Doch diese Zeiten liegen nicht lange zurück. Illustriert wurde der Kalender durch den 1801 verstorbenen Chodowiecki und so ist es vielmehr ein Ereignis und nicht eine Zeitspanne, die den Unterschied zwischen Jetzt und Früher bewirkt, die „allgemeine Revolution“.⁶⁶⁵ Durch den verschwommenen, durch Geisterseher stimulierten Blick fehlgeleitet, drängten die Individualisten der damaligen Gesellschaft hin zu einer „dämmernden Zukunft“, der Selbstvernichtung entgegen.⁶⁶⁶ Basale menschliche Bedürfnisse, die „Notdurft“⁶⁶⁷, hielt die Menschen jedoch an die Gegenwart der Erde gebunden, geblendet vom Glanz der Zukunft.

„Beachten wir den Reichtum dieser Erscheinungen, so drängt sich die Vermutung auf, als ob jenes Menschengeschlecht sich zu voreilig einer höheren Welt genahet habe, und, geblendet vom Glanze der halbentschleierten, zur dämmernden Zukunft in frevelnder Selbstvernichtung fortgedrängt, durch die Notdurft an die Gegenwart der Erde gebunden werden mußte, die aller Kraft bedarf, und uns in ruhiger Folge jede Anstrengung belohnt.“⁶⁶⁸

⁶⁶³ Arnim: Majoratsherren.

⁶⁶⁴ Ebd., S. 211.

⁶⁶⁵ Ebd., S. 211.

⁶⁶⁶ Ebd., S. 211.

⁶⁶⁷ Ebd., S. 211.

⁶⁶⁸ Ebd., S. 211.

Man mag sich an Goethes Faust erinnern und sein Gipfelstreben, das er, geblendet von der Sonne, abbrechen muss, um sich wieder der Erde zuzuwenden und deren Vielfalt am „farbigen Abglanz“ zu erkennen.⁶⁶⁹ Doch in Arnims Majoratsherren ist die Lebensrealität post hoc „gleichförmig arm“.⁶⁷⁰ Stiftungen, wie das Majoratshaus, waren in dieser Zeit Ausdruck und Element historischer und gesellschaftspolitischer Haltekräfte, die sich vor der Revolution sozialen Änderungen entgegenstellten. Majoratsstiftungen waren in Deutschland seit dem 17. Jahrhundert ein durch ein Rechtsgeschäft definiertes Vermögen, das unteilbar und unveräußerlich ist. Es diente damit der Verstetigung und Zukunftssicherung familiären Besitzes.⁶⁷¹ Die Lehnmajorate werden jedoch während der Französischen Revolution mit Hinweis auf Freiheit und Gleichheit aufgehoben und das Haus kommt in der Erzählung schließlich in den Besitz der Jüdin Vasthi.⁶⁷² Sie setzt dort den „[...] Kredit an die Stelle des Lehnrechts.“⁶⁷³ Doch zuvor werden wir Zeuge des Ringens von Tradition und Zukunft. Das unbewohnte Haus (die Besitzer, Mutter und Sohn, lebten in der Fremde) wurde durch Stiftungsgeld als Symbol einer Tradition seit dreißig Jahren bewahrt. Die Uhren werden aufgezogen, die Zeit steht nicht still. Doch trotz aller Uhren repräsentiert das Majoratshaus einen „Hohlraum in der Zeit“, in einer zunächst noch der Vergangenheit zugewendeten Gegenwart.⁶⁷⁴ Dennoch symbolisiert das Majoratshaus auch die Gründe der Revolution, da sich die wohlhabene Linie der Besitzer diese Symbolpolitik leistet, während die arme Linie mit Neid darauf schaut, beispielhaft ein Cousin der Besitzerfamilie, ein früherer Leutnant. Unbenommen aller politischen Wirren lebt er wie nach einer aufgezogenen Uhr (die ja auch im unbewohnten Majoratshaus weiter tickt), trägt die inzwischen unmodern gewordene Uniform und sammelt zudem Wappen als Ausdruck familiärer Traditionen. Zu diesem Cousin zieht der junge Majoratsherr nach dem Tode seiner (vermeintlichen) Mutter. Durch deren Erzählungen geprägt (die dem Leser zunächst nicht bekannt sind), will er nicht in das Ma-

⁶⁶⁹ Goethe: Faust, S. 206.

⁶⁷⁰ Arnim: Majoratsherren, S. 211.

⁶⁷¹ Ulrike Vedder: Majorate. Erbrecht und Literatur im 19. Jahrhundert. In: Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 91-107., S. 93.

⁶⁷² Ebd., S. 94.

⁶⁷³ Arnim: Majoratsherren, S. 251.

⁶⁷⁴ Vedder: Majorate, S. 101.

joratshaus einziehen. Der junge Majoratsherr artikuliert den übermächtigen Einfluss heidnischer Götter, denen der Mensch kaum gewachsen sei, „[...] der Mensch, der sie sieht, muß noch mehr darauf vorbereitet sein durch jahrelanges Nachdenken, als jene Geister, die ihm erscheinen sollen [...]“⁶⁷⁵ Die Wappensammlung des Leutnants spricht förmlich zum jungen Majoratsherren und drückt die heutige Kleinheit gegenüber vergangener Größe aus.

„Wie die alten Ritter nach ihren Helmen suchen, und sie sind ihnen zu klein, und ihre Wappen sind mottenfräßig, ihre Schilde vom Rost durchlöchert; das bricht zusammen, ich halte es nicht aus.“⁶⁷⁶

Wieder, wie in Benedikte Nauberts „Stillem Volk“, entfaltet der Ort die Wirkmächtigkeit der Tradition. Wieder ist es Hörensagen und damit die Kenntnis um die Bezüge zur Historie, die die jeweilige Person in eine Position bringt, aus der heraus eine Handlung (sinnvoll) gestaltet werden kann. Wieder stehen Geistermächte dazwischen, die sich als Boten der Vergangenheit erweisen. Der Majoratsherr ist durch die Erzählungen seiner Mutter höchst irritiert in seine Heimatstadt zurückgekehrt. In einer Mischung aus Traum und Phantasie, aus persönlichen und biblischen Bezügen bis hin zu Adam, Lisli und Eva spannt sich seine flirrende Irritabilität, die ihm den Mut raubt, sich im wohl ausgestatteten Majoratshaus und damit am Ort der vorgeschichtlichen Tradition, ein Leben einzurichten. In einer kurzen Analepse eröffnet ihm die Hofdame, die er ad hoc als seine leibliche Mutter erkennt, die Geschichte seiner Herkunft: Geboren als ihr Sohn, gemeinsam mit dem alten Majoratsherren gezeugt, wird er dessen Gattin übergeben, um der Familie einen männlichen Nachkommen zu sichern. Die Tochter des Ehepaares indessen, Esther, wird zu einer jüdischen Familie gegeben. Der Leutnant aber, schon damals der Geliebte der Hofdame, tötete den Vater des jungen Majoratsherren im Duell. Die Offenbarung dieser genealogischen Zusammenhänge beeindruckt und beeinflusst den jungen Majoratsherren erstaunlich wenig. Verpflichtet vierundzwanzig Stunden dazu zu schweigen, war er froh darum, keine Entscheidung treffen zu müssen. Dies steht in deutlichem Kontrast zum Beginn der Begegnung mit der Hofdame. Hier wird das War-

⁶⁷⁵ Arnim: Majoratsherren, S. 218.

⁶⁷⁶ Ebd., S. 220.

ten auf das Gespräch im Vorzimmer der Hofdame zum Spielfeld von morbiden Phantasien. In den Blumen meint er „[...] abgelebte Diplomaten heraufhorchen zu sehen.“⁶⁷⁷ Den schwarzen (faustischen) Pudel hielt er „[...] für eine Inkarnation des Teufels.“⁶⁷⁸ Die Klärung der Zusammenhänge, so könnte man sagen, beruhigt eher als die Ungewissheit der mehr phantasierten als gewussten Vorgeschichte. Narrative Klärung verschiebt das Wissen in die Regionen der rationalen Kognition und macht diese damit kontrollierbarer. Auch zeigt sich in den „Majoratsherren“ was im „Demetrius“ und im „Siebenkäs“ beschrieben wird, die Dependenz der gegenwärtigen Ich-Identität von den Einflüssen der Vorgeschichte. Ahnung (Majoratsherren), Irrglaube (Demetrius) und Naivität (Siebenkäs) begünstigen oder befördern die instabile Rolle des Individuums, wenn dieses ohne Wissen um reale vorgeschichtliche Bezüge ist. Wieder ist es ein Tausch der Identitäten oder Rollen, der sich hier abspielt, wie schon in anderen der besprochenen Werke, im Siebenkäs (Leibgeber wird zu Siebenkäs), Wilhelm Meisters Lehrjahre (Augustin tauscht den Beruf mit seinem Bruder), Demetrius (Verurteilter wird als Demetrius „erkannt“) und in den Majoratsherren (Esther und der junge Majoratsherr werden als Kinder vertauscht). Auch im Identitätstausch lassen sich vorgeschichtliche Hinweise ablesen. Die der Zukunft zugewendete Gegenwart bedarf der Variabilität, um den neuen, zukünftigen Anforderungen gewachsen zu sein. Im teils inzestuösen Wahren einer traditionellen Genealogie (siehe Inzestausführungen) liegt das Prinzip, eine Gruppe oder Linie möglichst geschlossen fortzuführen und ihre Werte engmaschig zu vernetzen. Aus der Medizin wissen wir, dass aus dem Inzest eine degenerative Entwicklung erwachsen kann, in der sich Krankheiten und intellektuelle Minderbegabung entwickeln und fortpflanzen und es ist dann zu verstehen, dass eine solche Generationenfolge zu einem Ende kommt. Die Zukunft benötigt aber einen genealogischen Neuanfang, eine neue genetische Mischung, die eine Variabilität der Existenzen hervorbringt, in der die Chance liegt, sich den Herausforderungen der Zukunft als gewachsen zu erweisen. Die Thematik des personellen Tauschs in den literarischen Texten um 1800 kann man somit auch als Statement einer Gegenwart verstehen, die aus der Vorgeschichte kommend, sich neu formiert und den Sprung in die Zukunft wagt. Nicht zuletzt wird dies in der familiären Rekombination am Ende von Kleist Novelle „Das Erdbeben in Chili“ oder im „Hof-

⁶⁷⁷ Ebd., S. 234.

⁶⁷⁸ Ebd., S. 234.

meister“ von Lenz literarisch zum Ausdruck gebracht. Dass die Protagonisten dennoch häufig scheitern oder zu Tode kommen ist dabei, so meine ich, kein Widerspruch.

Vom Ende einer genealogischen Linie und dem Scheitern einer Familiengründung jenseits traditioneller Vorgaben, erzählt auch E.T.A. Hoffmann in der zu den „Nachtstücken“ gehörenden Erzählung „Das Majorat“ (1817).⁶⁷⁹ Die erzählte Geschichte spannt den Bogen von der Entscheidung des Freiherrn Roderich von R. ein Majorat einzurichten und endet mit dem Bericht des Endes und damit des Scheiterns der Familienlinie. Freiherr Roderich lebt auf dem vormals verfallenen Schloss und entscheidet sich nicht für die Fertigstellung des Neubaus eines neuen grossen Schlosses. So wird schon zu Beginn der Erzählung die Engführung der Familientraditionen im Symbol des alten, wenn auch verfallenen Schlosses, zum Ausdruck gebracht. Um diesem Ansinnen eine formale Grundlage zu geben, begündet er ein Majorat. „Um für die Zukunft wenigstens das Haupt der Familie an das Stammhaus zu fesseln, bestimmte er es zu einem Majoratsbesitztum.“⁶⁸⁰ Doch seine Intention bleibt ohne Erfolg. Am Ende der Erzählung besucht der Erzähler Theodor das Schloss und muß erfahren, dass der letzte Majoratsherr, der Enkelsohn des Stifters, ohne Nachkommen blieb und bereits vor 16 Jahren verstarb, womit „[...] das Majorat der Stiftungsurkunde gemäß dem Staate anheimgefallen sei.“⁶⁸¹ Die 1817 publizierte Erzählung verzeitlicht das Scheitern einer auf Traditionen begründeten Familienplanung somit exakt in die gesellschaftlichen Umbrüche der Zeit um 1800 und damit auch in die Zeit des Umbruchs vom 18. zum 19. Jahrhundert.

Freiherr Roderich, der Majoratsbegründer, hatte astrologische Interessen.

⁶⁷⁹ E.T.A. Hoffmann: Das Majorat. In: Ders.: Nachtstücke. Klein Zaches. Prinzessin Brambilla. Werke 1818-1820. Hrsg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen. 2. Aufl. Frankfurt am Main. 2017. S. 199-284.

⁶⁸⁰ Ebd., S. 200.

⁶⁸¹ Ebd., S. 284.

„Auf der höchsten Spitze des Wartturms hatte er ein Kabinett einrichten und mit Fernröhren – mit einem vollständigen astronomischen Apparat versehen lassen [...]“.⁶⁸²

Die Weite des Meeres und die Weite des Himmels sucht er damit ab. Er war somit, so scheint es, ein fernsichtiger Mann, der die Familieninteressen vorausschauend regelte. Wie bei den gesellschaftlichen Umbrüchen der damaligen Zeiten, so werden jedoch auch die Pläne Roderichs unterlaufen. Dabei lassen sich zwei Dynamiken hervorheben, der intrafamiliäre Zwist seiner Söhne Waldemar und Hubert um das Vermögen sowie Waldemars ausscheren aus der Familientradition durch seine heimliche Heirat mit einer Frau, die nicht vom Stande war und mit der er ein Kind (ebenfalls Roderich genannt) hatte. Waldemars Ehe mit Julie von St. Val, kann als versuchter Ausbruch aus der familiären Geschichte mit den vorgeschichtlich verankerten Traditionen verstanden werden. Im zweiten Teil der Erzählung, der analeptischen Binnenerzählung der Familiengeschichte der Freiherren von R., vorgetragen durch den Justitiar und Geschäftsträger V., erfahren wir Näheres. Die Rechte des Sohnes der heimlichen Ehe müssen erstritten werden, doch ist der Familienlinie kein Erfolg beschieden. Roderich (der Jüngere) heiratet Seraphine, die Tochter seines Onkels Hubert und führt damit den Aufbruch ins Neue wieder in die Familiengefilde zurück. Das Konstrukt des „Majorats“ als Rechtsform, die die Familie verbinden und binden sollte, erweist sich letztlich als selbstdestruktiv. Dennoch, in der Artikulation und der Wahrnehmung des Scheiterns liegt auch die Chance einer Erkenntnis, die Hoffmann in der Parallelgeschichte beschreibt. Die Geschichte der Freiherren von R. ist eine Analyse der Deszendenz, während der von seinem Großonkel V. beratene Erzähler Theodor in seiner Entwicklung prosperiert.

Ähnlich der Binnenerzählung in Benedikte Nauberts „Stillem Volk“, in der Helene pädagogisch vom Ende der Familie von Sickingen instruiert wird, um eigene Fehler zu vermeiden, ist es auch in Hoffmanns „Majorat“ der erzieherische Kommentar des Justitiars V., der seinem Grossneffen Theodor Einsichten vermittelt, die diesem in seiner Lebensgestaltung hilfreich sind. Nicht nur kommentiert er dessen Schwärmerei um Seraphine als riskant:

⁶⁸² Ebd., S. 200.

„Wisse, daß dein Beginnen, so harmlos wie es scheint, die entsetzlichsten Folgen haben kann, du stehst in achtlosem Wahnsinn auf dünner Eisdecke, die bricht unter dir ehe du dich es versiehst und du plumpst hinein.“⁶⁸³

In einer langen analeptischen Erzählung, schärft er zudem den Blick seines Großneffen für die historischen Zusammenhänge, die den Freiherren zum Verhängnis wurden. Die Macht des Wissens als Elixier einer neuen Gesellschaftsentwicklung kommt hier zum Ausdruck. Die „gegenwärtige Gegenwart“⁶⁸⁴ ist, so lässt sich daraus ableiten, nicht nur dadurch geprägt, dass die vorgeschichtlichen Einflüsse zertrümmert werden, es ist vielmehr auch hilfreich und notwendig, die Prinzipien des Verfalls zu studieren und die Erkenntnisse für sich nutzbar zu machen. Der exemplarische Blick auf die Schicksale Anderer ist dabei einfacher, als die intrafamiliäre Selbstanalyse, die sich meist in emotionalen Konflikten verstrickt, aus denen eine Lösung kaum gelingt. Auch Seraphine widerfährt dies. Die letzte Baronin von R. stirbt bei einem Schlittenunfall als sie sich vom Diener des Schlosses, dem Mörder ihres Onkels, verfolgt glaubt. So ist Hoffmanns „Majorat“ auch ein Plädoyer für die Literatur und die literarischen Texte selbst, die paradigmatisch die Möglichkeit bieten, den Leser vergleichend für das Leben zu bilden. In Hoffmanns „Majorat“ wird diese Bildung, wie bereits gesagt, anschaulich durch den Verfall der Familie dargestellt sowie erläutert durch die im zweiten Teil erfolgende Darstellung der Familiengeschichte durch den Großonkel V. an seinen Grossneffen Theodor. Doch ist die Trennung der Erzählstränge im ersten und zweiten Teil der Erzählung (chronologischer Bericht des Erzählers und analeptische Binnenerzählung) nicht kategorisch, da die Verliebtheit Theodors in Seraphine bereits im ersten Teil der Erzählung pädagogische Kommentare des Großonkels zur Erziehung des jungen Theodor hervorrufen. Sieht man in der in Traditionen verborgenen Vergangenheit, die die Vielfalt von familiären Verstrickungen und Verletzungen in sich trägt, das Dunkle, dann steht diesem das Helle einer davon losgelösten Zukunft entgegen, ein Kontrast, der in der je eigenen Gegenwart der Protagonisten ausgeführt und wahrgenommen wird. Das Offene, das Helle, eröffnet sich als Prinzip der Lösung vom vorgeschichtlichen Einfluss durch Wissen und Verständnis.

⁶⁸³ Ebd., S. 224.

⁶⁸⁴ Koselleck: Stetigkeit, S. 249.

Hoffmann erörtert dies exemplarisch in der Ankunftsszene des Justitiars und Geschäftsträgers V. und Theodors im Schloss. Während V. Familie und Schloss, sowie die Familiengeschichten kennt und durchaus darin verquickt ist, da er Umstände, die zum Tode des Freiherrn Waldemar führten, nicht umgehend meldete, ist Theodor dort erstmals zu Gast. Die Umstände der Ankunft sind bereits verstörend. Das Schloss liegt verschlossen vor ihnen, „[...] es war, als sei alles ausgestorben, in keinem Fenster ein Licht sichtbar.“⁶⁸⁵ Die traditionelle Geschichte der Freiherren von R. und ihres Schlosses, zeigt an dieser Stelle auch einen Bruch in den Gewohnheiten des Justitiars. Seine Räumlichkeiten, die er bei seinen wiederkehrenden Aufenthalten zur Erledigung juristischer Angelegenheiten im Schloss nutzt, stehen nicht zur Verfügung. Die Decke des daneben liegenden Gerichtssaals war jüngst zu Boden gestürzt und hatte die Nebenzimmer in Mitleidenschaft gezogen. So kam es dazu, dass der Justitiar und Theodor in anderen Räumen untergebracht wurden. Dort stimuliert Theodors Phantasie und Jugend, angeregt durch die Lektüre von Friedrich Schillers „Geisterseher“, seine Ängste, die ihm erst durch den Großonkel genommen werden, der in einer Folgenacht ruhig mit dem „Geist“ umzugehen weiß.⁶⁸⁶ Hierbei hilft ihm das historische Wissen der früheren Vorgänge im Schloss, die er seinem Großneffen vermittelt. So zeigt die Erzählung in einer Parallelführung von Schlossfamilie und externen Gästen den Umgang mit Tradition und Wissen. Freiherr Roderich (der Jüngere) etwa findet keinen rationalen Zugang zu den Überspanntheiten seiner Frau Seraphine, seine Ehe innerhalb der Familienlinie verquickt ihn elementar mit den Haltekräften der Tradition. Theodor hingegen, ebenfalls entflammt für Seraphine, findet zwar keinen eigenen Ausweg aus seinem Affekt für sie, aber er hat in seinem Großonkel einen Berater, der in der Lage ist ihm das Wissen zu vermitteln, welches es ihm ermöglicht, eine Perspektive zu entwickeln. Neben der Verliebtheit eines jungen Mannes zeigt Hoffman gerade in der Jugend Theodors die offene Zukunft, die der Führung durch die Kenntnisse um die vorgeschichtlichen Zusammenhänge bedarf, diese aber auch zu nutzen weiß. Auch der Majoratsherr in Achim von Arnims Erzählung „Die Majoratsherren“ verquickt sich in den Fallstricken der Familiengeschichte

⁶⁸⁵ E.T.A. Hoffmann: Majorat, S. 203.

⁶⁸⁶ Hierzu: Kenneth Negus: The allusions to Schiller's *Der Geisterseher* in E.T.A. Hoffmann's *Das Majorat: Meaning and Background*. In: *The German Quarterly* 32 (4/1959), S. 341-355., S.348: „The new, dangerous sphere of experience is introduced into the story by the allusion to *Der Geisterseher*.“

und seiner Verliebtheit. Auch er fühlt sich zu einer Verwandten hingezogen (zunächst um die Verwandtschaft nicht wissend), doch weder Cousin noch leibliche Mutter geben ihm Führung und Geleit. Die Texte drücken aus, dass die Vorgeschichte die Menschen nicht frei gibt, wenn sie nicht dazu ermächtigt werden sich wissend zu lösen und ihren eigenen Weg zu gehen. Das Majorat zwingt die Familienmitglieder, ihre Rollen gemäß der Tradition einzunehmen. Es zwingt sie schicksalhaft in eine „[...] Wiederkehr des Gleichen [...]“⁶⁸⁷, in Haltekräfte der Tradition, die eben keine zukunftsorientierte Entwicklung aus der Gegenwart des Einzelnen ermöglichen. So war Roderichs Entscheidung ein Majorat einzurichten denn auch letztlich keine weitsichtige Entscheidung, ganz im Gegenteil. Der prosperierende Theodor resümiert am Ende:

„Armer alter, kurzsichtiger Roderich! Welche böse Macht beschworst du herauf, die den Stamm, den du mit fester Wurzel für die Ewigkeit zu pflanzen gedachtest, im ersten Aufkeimen zu Tode vergiftete.“⁶⁸⁸

Doch jenseits des Endes familiärer Linien, ist es der *Ort*, der das Wissen der Vergangenheit in sich trägt und bewahrt. Das Schloss war, so erfährt Theodor am Ende, zum Teil abgebrochen worden, um mit den Steinen einen Leuchtturm zu bauen, wie es der Freiherr Roderich bestimmt hatte. Dieser hatte einen engen Bezug zur See, auf die er mit seinem Fernrohr hinaus sah. So könnte der Leuchtturm als Signal für die verlorenen Seelen verstanden werden, der diesen, wie sonst den Schiffbrüchigen, nach Hause leuchtet, und ganz versiegt ist die genealogische Stimme ja weiterhin nicht. Der Spuk geht noch im Schloss umher und wird bei hellem Licht, in Vollmondnächten, oft vernommen. So liegt im Stein verborgen, was künftig auch zu wecken ist, der Mythos eines vergangenen Geschlechts. Dies verweist uns auf den Beginn der Erzählung, in der das einst verwaiste Schloss vom Freiherrn Roderich erneut saniert und mit neuem Leben erfüllt wurde. Die Wiederkehr des Gleichen ist, solange Symbole stehen, nur schwerlich zu beenden. Der gedemütigte Diener Daniel, der Möder des Freiherrn Waldemar, der tief in die intrafamiliären Wirren verquickt war, tritt als Nachtwandler bei Vollmond in Er-

⁶⁸⁷ Christian Begemann: Das Majorat (1817). In: Christine Lubkoll / Harald Neumeyer (Hrsg.): E.T.A. Hoffmann Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart 2015. S. 64-66.

⁶⁸⁸ E.T.A. Hoffmann: Majorat, S. 284.

scheinung und klingt am Ende der Erzählung als Wiedergänger nach, da dessen „[...] grauenvolle Klagelaute (sich) in dem Gestein hören ließen.“⁶⁸⁹ Das anti-genealogische Prinzip, das Peter Sloterdijk als Ausgangspunkt monströser Unikate ansieht, kann das Labor eines positiven Entwicklungssprungs sein. Ich möchte sagen, muss es sein.

Wie schwer es ist, sich von den *familiären* Bezügen zu trennen, haben gerade die Majoratserzählungen von Achim von Arnim und E.T.A. Hoffmann gezeigt. Doch in einigen der besprochenen Texte geht es auch darum, sich aus den *biblischen Urbezügen* zu lösen. Dies zeigen biblische Verweise etwa in Lenz' „Zerbin“, in Arnims „Majoratsherren“ oder in Jean Pauls „Siebenkäs“. Was ich damit sagen will: Die literarischen Texte zeigen den vorgeschichtlichen Einfluss auch in diesem Kampf, dem Kampf um ein Entwicklungsprinzip, das Schelling noch in Bahnen göttlicher Vorgaben gebunden sieht, was sich aber befreit aus diesen Fesseln. So sind die Wirren persönlicher Identitäten selbst Folge und Ausdruck einer verlorenen Vorgeschichte, doch dem Mangel persönlicher Rollen und Bezüge wohnt die Sprengkraft inne, Gegenwart und Zukunft herbei zu zwingen. Doch mehr als dies, bezieht sich die ungesicherte Gegenwärtigkeit nicht nur auf das Individuum selbst, auch weitere Kontexte sind davon betroffen, die finanzielle Absicherung im „Siebenkäs“ etwa oder die Stabilität eines ganzen Staates im „Demetrius“. Die ungesicherte Gegenwärtigkeit des Einzelnen zieht Kreise und verweist auf die sozialen Bezüge menschlicher Lebenswelten und auf die Lösung des Individuums aus seinen vorgeschichtlichen Bezügen.

Auch der junge Majoratsherr in Arnims Novelle sieht sich dem Einfluss seiner Umwelt ausgesetzt. Kaum zu Hause, nach dem Besuch der Hofdame, konnte er sich nicht fassen, denn „[...] eine neue Veranlassung zur tiefsten Beunruhigung seines Gemüts mußte er dort vorfinden.“⁶⁹⁰ Die mit ihm familiär verbundene Esther wird von ihrem verwaorlosten Verlobten aufgesucht, den sie zu heiraten gedenkt. Dieser gerät in Unruhe wegen der Rolle von Esthers Ziehmutter, die er als „Todesengel“ wahrnimmt. Es spielen sich in Esthers Leben besondere Ereignisse ab, wilde Feste und Maskeraden, immer wieder eingeleitet durch einen Schuß, den der junge Majoratsherr hört. Auch dies erklärt sich

⁶⁸⁹ Ebd., S. 284.

⁶⁹⁰ Arnim: Majoratsherren, S. 236.

durch eine kurze Analepse, in der der Leutnant seinem Cousin von einer Liebe Esthers erzählt, die durch den Suizid des Geliebten endete, der bedrängt wurde von Esthers Ziehmutter und dem der Leutnant (spaßhaft, wie er meint) riet, sich zu töten. Zur Stunde des Suizids erklingt täglich ein Schuss und die „Toten tanzen Hand in Hand“, wie Oscar Wilde sagen würde.⁶⁹¹ Das Schicksal nimmt seinen Lauf. Esther wird aus niederen, pekuniären Motiven von ihrer Ziehmutter getötet, der junge Majoratsherr folgt ihr in den Tod. Das Geld regiert von nun an die Welt, Kredite lösen die Lehnsmajorate, die Traditionen, ab.

Aber alles steht in tiefer biblischer Tradition. Esther stirbt unter dem Bild von Adam und Eva, die ebenso für eine Sünde gestraft worden waren. Hiermit erhebt sich die Vorgeschichte der Erzählung weit über die Revolutionszeiten hinaus und wird zum Abbild der ersten menschlichen Geschichte von Adam, Lilis und Eva, wie auch Zerbin sein Verhalten letztlich auf die animalische Triebfeder des Verhaltens von Adam und Eva berief und damit zu legitimieren suchte. Die scheue Lilis, Partnerin des Adam, wandelte sich zum Todesengel als Gott den Lüsten Adams nachgab und ihm aus seiner Rippe eine zweite Frau, Eva, schuf. Lilis bedroht seither die Menschen mit dem Tod. So liest es bei Arnim der junge Majoratsherr in seinem Zimmer und so erfüllt sich sein Leben im Tod durch die bitteren Todeströpfen. Die funktionelle Bedeutung der lebhaften Phantasien des jungen Majoratsherrn sowie diejenigen Esthers, hebt Achim von Arnim in einem kursiv gesetzten Text hervor, in der die Phantasie ein Wegweiser in die Zukunft ist, eine Zukunft allerdings, jenseits irdischer Existenz. Als Esthers Seele mit dem To-

⁶⁹¹ Oscar Wilde: The Harlot's House. URL: <http://www.victorianweb.org>. (abgerufen am 16.12.2019).

„[...] Like wire-pulled automatons,
Slim silhouetted skeletons
Went sidling through the slow quadrille,

Then took each other by the hand,
And danced a stately saraband;
Their laughter echoed thin and shrill. [...]“

desengel in den Himmel entschwindet, erscheint eine höhere Welt, die nur der Phantasie erkenntlich wird, „[...] *in der Phantasie, die zwischen beiden Welten als Vermittlerin steht* [...]“.⁶⁹²

Der Bruch der genealogischen Traditionen in Benedikte Nauberts „Das stille Volk“ und in Achim von Arnims „Die Majoratsherren“ führt uns noch einmal zurück zu Peter Sloterdijk und seinem Buch „Die schrecklichen Kinder der Neuzeit“⁶⁹³, in dem er einen Bruch mit der Tradition, ein anti-genealogisches Prinzip der Neuzeit, postuliert. Er begründet dies mit dem Verlust kultureller Automatismen, die das Wissen innerhalb der Generationen weiter geben. Als Initiator einer solchen Entwicklung sieht er die Geschwindigkeit der Änderung der Lebenswelten, verbunden mit einem Autoritätsverlust der Älteren. Die Loslösung der Jugend von den Alten, so Sloterdijk, hat auch mit der Wahrnehmung zu tun, dass die Werte der Vorgeneration als inhaltlich hohle Komödie wahrgenommen werden. So will man nicht mehr sein. Im Streben nach Individualität liegt, so Sloterdijk, die Basis für das Monströse, da der individuelle Abgleich an der Tradition ausbleibt. Die gesellschaftliche Sozialisation, gerade des 19. Jahrhunderts, allein, genügt nicht, um die übertriebene Individualentwicklung zu verhindern, der Verlust familiärer Traditionen wiegt schwerer.⁶⁹⁴ Daraus ergibt sich, dass gerade die genealogischen Bezüge persistierende Haltekräfte entfalten, die, bei allem Umbruch, das Ausufernde der menschlichen Freiheitsgrade begrenzen. Das Böse als Lebensrealität, so hatte Schelling postuliert, bestimmt die menschlichen Freiheitsgrade, es verweist aber auch auf die Gefahren der Lebensentwicklung an sich. Doch nicht allein die familiären Bezüge erweisen sich als Haltekräfte, auch übergeordnete Kontexte wie das biblische Narrativ und die Institution der Kirche sind eine soziale Klammer, aus der heraus ein Loslösen schwerlich möglich ist. Wie in Achim von Arnims „Majoratsherren“ sind die Einflüsse religiös geprägter, gesellschaftlicher Bindungen auch in Heinrich von Kleists Erzählung „Das Erdbeben in Chili“ dargestellt.⁶⁹⁵ Die Wucht mit der die kirchliche Tra-

⁶⁹² Arnim: Majoratsherren. S. 246.

⁶⁹³ Sloterdijk: Neuzeit.

⁶⁹⁴ Peter Sloterdijk / Michael Hesse: Vom Menschen zum Monstrum. Interview. Frankfurter Rundschau 18.9.2014. URL: <https://www.fr.de/kultur/menschen-monstrum-11257919.html> (abgerufen am: 3.11.2019).

⁶⁹⁵ Kleist: Erdbeben.

dition und „Rechtssprechung“ gegen die Protagonisten gerichtet wird, die sich nach dem Erdbeben eine friedvolle Zukunft erhoffen, deutet an, dass es der Kraft schrecklicher (und nicht hoffnungsvoll sanfter) „Kinder der Neuzeit“ bedarf, um sich aus der Klammer der Tradition zu lösen. Erdbeben und Revolution setzen im 18. Jahrhundert eine Zäsur, auf deren Boden sich der Einzelne seine Zukunft erstreitet, auch wenn er dafür als Monster daher kommen muss. Ohne dessen Kraft, so lehrt das „Erdbeben in Chili“, implodiert der Traum der Helden.

Suchen wir den zaghaften Moment der Hoffnung in Kleists Erzählung auf, so wird das Wiederfinden der beiden Liebenden nach dem Erdbeben mit biblischen Metaphern beschrieben: „[...] und rief: O Mutter Gottes, du Heilige! und erkannte Josephen [...].“⁶⁹⁶ Im Begriff um seine Seele zu beten fand Josephe Jeronimo wieder und die Stelle war „[...] als ob es das Tal von Eden gewesen wäre.“⁶⁹⁷ An einem Granatapfelbaum voller duftender Früchte ließen sie sich nieder, in einer Trinität von Mutter, Vater und Kind, dabei (nota bene) begleitet vom „wollüstigen“ Lied einer Nachtigall.⁶⁹⁸ Auf dem mythischen und christlichen Symbolgehalt des Textes verweist Claudia Liebrand:⁶⁹⁹ Persephone pflückt im Mythos einen Granatapfel und darf daher die Unterwelt nicht verlassen. Die Zeugung des Kindes im Klostergarten verweist auf den hortus conclusus der Marien Allegorie des Mittelalters. Die Geburt des Kindes an Fronleichnam kontrastiert zur Hostie und dem Geheimnis der Transsubstantiation. Im intendierten Reiseziel „La Conception“ verbirgt sich ein Bezug zur unbefleckten Empfängnis, der *conceptio immaculata*.

Josephe und Jeronimo dachten also daran nach La Conception zu reisen, zu Freunden und Verwandten. Am nächsten Morgen erfährt ihr Zustand dann einen oneiroiden Charakter,

⁶⁹⁶ Ebd., S. 187.

⁶⁹⁷ Ebd., S. 189.

⁶⁹⁸ Ebd., S. 189.

⁶⁹⁹ Claudia Liebrand: Das Erdbeben in Chili. In: Ingo Breuer (Hrsg.): Kleist Handbuch. Leben-Werk-Wirkung (Sonderausgabe). Stuttgart / Weimar 2013. S. 117.

„[...] so wußten sie nicht, was sie von der Vergangenheit denken sollten, vom Richtplatze, von dem Gefängnisse, und der Glocke; und ob sie bloß davon geträumt hätten?“⁷⁰⁰

Obwohl die Mönche bald nach dem Erdbeben das Ende der Welt verkünden, macht sich unter den Menschen eine Rührung breit, die im Entschluß von Jerome und Jeronimo mündet, den Vizekönig um Versöhnung zu bitten, allerdings mit verbleibender Skepsis und daher doch lieber später vom sicheren Hafen in La Conception aus. Eine emotionale Stimmung bringt sie dazu mit Don Fernando und den vielen anderen Menschen zum Gottesdienst in die Kirche zu gehen. Die alten Reflexe greifen.

„Josephe äußerte, indem sie mit einiger Begeisterung sogleich aufstand, daß sie den Drang, ihr Antlitz vor dem Schöpfer in den Staub zu legen, niemals lebhafter empfunden habe, als eben jetzt, wo er seine unbegreifliche und erhabene Macht so entwickle.“⁷⁰¹

Es ist der entscheidende Fehler im Moment einer Gegenwart, die an einen paradisi-schen Naturzustand erinnert und der nicht mit der Konsequenz einer sich die Zukunft erstreitenden Handlungsinitiative begegnet wird. Dieses emotionalisierte Handeln erinnert an Berthas Entscheidung in Ludwig Tiecks „Der blonde Eckbert“ in Walthers Anwesenheit ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Emotionen im Momentum einer individuellen Gegenwart gefährden den Protagonisten, schwächen seine Abwehr gegen zu Überwindendes und setzen ihn den Halte- (und Vernichtungs-) kräften der ungeklärten (paradoxen) Vorgeschichte aus. Doch überdenkt man die hier besprochenen literari-schen Texte, dann erzählen viele vom Scheitern in der Gegenwart, vom Scheitern an den persistierenden Wirkungen der ungewussten Vorgeschichte, meint, der individuel-len wie gesellschaftlichen unreflektierten Vergangenheit und Tradition.⁷⁰²

⁷⁰⁰ Ebd., S. 191.

⁷⁰¹ Ebd., S. 194.

⁷⁰² Hierzu Georg Stanitzek: Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahr-hundert. Tübingen 1989., S. VII: Blödigkeit, so Stanitzek, sei „[...] letztlich nur eine Art Zögern des Individuums vor dem Eintritt in die Moderne [...].“ Und Ebd., S. 6:

Was heißt dies aber für den Zeitenstrom von Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft? Der schwachen Gegenwart steht eine starke Vorgeschichte entgegen, eine Vergangenheit mit langem Arm. Doch, die Zukunft bedarf der Gegenwart, da nur aus dieser heraus sich Neues entwickeln kann. Ähnlich biologisch reproduktiven Prinzipien sind es Einzelne, die in der Lage sind sich zu lösen, voraus zu greifen in die Zukunft, um diese zu gestalten. Doch das ist viel, denn einer zieht die Anderen und bildet eine neue Weltsicht, die dann die Realität sein wird. So ist es die Verschmelzung einer Eizelle mit *einem* Spermium aus Millionen, die das bewirkt, was mathematisch unplausibel ist, dass eins und eins nicht zwei, doch drei ergibt. Sexualität und Verliebtheit als Impulsgeber der Reproduktion sind aber auch der Stimulus eines Auf- und Umbruchs. Die geschichtstheoretischen und gesellschaftlichen Eruptionen, die das historische, meist biblische Narrativ der irdischen Vorgeschichte in Frage stellen und das Individuum in seiner Eigenwahrnehmung in den Mittelpunkt, sagen wir in seine Gegenwart, rücken, lassen sich parallelisieren zum sexuellen Erwachen der Menschen in Zeiten der Pubertät. Die hormonell getriggerte Änderung der Weltwahrnehmung lässt die Einordnung in traditionelle Werte vergessen. Bekanntermaßen ungestüm ist das soziale Verhalten der Menschen in dieser Lebensphase. So durchbrechen Donna Josephe und Jeronimo Rugera zu Beginn des „Erdbeben in Chili“ nicht allein die Konventionen der Distanz zwischen Lehrer und Schülerin aus gutem Hause, selbst im Klostergarten finden sie zueinander und machen diesen zum Schauplatz ihres „vollen Glücks“.⁷⁰³ Die Niederkunft Josephes, just am Fronleichnamtag auf den Stufen der Katherdrale, betont die Gegenwart des christlichen Glaubens, der Gegenwart Christi im Sakrament, just an dem Tag, an dem das Neue, das Kind der Verliebten, geboren wird. In diesem Bild überlagern sich in der gegenwärtigen Gegenwart des Fronleichnamtags die Wirkkräfte der vorgeschichtlichen Tradition und

„»Blödigkeit« gerät als Element der auf Interaktion und Personenbeschreibung bezogenen Semantik in der ständischen Gesellschaft mit dieser im 18. Jahrhundert in Bewegung. Die Probleme, welche sich dem menschlichen Individuum stellen, das sein Leben nicht mehr als von ständisch festliegenden Laufbahnen reguliert begreifen kann (oder will) und statt dessen auf „Selbstbestimmung“ unter kontingenten Bedingungen verwiesen ist, werden von den Betroffenen selbst als solche des Blöden begriffen und diskutiert.“

⁷⁰³ Liebrand: Erdbeben, S. 182.

des im neu geborenen Kind gefundenen Ausdrucks eines davon losgelösten Miteinander zweier Menschen.

Die emotionalisierte Legitimation der individuellen Gegenwart vermag sich, wie gesagt, den Einflüssen der „Haltekräfte der Vergangenheit“ nicht zu entziehen, nicht in Heinrich von Kleists „Erdbeben in Chili“, nicht in „Zerbin“, nicht im „Hofmeister“ von Lenz. In Benedikte Nauberts „Stillem Volk“ wird die Gefährdung in dieser Zeit noch spezifischer betont. Mit der Pubertät verliert Helene das Wissen um traditionelle Bezüge (i.e., die Hausgeister) und gerät damit in die Gefahr eines unbedachten Verhaltens, wie ihr dies exemplarisch am Schicksal der Familie von Sickingen erläutert wird. Lässt sich Pubertät als neu formierte Gegenwart lesen, die der Kindheit als ihrer Vorgeschichte und auf die das Erwachsenenalter als Zukunft folgt, dann zeigen die Texte die Fragilität dieser von Emotionen geleiteten Lebensspanne, in der die Selbstwahrnehmung mehr dominiert als zu anderen Phasen des Lebens und eine verborgene Vorgeschichte wirksam werden kann, bevor es gelingt, sich daraus und davon zu lösen.

Should I, after tea and cake und ices,
Have the strength to force the moment to its crisis?⁷⁰⁴

⁷⁰⁴ T.S. Eliot: The Love Song of J. Alfred Prufrock. In: Ders.: Gesammelte Gedichte 1909-1962. Frankfurt am Main 1988. S. 6-15., S. 10.

11. Wiederholung und Vergegenwärtigung

Die erzählende Literatur um 1800 bezieht sich kommentierend und gestaltend auf die grundlegende Situation des neuen Weltverständnisses, auf soziale, genealogische und geschichtstheoretische Umbrüche. Die Frage nach dem Woher und Wohin ist hierbei virulent, gerade auch zur Neuausrichtung der Menschen in einer an der Zukunft orientierten „gegenwärtigen Gegenwart“⁷⁰⁵ und der (versuchten) Befreiung aus den Haltekräften der Tradition. Dabei überlappen und befruchten sich Lebenswissen und naturwissenschaftliches Wissen, die sich zunehmend im Narrativ einer Entwicklungs- und Fortschrittsgeschichte literarisch abbilden, etwa im Bildungsroman. Die bislang eher horizontalen, räumlich orientierten Konzepte der Wahrnehmung der Welt, werden abgelöst von der Frage nach der „Zeitlichkeit des Lebens“, dem Diskurs um Genealogie und Taxonomie. Gründungs- und Begründungslogiken werden „erfunden“, ebenso Logiken zu Identität, Differenz und Ordnungsstrategien.⁷⁰⁶ Vieles ist in einer solchen Zeit noch im Ungewissen und macht sich in den Irritationen der neuen, der modernen Menschen bemerkbar, einer Irritation, die auch in den literarischen Texten verhandelt wird. Diese erheben zunehmend den Anspruch, ein natürliches Abbild des Lebens zu sein, sie sind „Archive der Zeit“, in denen auch Verborgenes zur (sublimen) Artikulation kommt. Die Verzeitlichung von Natur und literarischen Texten verkantet sich zum „Aggregatzustand des Lebenswissens.“⁷⁰⁷

„Vorgeschichte“ und „Gegenwart“ wiederum durchwirken sich vielfältig, ohne Vorgeschichte keine Gegenwart, ohne Gegenwart aber auch keine Vorgeschichte, die ansonsten allein Geschichte bliebe. „Gegenwart“, so deutet sich an, inkorporiert „Vorgeschichte“, da das Sosein aus dem Gewesenen entspringt, bewusst oder ungewusst oder unbewusst. Die „Gegenwart“, die sich vordergründig so aktiv und an der Zukunft orientiert

⁷⁰⁵ Koselleck: Stetigkeit, S. 249.

⁷⁰⁶ Sophie Witt: Genealogie der Gattung: »Szenische Methode« in Johann Wolfgang von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und Henry James' *The Golden Bowl*. In: Benjamin Brückner / Judith Preiß / Peter Schnyder (Hrsg.): *Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert*. Freiburg i.Br. / Berlin / Wien 2016. S. 203-222., S. 203.

⁷⁰⁷ Ebd., S. 204.

zeigt, denkt immer eine Vorgeschichte mit und wird damit selbst zum begrifflichen Ausdruck des Zeitempfindens.

Wie, so soll abschließend überdacht werden, wird diese Zeitlichkeit literarisch dargestellt, und warum gerade in der Zeit um 1800. Gibt es vielleicht darüber hinaus übergeordnete, den Menschen per se innewohnende Kontexte, die mitzudenken sind?

Zu fragen ist also im Folgenden:

1. Wie verschränken sich „Vorgeschichte und Gegenwart“ in den literarischen Texten?
2. Mit welchen Mitteln und in welcher Form werden „Vorgeschichte und Gegenwart“ in literarischen Texten um 1800 dargestellt? *Im Exkurs:* Welche Rolle kommt dem Autor literarischer Texte dabei zu?
3. Welche gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Bedingungen machen gerade das späte 18. Jahrhundert zu einer Zeit, in der in Europa „Gegenwart“ thematisiert, artikuliert sowie grammatikalisch formuliert und damit fixiert wird? *Im Exkurs:* Welche Konzepte sozialer Gedächtnisfunktionen tragen zum Verständnis der Differenzierung zwischen „Vergangenheit“ und „Vorgeschichte“ bei?

Die so aufgeworfenen Fragen sollen im Miteinander der Bezüge dargestellt werden, wobei stellenweise Schwerpunkte thematisch hervorgehoben werden. Zunächst aber soll ausgeführt werden, in welchen Dimensionen „Gegenwart“ und „Vorgeschichte“ zu verstehen sind.

11.1. Gegenwart

Der (letztlich dann auch lexikalisch verankerte) Begriff „Gegenwart“ erwächst Mitte des 18. Jahrhunderts aus der zeitgeschichtlich begründeten Wahrnehmung, dass der Ablauf der Zeit nicht dem großen Narrativ einer Ewigkeitsvorstellung folgt, die eine vorgegebene Richtschnur beinhaltet. Für die damit einsetzende „Zeitenwende“, die der Formulierung des Gegenwartsbegriffs zugrunde liegt, wird im Zeitverständnis Richard und Gertrud Koebners die Metapher der „Wellen“ verwendet, meinend, dass „Veränderung und Kontinuität“ Faktoren in der Entwicklung, hin zum Gegenwärtigen sind.⁷⁰⁸ Soziale Entwicklungen und die Geschichtsanalyse zeigen zudem an, dass sich aus der „Gegenwart“ durch individuelle Entscheidungen der Menschen eine dynamische, auf die Zukunft gerichtete Vielfalt entwickelt. Die damals einsetzende *neue* Zeit, wird als *moderne* Zeit verstanden, eine Zeit, die sich vom Lebensverständnis der Vergangenheit gelöst hat.⁷⁰⁹ Den menschlichen Beitrag hierzu benennt Giambattista Vico (1725), in-

⁷⁰⁸ Peter Tietze: »Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit«. Richard Koebners und Reinhart Kosellecks historische Semantikforschungen zwischen Historismus und *Posthistoire*. In: Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte 5 (2/2016), S. 6-22., S. 15.

⁷⁰⁹ Richard Koebner: Wortbedeutungsforschung und Geschichtsschreibung. In: Ders.: Geschichte, Geschichtsbewußtsein und Zeitenwende. Vorträge und Schriften aus dem Nachlaß. Hrsg. vom Institut für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv in Zusammenarbeit mit dem Richard-Koebner-Lehrstuhl für Deutsche Geschichte and der Hebräischen Universität Jerusalem und H.D. Schmidt, London. Gerlingen 1990. S. 260-274., S. 271. Siehe auch: Ebd., S. 272: „Seit ungefähr 1750 hat gesellschaftlicher und geistiger Wandel mehr mit sich gebracht als eine bloße Revision von Loyalitäten und Traditionen. Er bedeutet mehr als die Solidaritätserklärung mit einer gemeinsamen Sache, egal ob sie von einer Obrigkeit oder dem Volk oder im Namen einer Religion oder der Humanität proklamiert und vertreten wurde. Alle diese lassen sich mehr oder minder klar mit einer ganz neuen gemeinsamen Sache in Zusammenhang bringen, die die Forderung der Zeit, das dringliche Bedürfnis der Gegenwart darstellt. Einzelne Individuen sehen sich gezwungen oder werden dazu bewogen, an den großen Kämpfen der Zeit, in die sie hineingeboren sind, teilzunehmen und sich mit einer der Parteien zu identifizieren. Eine neue Art der Loyalität kommt auf, das Bekenntnis zum geschichtlichen Moment, in dem wir leben.“

dem er formuliert: „Der Mensch macht die Geschichte“, Peter Sloterdijk fügt hinzu: Die Neuzeit gebiert Monster, die sich nicht mehr von den Werten traditioneller und sozialer Bezüge leiten lassen.

Jean Paul, der sich mit der Epigenesis und der sich daraus ergebenden Erklärung der Variabilität der Schöpfung beschäftigt hatte, verhandelt dieses Zeit-Interesse literarisch in der Satire „Dr. Katzenbergers Badereise“ (1809).⁷¹⁰ Zweck der Reise des „ausübenden Arztes und anatomischen Professors“ Katzenberger und seiner Tochter Theoda ist dabei nicht etwa eine Kur in Bad Maulbronn, sondern der Wunsch, den dort tätigen Brunnenarzt Strykius „beträchtlich auszuprügeln“⁷¹¹, da dieser in Rezensionen Katzenbergers Hauptwerke geschmäht hatte, darunter seine Arbeit „Über die Mißgeburten“, denn wie auch der Hallenser Ordinarius für Anatomie Johann Friedrich Meckel, führt Katzenberger ein „Mißgeburtenkabinette“.⁷¹² Auf seiner Reise nach Bad Maulbronn erwirbt Katzenberger von einem Wirt Sömmerrings „Abbildungen und Beschreibungen einiger Mißgeburten, die sich ehemals auf dem anatomischen Theater zu Kassel befanden. Fol. Mainz 1791“ und kommt zu grundsätzlichen Aussagen über deren genealogische Bedeutung.⁷¹³ Ausdrücklich sieht er Missgeburten nicht als „widernatürlich“ an, ihre Existenz selbst bestätigt ihre grundsätzliche Natürlichkeit. „Organische Mißteile oder Überteile“, so konkludiert Katzenberger, sind in jedem Menschen die Grundlage für die Begrenzung ewigen Lebens.⁷¹⁴ Das Leben im Hier und Jetzt basiere auf „ewigen Gesetzen“, die sich in der (oder gar zu der) Gegenwart komprimieren und zum Archiv des Vorausgegangenen werden. „Alles Leben, auch nur *einer* Minute, hat ewige Gesetze

⁷¹⁰ Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise. Frankfurt am Main 1990.

⁷¹¹ Ebd., S. 12.

⁷¹² Ebd., S. 12-13. Hierzu der Hinweis: Jean Paul und Meckel haben sich gegenseitig Widmungen zugeeignet (z.B. Katzenberger, 2. Auflage). Sowie Maximilian Bergengruen: Missgeburten. Vivisektionen des Humors in Jean Pauls *Dr. Katzenbergers Badereise*. In: Jürgen Helm / Karin Stukenbrock: Anatomie. Sektionen einer medizinischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Wiesbaden 2003. S. 271-291., S. 278: Bergengruen verweist ebenso auf Meckels Hinweise zum „Katzenberger“ und Jean Pauls Verweise auf Anatomen im „Katzenberger“.

⁷¹³ Jean Paul: Katzenberger, S. 61.

⁷¹⁴ Ebd., S. 62.

hinter sich [...]“⁷¹⁵ und post hoc lasse sich aus Mißgeburten mehr über die vorge-schichtlichen Einflüsse ableiten, als aus dem „Alltagvieh“⁷¹⁶.

Nicht umsonst erwirbt Katzenberger gerade Sömmerrings „Abbildungen und Beschrei-bungen einiger Mißgeburten, die sich ehemals auf dem anatomischen Theater zu Kassel befanden. Fol. Mainz 1791“. Samuel Thomas Sömmerring (1755-1830) hatte sich ins-besondere mit der Embryologie beschäftigt und schwankte in seiner fachlichen Ein-schätzung der Abstammungslehre zwischen dem die Präformationslehre vertretenden Albrecht von Haller und den Epigenetikern Caspar Friedrich Wolff und (seinem Lehrer) Johann Friedrich Blumenbach.⁷¹⁷ Sömmerring erarbeitete eine systemische Ordnung der Missbildungen, was er auch in der Titelvignette seines Buches zeigt (Reihung zephaler Fehlbildungen).⁷¹⁸ So greift der Erzähler im „Katzenberger“ denn auch Soemmerrings Ordnungsprinzip der Natur auf:

„Ich weiß nicht, haben Sie meine monstris epistola gelesen oder nicht; in-zwischen habe ich darin ohne Bedenken die allgemeingültige Gleichgültig-keit gegen echte Mißgeburten gerügt und es frei herausgesagt, wie man We-sen vernachlässigt, die uns am ersten die organischen Baugesetze eben durch ihre Abweichungen gotischer Bauart lehren können. Gerade die Weise, wie die Natur zufällige Durchkreuzungen und Aufgaben (z.B. zweier Leiber mit *einem* Kopfe) doch organisch aufzulösen weiß, dies belehrt. Sagen Sie mir nicht, daß Mißgeburten nicht bestehen, als widernatürlich; jede mußte ein-mal natürlich sein, sonst hätte sie nicht bis zum Leben und Erscheinen be-standen; und wissen wir denn, welche versteckte organische Mißteile und

⁷¹⁵ Ebd., S. 62.

⁷¹⁶ Ebd., S. 62.

⁷¹⁷ Ulrike Enke: Vom Präparat zur Bilderfolge. Die Visualisierung der Regelmäßigkeit im Werk Samuel Thomas Soemmerrings. In: Rüdiger Schultka / Josef N. Neumann (Hrsg.) unter Mitarbeit von Susanne Weidemann: Anatomie und Anatomische Samm-lungen im 18. Jahrhundert. Anlässlich der 250. Wiederkehr des Geburtstages von Phi-lipp Friedrich Theodor Meckel (1755-1803). Berlin 2007. S. 251-268., S. 253.

⁷¹⁸ Ebd., S. 257-258.

Überteile eben auch Ihrem oder meinem Bestehen zuletzt die Ewigkeit nehmen?“⁷¹⁹

Die Kraft der Neuschöpfung weist Jean Paul den Missgeburten zu und kennzeichnet sie als Unikat, als Sonderform, als Perle menschlicher Entwicklung, damit vergleichbar dem Genie, dem Impulsgeber für zukünftige Entwicklungen.

„Wer kann denn aber eine Mißgeburt, die sich so wenig wie ein Genie fortpflanzt – denn sie ist selber ein körperliches, eine Einzigperle – nicht einmal ein Sonntagskind, sondern ein Schalltagkind – ersetzen [...]“⁷²⁰

Doch die Einzigartigkeit solcher Entwicklungen, die im Moment der Geburt sichtbar werden, lässt sich nicht erzwingen, das Genie, die Missgeburt, geht nur aus „mehreren föderativen Staatkörperchen“⁷²¹ hervor. So hatte Katzenberger gehofft eine missgebildete Tochter zu haben, indem er nichts dafür tat, seine schwangere Frau von Schrecken und Schreckenswesen fern zu halten, obwohl die Angst vor „Zerrgeburten“, gemäß Lavater, die Missgeburtenrate fördern sollte.⁷²² Allerdings, es war umsonst.

Mit der Formulierung der Epigenesis war das Verständnis um die Herkunft des Individuums in der damaligen Zeit zunächst unklarer geworden. Dies spiegelte sich gerade auch in der Diskussion um die Genese von Monstren, etwa im akademischen Streit zwischen Lemery und Winslow in den 1730er Jahren. Sie stritten darum, ob die Herkunft der Monstren im Keim angelegt oder Folge einer späteren Schädigung des Keimes war.⁷²³ Die bislang gültige Präformationslehre hatte die Mutter als Trägerin des Kindes und damit der Generationen angesehen, ohne an dessen Bildung beteiligt gewesen zu sein. Die Theorie der Epigenesis hingegen sah Mutter und Vater als relevant und notwendig für die Erzeugung eines Kindes an, ohne die zugrunde liegenden biologischen

⁷¹⁹ Jean Paul: Katzenberger, S. 61-62.

⁷²⁰ Ebd., S. 62.

⁷²¹ Ebd., S. 62.

⁷²² Ebd., S. 63.

⁷²³ Lепенies: Naturgeschichte, S. 64.

Mechanismen zunächst zu verstehen.⁷²⁴ Zeitlich einhergehend mit der Bildung des Gegenwartsbegriffs, der sich durch die Ablösung von tradierten genealogischen Vorstellungen entwickelte und formuliert hatte, werden die vorgeschichtlichen Einflüsse auf die Entstehung des Individuums somit unklarer, ein scheinbares Paradoxon in einer Zeit, in der Bildung und Wissen zum Kern der menschlichen Profilierung wurde.⁷²⁵ So könnte man in Bezug hierzu fast sagen, dass schon die literarische Darstellung einer erzählten Geschichte in der „Gegenwart“, ein impliziter Hinweis auf eine mit zu denkende (unklare) Vorgeschichte ist. So können wir in diesem Sinne den Begriff der „Gegenwart“ als substantivierten Ausdruck vorgeschichtlicher Wirkungen, als „Archiv des Verborgenen“ in nuce, verstehen. Die Effekte der Vorgeschichte erschließen sich jedoch nicht automatisch. Herder verweist im „Journal meiner Reise im Jahr 1769“ auch auf die *Zufälligkeit* als Gestaltungsfaktor der Zeitläufte und damit auf die begrenzte Beeinflussbarkeit des individuellen Lebens durch den Menschen selbst.⁷²⁶ Dem (genetischen) Zufall etwa obliegt die Bildung von Unikaten, von Genies, die im Heute leben und die Zukunft prägen werden. Johannes F. Lehmann zitiert hierzu Louis Sébastian Mercier, der darauf verweist, dass sich die Schriften an der gelebten Gegenwart und nicht der Rezeption der Alten orientieren sollen.⁷²⁷ Lehmann sieht zudem in der „Gegenwart“ einen

„[...] Reflexionsbegriff für ein temporal sich dauernd mitverschiebendes Set der jeweils jetzigen Bedingungen und der sich vollziehenden Produktion/Konstitution der jeweils in der Gegenwart Lebenden, die ihrerseits wissen, dass diese Bedingungen morgen bereits andere sein werden.“⁷²⁸

⁷²⁴ Stefan Willer: Zur Poetik der Zeugung um 1800. In: Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 123-156., S. 128.

⁷²⁵ Ebd., S. 129.

⁷²⁶ Herder: Journal, S. 7.

⁷²⁷ Johannes F. Lehmann: »Ändert sich nicht alles um uns herum? Ändern wir uns nicht selbst?« Zum Verhältnis von Leben, Zeit und Gegenwart um 1770. In: Benjamin Brückner / Judith Preiß / Peter Schnyder (Hrsg.): Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert. 2016. S. 51-73., S. 58.

⁷²⁸ Ebd., S. 62.

Lehmann zitiert desweiteren Adam Weishaupt (Anrede an die neu aufzunehmenden Illuminatos dirigentes, 1787), der die Komplexität und Parallelität der Weltenentwicklung beschreibt. Aus dem Kaleidoskop der sozialen, politischen, moralischen und ethischen Dimensionen der Welt formt sich eine jeweils gegenwärtige Welt, nach Weishaupt „[...]die ganze Lage der jedesmaligen gleichzeitigen Welt.“⁷²⁹ Im, sagen wir, tagesaktuellen Abgriff der Welten, begegnen sich Räumlichkeit und Zeitlichkeit, um den Begriff der „Gegenwart“ zu kreieren, zu repräsentieren und zu formen. Das Tagesaktuelle ruft den Lebenden hervor, der sich nicht im Rezipieren der Traditionen verliert, sondern im *Moment* das Leben gestaltet, das er „[...] kreativ verstoffwechselt.“⁷³⁰

Eine wesentliche Befähigung zur Eigengestaltung der Welt liegt in der Bildung, die ein bestimmendes gesellschaftliches Element im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts ist. Bereits im „Journal meiner Reise im Jahr 1769“ artikuliert Herder die Notwendigkeit zur Änderung des Lehrplans an Schulen, um vom Repetieren antiker Inhalte weg zu kommen, hin zu einer Bildung, die sich zeitgemäßem Wissen öffnet. Herder ruft dazu auf, sich aus den überlieferten Texten explizit diejenigen Inhalte zu entnehmen, die für die Gestaltung der Gegenwart, „deines Zeitalters“, nutzbar und hilfreich sind.⁷³¹ Den im 18. Jahrhundert aufkommenden Bildungsroman sieht Johannes F. Lehmann dabei als literarischen Ausdruck dieser Ziele.⁷³² Statt „Wiederholung“ kommt es zum „[...] Neueinsatz der eigenen und selbstdenkenden Übernahme des Gelernten.“⁷³³ Kernbegriffe des Verständnisses dieser Wandlung sind nicht nur die „Bildung“, sondern die „*eigene* Bildung“. Erst das „Neue“ und das „Eigene“ ermöglichen dem Menschen „Zukunftsfähigkeit“ in der sich wandelnden Gesellschaft.⁷³⁴ Die Selbstfindung des Protagonisten stellt darin letztlich eine Unterbrechung, eine Diskontinuität der tradierten Weitergabe von Wissen dar, die sich in der gesellschaftlichen Erziehung eigentlich vermitteln sollte.

⁷²⁹ Ebd., S. 62.

⁷³⁰ Ebd., S. 69.

⁷³¹ Herder: Journal, S. 31.

⁷³² Lehmann, Johannes F.: Kontinuität und Diskontinuität. Zum Paradox von „Bildung“ und „Bildungsroman“. In: Internationales Archiv der Sozialgeschichte der deutschen Literatur 41 (2/2016), S. 251-270., S. 257.

⁷³³ Ebd., S. 252.

⁷³⁴ Ebd., S. 252-253.

Dies alles fokussiert somit in den Augenblick der „Gegenwart“, der den Moment der Selbstvergewisserung schafft, um die Möglichkeiten der Zukunft zu öffnen, ohne diese spezifisch zu fixieren.⁷³⁵ Im „Wilhelm Meister“ lesen wir: „Welch ein Leben, [...] in diesem Saale der Vergangenheit! man könnte ihn ebensogut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen.“⁷³⁶

Eng mit der individuellen Wahrnehmung der „Gegenwart“ verbunden ist die Evaluation der Ich-Identität. Die Selbstgewißheit der je eigenen Identität wird besonders aus der Orientierung an der eigenen Vorgeschichte gewonnen. Der Rückgriff auf die eigene Biographie dient dabei als Struktur einer Vergewisserung des heutigen Ich. Es wird dabei versucht wahrzunehmen, dass aus dem „ich war“ das „wahre Ich“ erwachsen ist.⁷³⁷ Die Auseinandersetzung mit sich selbst, etwa in einer Autobiographie, bedeutet, dass aus Sicht der Gegenwart die eigene Vorgeschichte kein hermetischer Raum ist, getrennt vom gegenwärtigen Leben. Vielmehr sind Vorgeschichte und Gegenwart durchlässige, sich selbst befruchtende und bedingende Zeiten, die zur Generierung und Stabilisierung der Ich-Wahrnehmung in der Gegenwart beitragen. Die eigene Vorgeschichte wird in biographischen Texten quasi aktiviert, um die persönliche Verunsicherung im Heute durch die Sicherheit in früheren Phasen zu supportieren und Zutrauen zu gewinnen.⁷³⁸ Die Irritation im Finden einer Ich-Identität in der „Gegenwart“ ist Ausdruck und Hinweis auf die Wirkung einer (hier fehlenden, besser: nicht wahrgenommen) Vorgeschichte. Im Versuch einer neuen Identitätsfindung zeigt die vorgeschichtliche Wirkung, besser gesagt, die jetzt fehlende vorgeschichtliche Wirkung, den Verlust der zurückgelassenen Geschichte an. Diese wirkt quasi als ein Nicht-mehr-Gewusstes destabilisierend, da traditionelle Bezüge und Sicherheiten nicht mehr automatisch als Orientierungsgrößen wahrgenommen werden. Hierzu passen die in den literarischen Texten ausgeführten Verhaltensmuster einiger der Protagonisten, die sich der Nacktheit in ihrer Gegenwart gewärtig werden und sich dann aktiv den „Haltekräften der Vergangenheit“ zuwenden; so greift Zerbin in der gleichnamigen Erzählung in der Phase höchster Irritabilität ange-

⁷³⁵ Ebd., S. 257.

⁷³⁶ Goethe: Lehrjahre, S. 563.

⁷³⁷ Sabine Groppe: Das Ich am Ende des Schreibens. Autobiographisches Erzählen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Würzburg 1990., S. 1.

⁷³⁸ Ebd., S. 1.

sichts der versuchten Stabilisierung seines Lebens zwischen Marie und Hortensie auf seinen Vater zurück, um dessen (finanzielle) Unterstützung zu erhalten. Im „Stillen Volk“ wird der Verlust vorgeschichtlichen Wissens transparent in der Gefährdung von Protagonistinnen, Helene, der Tochter von Gerhard und Beate, sowie der jungen Margarethe von Sickingen. Ohne die Möglichkeit vorgeschichtliches Wissen reaktivieren zu können, kommt Margarethe von Sickingen zu Tode, Helene hingegen wird durch ihre Amme belehrt und kann durch diesen vorgeschichtlichen Rückgriff die spezifischen Position ihrer Identität erkennen und damit die Entscheidungen zu ihren Gunsten treffen. Wie sehr die fehlende Ich-Identität irritierend wirken kann, zeigt Goethe am Beispiel der Mignon. Diese zeigt bei Trennungsängsten nicht nur psychosomatische Symptome, sie präsentiert sich auch als Cross-Dresserin in maskuliner Kleidung, jungenhaft androgyn. Auch die Sprache der Kleidung kann ein Hinweis auf eine fehlende vorgeschichtliche Wirkung und hierdurch beeinflusste Ich-Stabilisierung verstanden werden, denn die Irritation um die eigene Herkunft kann sehr wohl als ein Grund für die vermischten Geschlechterrollen verstanden werden. Somit hat die Vorgeschichte eine (quasi inverse) Wirkung, indem ihr Nicht-Gewusstsein dem Protagonisten mittelbar offenbar wird und er oder sie darauf reagiert, etwa durch ein unspezifisches Geschlechtsgebaren.

Suchen wir also in literarischen Texten nach Hinweisen auf vorgeschichtliche Einflüsse auf die gegenwärtige Identität der Protagonisten, so findet sich dies auch repräsentiert durch Alltägliches, wie Kleidung, deren Symbolgehalt eine Hinweisfunktion auf eine vorgeschichtliche Einflußnahme zukommt. Crossdressing war Ende des 18. Jahrhunderts kein ungewöhnliches Sujet der Literatur, es galt als Ausdruck von Mehrdeutigkeit und Vielfalt, damit „epistemische Unsicherheiten“ und „kategoriale Instabilität“ zum Ausdruck bringend.⁷³⁹

⁷³⁹ Daniele Vecchiato: Frauen in Männerkleidern: Zur Funktionalisierung eines hoch- und trivialliterarischen Motivs im Roman des späten 18. Jahrhunderts (Goethe, Naubert, Huber). In: Anne Feler / Raymond Heitz / Gérard Laudin (Hrsg.): Dynamik und Dialektik von Hoch- und Trivialliteratur im deutschsprachigen Raum im 18. und 19. Jahrhundert. II: Die Erzählproduktion. Würzburg 2017. S. 191-210., S. 209.

11.2. Vorgeschichte

In den Ausführungen zur „Gegenwart“ ist transparent geworden, dass „Vorgeschichte und Gegenwart“ in einem engen kontextuellen, aber auch begriffsbildendem Verhältnis stehen, denn ohne eine Gegenwart kann es eine Vorgeschichte nicht geben. Die Analyse von „Vorgeschichte“ in Texten der Literatur um 1800 dient diesem Nachweis und damit speziell der Frage nach der (impliziten) Wirkung des Davor auf das Jetzt.⁷⁴⁰ Die „Gegenwart“, so hatten wir die Überlegungen Johannes F. Lehmanns bereits ausgeführt, die „Gegenwart“ ist im hier verstandenen Sinne mehr als der alleinige Ausdruck einer aktuellen Zeit. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts aufkommenden Gegenwartsbegriff verbindet sich vielmehr eine soziale Konsequenz, „Aufwertung“ und nicht allein „Verzeitlichung“ ist damit verbunden, die Entwicklung sozialer Systeme mehr als das enge Fenster individueller Optionen.⁷⁴¹ Ralf Simon verweist hierzu auf Wilhelm Schappas „Phänomenologie des In-Geschichten-Verstricktseins“, der ausführt, eine Erzählung gehe unmerklich von einer Vorgeschichte in eine Nachgeschichte über und finde „keinen Ruhepunkt im Sinne von Gegenwart, sondern nur im Sinne des Abbaus und des Aufbaus von Zukunftshorizonten.“⁷⁴² Auch Herder, so Simon, hatte dem Erzählen des Vergangenen das Primat eingeräumt:

„»Die Gegenwart zeigt man; aber das Vergangene muß man erzählen.« Und da man dies auf so viel Art erzählen konnte und anfangs im Bedürfnis Worte zu finden es so vielfältig tun mußte: so wurden in alten Sprachen viel Praeterita, aber nur ein oder kein Praesens.“⁷⁴³

Das Vergangene an sich, die spezifische Vorgeschichte im Besonderen, so lernen wir hieraus, ist für die erzählte Geschichte von maßgeblicher Relevanz. Zieht man hierzu eine Analogie zwischen den geschichtstheoretischen Erkenntnissen des 18. Jahrhunderts und den Themen der literarischen Texte um 1800, so kann man nachvollziehen, dass

⁷⁴⁰ Lehmann: Vorgeschichte und Gegenwart, S. 7.

⁷⁴¹ Lehmann: Editorial, S. 110-115.

⁷⁴² Simon: Denkfigur, S. 49.

⁷⁴³ Ebd., S. 58.

dies gerade in *dieser* Zeit von Relevanz wird. Bildungsroman und Kunstmärchen bilden hierfür literarische Formate, die in der damaligen Zeit ausformuliert werden. Denn was wirkt auf das Leben der Menschen, selbst wenn sich diese in ihrer neu gewonnen und für sich formulierten „Gegenwart“ unabhängig wähnen, wenn sie als Genie aufbrechen, um die Welt neu zu gestalten und ihren eigenen Gesetzen zu unterwerfen? Es sind die Haltekräfte der Tradition, die Einfluss nehmen und dies in größerem Ausmaß, als es das Losstürmen der Protagonisten zunächst vermuten lässt. Die neue Gestalt des Menschen als Unikat stammt ja dennoch aus einer biologischen Tradition, der genetischen Vererbung durch die Eltern und Vorfahren, die selbst im Unikat des Individuums, bei aller Abweichung zu Genie oder Missgeburt, genetisch und sozial wirksam bleiben. Der Mensch an sich, die Figur der erzählten Geschichte, verkörpert somit per se den ihr inne wohnenden vorgeschichtlichen Bezug. Auch die in Europa verinnerlichten moralischen Prinzipien des biblischen Narrativs lassen sich nicht ad hoc verlassen und zeigen persistierende Effekte. Zerbin legitimiert sein sexuell getriebenes Verhalten mit den biblischen Ureltern Adam und Eva und sieht damit sein Handeln in einer langen Tradition begründet. In den „Philosophischen Vorlesungen für empfindsame Seelen“ schreibt Lenz:

„Wir haben eine Konkupiscenz, das Streben nach Vereinigung, die Begier: sie ist Gottes Gabe und nöthig zu unsrer Glückseligkeit, denn wie können wir glücklich sein, ohne zu genießen und wie können wir genießen ohne begehrt zu haben.“⁷⁴⁴

Die Begierde aber, so führt Lenz weiter aus, lässt sich keine Zeit, den Gegenstand des Interesses zu prüfen und für Wert zu befinden. Wie eine „hungrige Harpye“ greift die Begierde vielmehr zu, übereilt und unüberlegt.⁷⁴⁵ So steckt im Menschen denn auch ein

⁷⁴⁴ Lenz: Vorlesungen, S. 5.

⁷⁴⁵ Ebd., S. 5-6. sowie S. 51: „Der Geschlechtertrieb, oder um das Kind beim Namen zu nennen, der Trieb sich zu gatten, ist einer von denen die am heftigsten und unwiderstehlichsten wirken, einer von denen die sich am wenigsten von allen menschlichen Trieben, der Vernunft unterordnen, oder dadurch leiten lassen, es sei denn wenn sie schon befriedigt, und es also für diesmal zu spät ist, einer von denen, deren Befriedigung selber uns den schrecklichsten Folgen aussetzt und gemeiniglich nicht eher vollständig

Trieb, eine ihm eingeschriebene Verhaltensweise, die sich ausdrückt in seinem Handeln und damit auch gelebter Ausdruck des vorgeschichtlichen Einflusses auf die individuelle Gegenwart und die darin zu treffenden Entscheidungen wird. Dies wirkt plausibel. Kein Mensch, keine Gesellschaft, kann tradiertes Wissen und tradierte Standards einfach auslöschen. Auch revolutionäre Umbrüche kommen hierbei an ihre Grenzen. Adel und Kirche wurden mit der Französischen Revolution nicht beendet. Eine gewaltsame Vereinnahmung der Antike mißlingt. So zieht die aus der Antikenwelt in die Neuzeit versetzte Helena in Goethes *Faust* die Konsequenz, ihrem Sohn in den Tod zu folgen. Zuviel hatte sie verloren als sie ihre Welt verließ und versetzt wurde in die narrative Zeit, in der ihr Königintum an Wert einbüßte und damit auch ihr mystischer Status seine Strahlkraft verlor.⁷⁴⁶ Dass Goethe sich dennoch bis zum Ende seines Lebens im *Faust* dem Thema der Orientierung an der Antike widmete, lässt ahnen, wie wenig selbstverständlich es ist, sich aus den Denkmodellen einer kulturellen Tradition zu lösen. So wirken denn die Schablonen dieser Einflüsse auf Menschen, Texte und Protagonisten. Dabei ist in der „Archivfunktion“ der literarischen Texte zeitliche Vergangenheit (und persönliche Vorgeschichte) nicht als Erfahrung, sondern als Entzifferung zu verstehen, wie dies Hans Georg Gadamer, in Bezug auf das Geschichtsverständnis Wilhelm Diltheys ausführt.⁷⁴⁷ Es ist die Suche nach der Wirkmächtigkeit von Einflüssen, die weit weniger konkret als biographische Daten fassbar sind, die aber dennoch einfließen in die erzählte Geschichte und für die sich in Texten Spuren finden, die ihren Einfluss kenntlich machen, in der „Erzählgrammatik“ des „[...] *Irgendwie* dieser paradoxen Präsenz und Absenz eines Davor in der Geschichte“.⁷⁴⁸

scheint, als bis keine Kraft mehr in uns übrig ist, diesen Trieb auszuspannen, das heißt bis der gänzliche Ruin und Untergang unseres Körpers, oft auch der Seele selber durch unsere heldenmäßigen Bemühungen bewirkt ist.“

⁷⁴⁶ Ulrich Gaier: Die »Verbarbarisierung« der Helena. Goethes Analyse des Umgangs der Europäer mit einer fremden Kultur. In: Ders.: *Fausts Modernität. Essays*. Stuttgart 2000. S. 57-91.

⁷⁴⁷ Hans-Georg Gadamer: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. 6. Auflage. Tübingen 1990., S. 245.

⁷⁴⁸ Lehmann: *Geschichte und Vorgeschichte*, S. 23.

Das *Hermetische* findet dabei in der Darstellung von Inzestkonstellationen in der Literatur um 1800 einen sinnbildlichen Ausdruck. Beispielfhaft wurden Christian Fürchtegott Gellerts Roman „Das Leben der schwedischen Gräfin G****“ (1747/48; Geschwisterinzezt der gräflichen Kinder), Johann Wolfgang Goethes Bildungsroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ (1796/97; Geschwisterinzezt der Eltern Mignons), Ludwig Tiecks Kunstmärchen „Der blonde Eckbert“ (1797; Geschwisterinzezt zwischen den Halbgeschwistern Bertha und Eckbert), und Achim von Arnims Erzählung „Die Majoratsherren“ (1818; Geschwisteraffinität zwischen den Halbgeschwistern Esther und dem jungen Majoratsherren) besprochen. Die psychische Verarbeitung unsicherer Herkunft, oder die Entlarvung scheinbar sicher geglaubten Wissens, ist hierbei von Relevanz. Das Vernichtende der Offenlegung solcher Bezüge wird am offenbarsten in Eckberts Tod in Tiecks Erzählung. Nachdem Eckbert erfahren hat, dass Bertha seine (Halb)Schwester war, haut es ihn nicht nur sprichwörtlich, sondern faktisch um. Dies umso mehr, als er es „geahndet“ hatte.⁷⁴⁹ Hier wird explizit offensichtlich, was mit einer „impliziten“ Vorgeschichte gemeint ist und wonach in den literarischen Texten zu suchen war. Eckbert, so können wir annehmen, lebte mit einem Gefühl von „Irgendwie“. Er hätte seine Ahnung, so ist anzunehmen, nicht aktiv verbalisieren können. Doch nonverbal drückt sich sein Vorwissen aus. Bertha und er leben zurückgezogen, er wird als depressiv geschildert, als laste ein Einfluss auf ihm, den er fühlt, ohne ihn bewusst benennen zu können. Hierin, in der psychischen Belastung Eckberts, finden wir also eine Spur der Wirkmächtigkeit vorgeschichtlicher Prozesse auf den Protagonisten und die erzählte Geschichte. Hierzu passend hat sich Seonghee Cho mit der Traumatisierung von Protagonisten in Goethes Romanen auseinander gesetzt. In teils unbewältigten, teils unbewussten seelischen Traumata sieht sie einen Schlüssel zum Verständnis des Verhaltens einzelner Figuren, etwa der Mignon in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“. Aufgewachsen unter Seiltänzern ohne familiäre Verbundenheit (heute als frühe Bindungsstörung verstanden), bindet sie eine unerfüllte Liebe an Wilhelm, der sie aus der Abhängigkeit von den Schaustellern befreit. Verlustängste bei Trennungsandeutungen durch Wilhelm, führen zu somatischen und nicht zu kognitiven Reaktionen. So sieht auch Seonghee Cho

⁷⁴⁹ Tieck: Eckbert, S. 24

psychosomatische Herzanfalle Mignons als Indikator ihrer emotionalen Verbundenheit zu Wilhelm an.⁷⁵⁰

Vorgeschichtliche Einflüsse, dies darf konkludiert werden, sind in der Literatur um 1800 vielgestaltig wirksam und kommen zum Ausdruck auch in scheinbar klar definierten Begriffen wie „Mensch“ und „Krankheit“, deren Subkontext initial hermetisch ist, sich beim suchenden und dann wissenden Lesen aber erschließt, als Sinnbild einer komplexen Weltverschrankung, in der die Eigenschaften des Menschen oder Menschens sich nicht aus sich, doch aus dem Kontext aller Welt erschließen lassen.

Nach den Überlegungen zur Verschränkung von „Vorgeschichte und Gegenwart“ ist weiter zu fragen, in welchem thematischen und damit ggfs. kausalen Zusammenhang die Literatur um 1800 hierzu Stellung nimmt. Exemplarisch sollen familiäre Bezüge und noch spezischer der Inzest sowie übergeordnete genealogische und biblisch-religiöse Kontexte dargestellt werden.

⁷⁵⁰ Seonghee Cho: Verletzte Seelen. Psychische Traumata in Goethes Romanen *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und *Die Wahlverwandtschaften*. Würzburg 2015., S. 8.

11.2.a. Vorgeschichtliche Einflüsse familiärer Bezüge

Erziehung, familiäre Bildung, aber auch das Lernen am Beispiel, am Vorbild, sind prägend für die persönliche Entwicklung und können mit Imitation oder Aversion verknüpft werden. Zu nennen ist etwa der Einfluss der familiären Geschichte vom „Sandmann“ in E.T.A. Hoffmanns gleichnamiger Erzählung, die Nathanael weit in sein Erwachsenenleben hinein begleitet. Eine solche Einflußnahme auf ein Kind ist aber zunächst unabhängig vom Zeitalter und seine implizite Dynamik wird an anderer Stelle zu benennen sein. Spezifischer für die Zeit Ende des 18. Jahrhunderts ist die Loslösung Zerbins aus den väterlichen Geschäften im Versuch der Individuation. So wie der Vater will er nicht sein. Zwar wird dies zu Beginn der Erzählung ausgesprochen und imponiert damit eher als explizite Wahrnehmung, denn als implizit vermittelt, verlagern wir aber die Analyse einer solchen familiären Einflussnahme in die Zeit vor Beginn der erzählten Geschichte (und damit vor die Entscheidung Zerbins ein anderes Leben zu führen), dann stellt sich dies differenzierter dar. Die Zeit vor seinem Abschied von den Eltern wird dem Leser durch den Erzähler in einer Analepse zur Kenntnis gebracht. Zerbin erkannte das Geschäftsgebaren des Vaters und seinen Umgang mit den Gläubigern, allein er stimmte nicht damit überein. Dies erkennen wir an seiner Lebensgestaltung. Doch warum stimmt er nicht mit dem Vater überein? Man könnte von einer Bildung des Herzens sprechen. Auch können soziale Wertmaßstäbe biblischer Narrative, etwa der zehn Gebote oder der Bergpredigt, als einflußreich vermutet werden. Immerhin beruft sich Zerbin später in der Begründung seines an der Sexualität orientierten Verhaltens gegenüber Marie am biblischen Narrativ von Adam und Eva, der Konkupiszenz der Vorfahren aller Menschen. In jedem Fall ist festzustellen, dass auf Zerbin Einflüsse moralischer Natur gewirkt haben müssen, nur so lässt sich sein Entschluß verstehen. Man könnte von einer „Ent-deckung“ sprechen. Die moralischen und sozialen Werte des Menschseins werden durch das Verhalten des Vaters „ent-deckt“. Das Aufdecken eines vordergründigen Verhaltens ist in anderen Texten expliziter ausgeführt, im „Zerbin“ eher zu vermuten. So sind es die Geister im „Stillen Volk“, die sich melden und auf traditionelle Werte verweisen. So ist es die alte Frau im „Blonden Eckbert“, die die familiären Hintergründe des gelebten Lebens sichtbar macht, indem sie den Schleier des (vermeintlichen) Unwissens lüftet. Je weniger das neue Leben gelingt, umso wirkmächtiger sind die familiären Haltekräfte und werden sichtbar als familiäre Handlungsschablonen. Zerbin versucht schließlich doch von den Finanzmitteln seines Vaters zu profitie-

ren, um Marie nach Berlin zu senden, damit er sie nicht heiraten muss (doch der Vater ist inzwischen ohne Geldmittel).

„Der blonde Eckbert“ in Tiecks Kunstmärchen erkennt, dass er bei einer angemesseneren Rezeption der Familiennarrative sein Leben anders hätte gestalten können, da er den Vater sagen hörte, dass er eine Halbschwester habe. Augustin schließlich muß in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ erkennen, dass der eigenmächtige Berufstausch mit dem Bruder, der entgegen der väterlichen Bestimmung erfolgte, viel Leid für ihn, seine Schwester (und spätere Frau) sowie das gemeinsame Kind Mignon bedeutet. Mignon und ihr Vater Augustin sterben letztlich in Folge der Effekte der familiären Verstrickungen und Einflüsse. Mignon stirbt an „gebrochenem Herzen“, am bevorstehenden Verlust Wilhelms, dem sie in tiefem Vertrauen (und in Liebe) zugetan war. Dass es soweit überhaupt kommen konnte, ist ja dem Einfluss eines impliziten Vorgeschichtseffektes geschuldet, dessen Komplexität Mignon selbst zu keiner Zeit weiß, wohl aber indirekt „erfährt“. Sie erfährt den Mangel an elterlicher Geborgenheit und wird damit empfänglich für Wilhelms Hilfestellung. Es erscheint erzählerisch von Interesse, dass Goethe die familiären Zusammenhänge erst nach Mignons Tod in einer analeptischen Binnenerzählung darstellt. Damit wird ganz paradigmatisch betont, dass die vorge-schichtlichen Effekte auf Mignon wirksam waren, ohne von ihr gewusst zu sein. Die Erzählgrammatik dieser Einflüsse ist ihr Verhalten: Die mangelnde Mutterbindung, der spielerische Umgang mit Fremden, der Dank an einen Retter, in dem sie entdeckt, was ihr fehlt: Vertrauen. Wie fragil dies ist, zeigt die körperliche Reaktion des psychogenen Anfalls bei Wilhelms Trennungsabsichten. Die textuellen Zeichen sind somit körperliche Zeichen, die nonverbale Sprache, die Anfälle der Mignon, die Depression eines Eckbert, der Wahn bei Sperata und Augustin, die Psychose bei Nathanael in Hoffmanns „Sandmann“.

Vorgeschichtliche familiäre Einflüsse werden auch durch spätere Erkrankungen der Protagonisten wahrnehmbar, die damit Ausdruck primär gesetzter und sekundär manifester intrafamiliärer Bezüge sind. Verständlich wird hierdurch auch die Verstrickung der Personen im familiären Umfeld, da die Einflüsse der Erziehung oder der familiären Vorgeschichte nicht primär erkennbar sind. Der blonde Eckbert erkennt erst am Schluss des Kunstmärchens, dass er seine geschwisterliche Verbindung zu Bertha hätte wissen können. Der Vater hatte einmal davon gesprochen. Augustin hätte von seiner geschwis-

terlichen Verbindung zu Sperata wissen können, die Brüder wiesen ihn darauf hin. Antizipierend dies wahrzunehmen ist allerdings komplexer, denn es werden vorgeschichtliche Faktoren wirksam, die man als Schicksal bezeichnen könnte. Ohne den Berufstausch mit dem Bruder wäre Augustin nicht enttäuscht und liebeshungrig nach Hause gekommen und hätte Sperata nicht primär mit den Augen eines sexuell Bedürftigen gesehen, die Brüder nämlich, verhielten sich nicht so zu ihr. Die Tatsache, dass die Protagonisten die geschwisterlichen Beziehungen zu den Partnerinnen hätten wissen können, sagt uns mehr über vorgeschichtliche Einflüsse. Der Mensch, der die Geschichte macht, so Giambattista Vico, ist auch und vor allem, ein Trieb gesteuertes Lebewesen und damit Opfer seiner Biologie, die ihm innewohnt. Die Genealogie der Familie verbreitert sich an dieser Stelle, vorgeschichtlich gedacht, auf die Genealogie des Menschen an sich. Die Tatsache, dass diese Problematik gerade in Zeiten des geschichtlichen Umbruchs, etwa am Ende des 18. Jahrhunderts, virulent wird und zur literarischen Darstellung kommt, liegt wohl auch darin begründet, dass sich in den neuen Zeitläuften die Haltekräfte der eingespielten Traditionen lockern. Die unzureichende Rüstung für ein eigenes Leben, eine Neugestaltung der Welt in einer auf die Zukunft gerichteten „Gegenwart“ zeigt die, sagen wir, negative Wirkung der Vorgeschichte an. Ihr Fehlen hat ebenso eine Wirkung, wie ihre direkte, nachklingende Einflussnahme. So kann man allein schon am *Scheitern* der Protagonisten, seien es Zerbin, Eckbert und Mignon, den impliziten Einfluss vorgeschichtlicher, familiärer und genealogischer Einflüsse ablesen, wenn man das Scheitern auch als Folge der Loslösung von tradierten Sicherheiten der sozialen Lebensführung anspricht.

Familiäre vorgeschichtliche Einflüsse werden also in den hier analysierten Texten benannt, doch oft erst post hoc oder als analeptische Binnenerzählung zu einer Zeit der Handlung, in der diese Sichtbarmachung keinen alles lösenden Einfluss mehr auf die Geschichte haben kann, da der betroffenen Protagonist, etwa Mignon in Goethes „Wilhelm Meister“, bereits verstorben ist. Dem also zunächst impliziten Effekt familiärer Einflüsse auf die Lebensentscheidungen der Protagonisten kommt somit auch eine Lehrfunktion für den Leser zu, der daran erkennen muss und kann, dass der Lebenslauf komplexeren Einflüssen unterliegt als dem reinen freien Willen. Das Leben ist auch ein Roman und damit ein komplexes Gewebe, das je nach Faltung eine unterschiedliche

Dichte und damit Transparenz erfährt. Oder mit Novalis: „Das Leben soll kein uns gegebener, sondern ein von uns gemachter Roman sein.“⁷⁵¹

In den Ausführungen zu vorgeschichtlichen Einflüssen des familiären Umfelds deuteten sich schon Hinweise auf eine spezifische Konstellation an, die im Folgenden konkludierend nochmals näher dargestellt werden soll: Der Inzest.

⁷⁵¹Novalis: Das Leben – ein Roman. In: Herbert Uerlings (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2016, S. 52., S. 52.

11.2.b. Inzest als spezifischer Ausdruck einer familiären Vorgeschichte

Die Gegenwartswahrnehmung ist auch bestimmt durch ein Nicht-Wissen, zumindest ein Noch-nicht-Wissen. Im flüchtigen Augenblick der „gegenwärtigen Gegenwart“⁷⁵² wird ein Momentum kreiert, das sich erst mit Wissen füllen muss, sei es durch Handlung („Der Mensch macht die Geschichte“, Giambattista Vico), sei es überbrückt durch den (zeitweilig) notwendigen Rückgriff auf die Haltekräfte der Tradition. Dem atomaren Zerfall ähnlich, durchläuft die Findung einer „Gegenwart“ Zerfallsprozesse, bevor im Individuum, in einer Gesellschaft, ein stabiles Kontinuum aus einer gewussten Kontinuität von Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft etabliert worden ist. Beispielhaft entsteht im Umbruch von der Präformationslehre hin zur Epigenesis ein aktives Nichtwissen, „[...] eine konstitutive und gewissermaßen positive Dunkelheit des Ursprungs [...]“⁷⁵³ Im Zeitraum um 1800 ist die Widersprüchlichkeit zwischen der Präformationslehre, die von einer vorgeprägten Fortpflanzung ausging, und der Epigenesis, die biologische Grundlagen zur Erklärung der menschlichen Vielfalt postulierte, virulent. Die Differenzen blieben zunächst bestehen, die Hypothesen spekulativ.⁷⁵⁴ Ein Beitrag zur Diskussion um die Generationsverhältnisse war Johann Friedrich Blumenbachs Schrift „Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte“ (1781).⁷⁵⁵ Blumenbach sieht im „Bildungstrieb“ eine „Lebenskraft“ und damit eine innere Tendenz zur Ausbildung des Organismus und seiner Organe, bestehend aus dem „nisus generativus“ und der Reproduktionskraft.⁷⁵⁶ Goethe verstand hierunter eine Entelchie, also das Prinzip, ein Ziel aus sich selbst heraus zu erreichen, in der die Idee wirkmächtig wird und Hegel sah darin ein

⁷⁵² Koselleck: Stetigkeit, S. 249.

⁷⁵³ Helmut Müller-Sievers: Ahnen ahnen. Formen der Generationserkennung in der Literatur um 1800. In: Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 157-169., S. 165.

⁷⁵⁴ Ebd., S. 165.

⁷⁵⁵ Johann Friedrich Blumenbach: Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte. Göttingen 1781.

⁷⁵⁶ Rudolf Eisler: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Band 1. Berlin 1904, S. 156. URL: <http://www.zeno.org/Eisler-1904/A/Bildungstrieb>. (abgerufen am 29.12.2019).

„Sich-selbst-sich-äußerlich-machen“ des Organismus in die Außenwelt.⁷⁵⁷ Blumenbach hatte seine Schrift bei einer Preisaufgabe eingereicht, welche von Caspar Friedrich Wolff 1784 für die St. Petersburger Akademie ausgeschrieben worden war.⁷⁵⁸ Wolff selbst hatte 1759 mit seiner „Theoria generationis“ die Zweifel an der Präformationslehre genährt und konnte

„[...] Schritt für Schritt am Material aufzeigen, daß organische Körper, ob Pflanze oder Tier (oder Mensch), ihre Gestalt und Größe nicht aufgrund der immer schon fix vorgeformten Materie erhalten, die sie zum Wachsen lediglich auszuwickeln brauchen, sondern durch Formung und Vermehrung kleinerer und weniger gestalteter Grundelemente selbst herausbilden.“⁷⁵⁹

Auf der Grundlage von Blumenbachs epigenetischen Gesetzen konnte Meckel argumentieren, dass menschliche Missbildungen Folge des Stehenbleibens des Organs in der embryonalen Entwicklung sind. Da sich die anderen Organe weiter entwickeln, bleibt der Embryo nicht insgesamt auf einer niederen Entwicklungsstufe, sondern nur ein Teil von ihm ist funktionsgestört und missgebildet.⁷⁶⁰

In dieser Zeit der Verhandlung von Zeugungs- und Vererbungstheorien wurden im Fachbegriff „generatio“ verschiedenste Verwandtschaftsverhältnisse abgebildet, seien es ältere oder jüngere Verwandte oder Verwandte unterschiedlichen Grades, „[...] physiologisch-sexuelle, geschichtsphilosophische, politische, erbrechtliche, soziale und pädagogische Bedeutungsvarianten entstanden [...]“ zur „Ausdifferenzierung des Generationsbegriffs“ in einer Zeit sozialer Umbrüche.⁷⁶¹

⁷⁵⁷ Ebd., S. 156.

⁷⁵⁸ Hubert Thüring: Das neue Leben. Studien zu Literatur und Biopolitik 1750-1938. München 2012., S. 334.

⁷⁵⁹ Ebd., S. 9-10.

⁷⁶⁰ Bergengruen: Missgeburten, S. 279-280.

⁷⁶¹ Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer: Vorwort. In: Dies.: Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 7-11., S. 8.

„Insofern sind Familie und Nation die Felder, auf denen die Umbrüche im genealogischen Denken, in den Naturgesetzen der Vererbung und in den kulturellen und juristischen Gesetzen des Erbes am deutlichsten zu beobachten sind. Sie sind verbunden mit der Genese der Nation als Kollektivkörper und der modernen Familie als einer durch Blutsverwandschaft gestifteten Einheit.“⁷⁶²

Just in dieser Zeit, und damit geprägt durch eine Unsicherheit über die Grundlagen der menschlichen Reproduktion und des Verhältnisses der Generationen zueinander, erreicht die Inzestthematik, und damit die Möglichkeit der Verkennung eines Generationenverhältnisses, in literarischen Texten ihren numerischen Höhepunkt⁷⁶³, ohne dass es zuvor im gesellschaftlichen Leben zu einer Zunahme berichteter Inzestfälle gekommen war.⁷⁶⁴ Erst ab den 1810er Jahren, zeitlich koinzident mit der zunehmend etablierten Anerkennung der Epigensis, nimmt die Inzestthematik in literarischen Texten wieder ab und erreicht übliche Häufigkeiten. Es erscheint nachvollziehbar, „[...] daß die Literatur auf die Begründungskrise des Generationenverhältnisses mit der Obsession der Inzestszenarien reagiert.“⁷⁶⁵ Sie spielt mögliche genealogische Verhältnisse durch, verunsichert über die Zuordnung äußerer Zeichen, die eine Verwandschaft zur Kenntnis geben. Das „Ahnens der Ahnen“⁷⁶⁶ und Geschwister will erneut eingeübt sein, nachdem das Vertrauen auf menschliche Stammbäume irrtiert wurde. Titzmann hat darauf hingewiesen, dass der *Geschwisterinzest* das häufigste Verwandtschaftsverhältnis ist, das in der Literatur zur Darstellung kommt.⁷⁶⁷ Es ist aber auch das Unwahrscheinlichste in der Realität, dass Geschwister getrennt werden und dann in Liebe zueinander finden. Dies macht nochmals deutlich, dass es in der Literatur nicht auf die Darstellung realer Verhältnisse ankommt, sondern auf das literarische Durchdenken einer Idee. Nachdenkenswert ist allerdings die Frage, ob gerade die schöne Literatur stellvertretend eine

⁷⁶² Ebd., S. 8-9.

⁷⁶³ Titzmann: Literarische Strukturen, S. 373-431.

⁷⁶⁴ Müller-Sievers: Ahnen, S. 165-166.

⁷⁶⁵ Ebd., S. 166.

⁷⁶⁶ Ebd.,

⁷⁶⁷ Titzmann: Literarische Strukturen, S. 395.

Diskussion führt, die losgelöst ist von gesellschaftlich verhandelten Themen, quasi als Beziehungssetzung ohne Anlass. Als Gegenhypothese ist anzunehmen, dass eine inhaltliche und formale Verbindung zwischen dem Diskurs über die Genealogie und der Themenwahl der Literatur vorliegt. Zu prüfen ist daher, ob die Literatur in ihrer Darstellung Verweise auf die Außenwelt zulässt oder die Geschichte sich aus sich selbst heraus entwickelt und begründet.⁷⁶⁸ Denkt man die Inzestthematik aus Sicht der genealogischen Diskussion durch, so könnten sich Bezüge erschließen. Die Präformationslehre geht davon aus, dass die Mutter das vorgeprägte Kind austrägt, und damit einen Menschen, der allein in seiner Größe reift, sich aber nicht im Laufe der Reifung ausdifferenziert. Letzteres nahm hingegen die Epigenesis an, nämlich die Bildung von menschlichen Strukturen aus vormals ungeformter Materie. Die Thematik des Inzest beinhaltet, dass neue Kenntnisse um die Ahnenreihe der betroffenen Familie bekannt werden. Es beinhaltet darüber hinaus, dass ein Lebewesen aus der Verbindung zweier Verwandter entstanden ist, während sich – wie gesagt - bei der Präformationslehre das Lebewesen schon in nuce präformiert in Spermium oder Ovarium befand und die Mutter quasi als Leihmutter agiert. Die äußeren Zeichen einer Ähnlichkeit könnten in einer Geschichte Hinweise auf ein solches präformiertes genealogisches Verständnis sein, wenn etwa die „schwedische Gräfin“ ihren Stiefsohn sofort erkennt und ebenso der junge Majoratsherr in Arnims „Majoratsherren“ seine leibliche Mutter. Das Geheimnisvolle des Inzest könnte hingegen zunächst bedeuten, dass aus dem Miteinander zweier Menschen ein neuer Mensch (epigenetisch) entsteht, dessen Existenz auch deshalb so prekär ist, weil er sich aus dem Miteinander zweier Verwandter entwickelt und nicht präformiert in einem der beiden vorlag und hierdurch erkannt und erkennbar wird.

Nochmals: Die Inzestthematik bringt zum einen das Dunkle im Wissen (bzw. Unwissen) um die Genealogie an sich (zunächst waren die Mechanismen der Fortpflanzung noch unklar) zum Ausdruck und darüberhinaus das Dunkle um das Wissen eines Familienstammbaums im Speziellen, d.h. im Sinne der Anagnorisis, dem Umschlagen der Unkenntnis in die Kenntnis. Die Geburt neuer Menschen oder von Menschen mit neuer Philosophie („Zerbin oder Die neuere Philosophie“, Lenz) oder von Monstern („Dr. Katzenbergers Badereise“, Jean Paul), die dem Genie nahe stehen und die Welt in neue Bahnen lenken („Die schrecklichen Kinder der Neuzeit“, Peter Sloterdijk), lässt wieder-

⁷⁶⁸ Müller-Sievers: Ahnen, S. 166.

rum die Inzestthematik zum Sinnbild dieses Diskurses werden. Dem genealogischen Diskurs zwischen Epigenesis und Präformationslehre, den die Literatur in dieser Zeit aufgreift, kann sie auf der Ebene der Kontingenz die Möglichkeiten von Lebensabstammungen entnehmen und im Sinnbild des Inzest paradigmatisch darstellen. Nach Helmut Müller-Sievers entlehnt eine erzählte Geschichte von der Außenwelt Zeichen und fügt diese in den eigenen Sinnkontext ein.⁷⁶⁹ Gestaltet die Geschichte das Erkennen aus sich selbst heraus, dann erfüllt sie den Anspruch der Literatur dieser Zeit, sich „natürlich“ und nicht „künstlich“ zu generieren. Dies könnte als literarisches Analogon der Epigenesis im Abstammungsdiskurs verstanden und gelesen werden. Benötigt der Text zum Erkennen der Verwandtschaft, sprich der Anagnorisis, äußerliche Merkmale der verwandten Personen, so stünde er inhaltlich der Präformationslehre näher und zeigt keine endogene Entwicklungsdynamik. Auch in der narrativen Struktur der Inzestthematik sieht Müller-Sievers zu berücksichtigende Hinweise, etwa die Frage, ob der Inzest Teil einer Gesamtgeschichte ist und von dort generiert und überwunden wird, oder ob mit ihm die Geschichte ihr Ende findet.⁷⁷⁰ Kann die erzählte Geschichte das Erkennen, hier der Inzestkonstellation, aus sich heraus entwickeln, dann enthebt sie sich der Darstellung zufälliger Zeichen und es kommt dann vielmehr zu einer „[...] ahnenden Antizipation eines je schon Gewussten [...]“. ⁷⁷¹ Denn „[...] wenn Dichter das Ahnen-ahnen zur Sprache bringen“, ist dies ein Schritt zur Universalisierung der Literatur.⁷⁷² Wie im Begriff „Gegenwart“ ist somit auch im Begriff des „Inzest“ bereits der vorge-schichtliche Einfluss zum Ausdruck gebracht. Der „Inzest“ inkorporiert faktisch eine Vorgeschichte, die sich, zunächst ungewusst, in die Geschichte einbringt.

Die Kenntnisgabe der genealogischen Zusammenhänge durch Nennung der Inzesthandlung, führt dasjenige in einen Namen, einen Begriff über, was bereits unmerklich für Protagonist und Leser den Lauf der Geschichte bestimmt hatte. Diese subtile Einflussnahme wird somit mit der Benennung letztlich nur sichtbar, oder besser: verstehbar, nicht aber erst wirksam. Es stellt sich die Frage, ob sich mit dem Benanntwerden die Geschichte ändert. Jetzt handelt es sich ja nicht mehr um einen unbemerkten vorge-

⁷⁶⁹ Ebd., S. 166-167.

⁷⁷⁰ Ebd., S. 166-167.

⁷⁷¹ Ebd., S. 169.

⁷⁷² Ebd., S. 169.

schichtlichen Einfluss, sondern um faktisches Wissen. Die bislang wirksame implizite Vorgeschichte wird nun zur expliziten Vorgeschichte. Dass dennoch nicht nur das kognitive Verständnis hierdurch angesprochen wird, sondern auch emotionale Bereiche des Menschen, zeigt sich im akuten Tod (vermutlich Herztod) Eckberts. Ein weiteres Beispiel einer solchen Entlarvung des tabuisierten Inzest und den daraus folgenden Einflüssen auf die erzählte Geschichte, ist William Shakespeares „Pericles, Prince of Tyre“, aus dem das Motto der Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ von Lenz entstammt, zu entnehmen. Antiochus, der eine Inzestverbindung mit seiner Tochter eingegangen ist, spielt förmlich mit diesem verheimlichten Faktum, das zu seinem Fatum wird. Er gibt dem Bewerber Perikles die Lösung eines Rätsels auf, dessen Antwort die Erkenntnis der inzestuösen Verbindung ist. In dieser Situation kann man die Begegnung der Gegenwart (Perikles) mit einer an den Ort gebundenen (Tharsus) Vorgeschichte sehen. Der vorgeschichtliche Inzest von Antiochus mit seiner Tochter wird in dem Moment der Frage auch wirkmächtig für Perikles, da seine Antwort Einfluss auf ihn und andere haben wird. Wie die Büchse der Pandora enthält der Schlüsselbegriff des „Inzest“ ein Wissen, welches, einmal benannt, den Lauf der Welt beeinflusst, jedoch bereits zuvor schon wirksam war, indem das Verborgene erst einen solchen Fragenkontext kreierte.

Im Rätsel des Brautvaters Antiochus steckt somit auch das Rätsel der Vorgeschichte und somit wird die Rätselfrage zum Symbol des vorgeschichtlichen Einflusses. An der Reaktion des Perikles zeigt sich die Komplexität der Frage von „Vorgeschichte und Gegenwart“, der Situation der Ich-Findung des Demetrius vergleichbar. Die von Perikles zunächst nicht gewussten Einflüsse der inzestuösen Vorgeschichte um Antiochus und seine Tochter, kreieren den Moment der Frage. Die darauf folgende Erkenntnis dieses Inzest ist, einmal in der Welt, nicht mehr zu stoppen. Selbst das Nicht-Nennen durch Perikles ändert nicht den neuen Lauf der Welt, in der Perikles entfliehen muss. Vorgeschichtliche Einflüsse zeigen sich also nicht nur in einer Umkehr von Nicht-Wissen zu Wissen, vorgeschichtliche Einflüsse prägen die Menschen vielmehr vorbewusst oder vorgewusst auf vielfältige Weise. Die Wandlung des geheimen Inzest zum öffentlich Gewussten ändert die Situation in der Lebensgegenwart der Figur und ist nicht mehr willentlich kognitiv korrigierbar. Daraus kann man – ich wiederhole es nochmals – ablesen, dass die Vorgeschichte, gewusst oder ungewusst, den Lebenslauf bestimmt. „Der

Mensch macht die Geschichte“, sagt Vico, die Vorgeschichte macht die Gegenwart, können wir hinzufügen.

Jenseits der unmittelbaren Prägung durch die Familie und ggfs. durch die familiäre Konstellation des Inzest, deren zeitliche Verortung in der Vergangenheit wir mit Jan Assmann als die Zeit des „kommunikativen Gedächtnisses“ bezeichnen können, wenden wir uns nun thematisch zu weiter zurück reichenden Bezügen, die in das „kulturelle Gedächtnis“ reichen, bei dem die Erinnerung einen „metaphorischen“ Charakter annimmt.⁷⁷³ Die Differenzierung zwischen Vergangenheit und Gedächtnis einerseits sowie der Vorgeschichte andererseits, sei an dieser Stelle nur angedeutet. Dieser Aspekt wird in einem folgenden Abschnitt noch differenzierter ausgeführt werden (siehe: Die wiedergefundene Zeit: Vergangenheit / Vorgeschichte). Zunächst sollen Bezüge zur Vergangenheit als erzählerisches Muster benannt werden, die weiter zurück reichen, zurück in Zeiten, die nicht wie familiäre Verhältnisse *erinnert*, sondern die *gewusst* werden. Kontexte, die metaphorisch im Gedächtnis einer Population haften und deren Grundtenor, wie ein Tiefenbass, Einfluß auf die Gegenwart nimmt.

⁷⁷³ Sabine Moller: Das kollektive Gedächtnis. In: Christian Gudehus / Ariane Eichenberg / Harald Welzer (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 85-92., S. 87.

11.2.c. Vorgeschichtliche Einflüsse biblischer Bezüge

In der hier zu untersuchenden Zeit des späten 18. Jahrhunderts, wird die Bedeutung genealogischer Bezüge gelockert oder gar aufgehoben. Dies zeigt sich etwa in den Majoratstexten E.T.A. Hoffmanns und Achim von Arnims. Die Majorate und Majoratshäuser, die faktisch und symbolisch für die Tradierung einer familiären Linie stehen, geraten unter Druck und gehen in andere Hände über. Ritualisiert versucht etwa der Leutnant in Achim von Arnims Erzählung „Die Majoratsherren“ seine familiären Bezüge durch eine Wappensammlung sichtbar zu machen und daran zu verdienen.

„Er hatte eine höchst vollständige Wappensammlung mit unablässig dreistem Fordern und unermüdlichem Briefschreiben zusammengebracht, verstand diese in verschiedenen Massen nachzuformen, auch abzumalen, wo jenes nicht gelang, sauber aufzukleben, und verkaufte diese Sammlungen durch Vermittlung eines Buchhändlers zu hohen Preisen, sowohl zum Bedürfnisse der Erwachsenen, als der Kinder eingerichtet.“⁷⁷⁴

Mit dem Tod des Majoratsherren und der Heirat des Leutnants mit der Hofdame, geht es mit seiner Familienlinie weiter bergab und er muss erleben, wie die Hunde der Hofdame seine Wappen zerbeißen.⁷⁷⁵ Stammbäume verloren in dieser Zeit an Bedeutung, nachdem sie zuvor die Grundlage der Legitimierung von Herrschaftslinien wie der Heilsgeschichte gewesen waren.⁷⁷⁶ So beginnt das Matthäus Evangelium mit dem Stammbaum Jesu und umfasst 42 Generationen. Bei einer Lebensspanne von 30 Jahren ergibt dies 1260 Jahre von Abraham zu Jesus. Joachim von Fiore errechnete daraus im 12. Jahrhundert drei Zeitepochen: Die Epoche des Vaters, die Epoche des Sohnes und die Epoche des Heiligen Geistes.⁷⁷⁷ Georg Simmel verweist auf die Bedeutung der Genealogie

⁷⁷⁴ Arnim: Majoratsherren, S. 213-214.

⁷⁷⁵ Ebd., S. 249.

⁷⁷⁶ Manfred Schneider: Abschied von Eltern und Ahnen (SWR2 Essay). 2015. S. 1-18., S. 4. URL: <https://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/essay/swr2-essay-abschied-von-eltern-und-ahnen>. (abgerufen am: 3.11.2019).

⁷⁷⁷ Ebd., S. 5.

auch in irdischen familiären Kontexten, denn: „Von beiden Seiten her greift die Tatsache der Elternschaft und Kindschaft über die Schwankungen und Zufälligkeiten des personalen Lebens hinaus.“⁷⁷⁸ Simmel spricht vom „[...] Überindividualitäts- und Fixiertheitscharakter der sozialen Formungen [...]“, die sich aus der Genealogie heraus ergeben.⁷⁷⁹ Die Dynamik der Verbindungen sieht er in einer Reihung von Einflussfaktoren, beginnend mit der primären Ähnlichkeit der Familiengenerationen, der Prägung der Nachkommen durch Erziehung und Tradition sowie einer inneren und äußeren Zusammengehörigkeit, die sich in einer Interessensgemeinschaft artikuliert.⁷⁸⁰ Auch hier spürt man die Bedeutung suprapersoneller Haltekräfte, zumal die Auflistung in Stammbäumen die einzelne Person mit ihrem „legitimierenden Ursprung“ verbindet.⁷⁸¹

Die genealogischen Bezüge, die in der Zeit um 1800 im sozialen und politischen Kontext in Frage gestellt werden, etwa durch die Französische Revolution, sind aber Leitlinien eines Weltverständnisses, die nicht so einfach zu kappen sind, „Aufschreibungssystem und Kulturtechniken“ bilden dabei einen wichtigen Baustein.⁷⁸²

„Eine Genealogie ist eine Erzählung, die ein kulturelles Phänomen zu erklären versucht, indem sie beschreibt, wie es entstanden ist, wie es hätte entstehen können oder wie man sich seine Entstehung ausmalen könnte.“⁷⁸³

Schon immer standen Genealogien auch im Dienste der Macht und waren Grundlage einer Legitimation von Dynastienherrschaften.⁷⁸⁴ Weit ausgreifender jedoch ist das religi-

⁷⁷⁸ Georg Simmel: Exkurs über das Erbamt. In: Ders.: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1908. S. 514-524., S. 515.

⁷⁷⁹ Ebd., S. 515.

⁷⁸⁰ Ebd., S. 515.

⁷⁸¹ Giorgi Maisuradze: Genese und Genealogie. Zur Bedeutung und Funktion des Ursprungs in der Ordnung der Genealogie. Berlin 2013., S. 15.

⁷⁸² Ebd., S. 11.

⁷⁸³ Bernard Williams: Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Frankfurt am Main 2003., S.38. Zitiert nach Maisuradze: Genealogie., S. 11.

⁷⁸⁴ Maisuradze: Genealogie., S. 13.

öse Narrativ der Erbsünde, welches für die Menschen in der Nachfolge Adams und Evas von Relevanz ist. In der Zeit der Aufklärung unternahm Immanuel Kant den Versuch, die Menschen hiervon zu befreien und die Erbsünde zu annullieren:

„Wie nun aber auch der Ursprung des moralischen Bösen im Menschen immer beschaffen sein mag, so ist doch unter allen Vorstellungsarten, von der Verbreitung und Fortsetzung desselben durch alle Glieder unserer Gattung und in allen Zeugungen, die unschicklichste: es sich, als durch Anerbung von den ersten Eltern auf uns gekommen, vorzustellen.“⁷⁸⁵

Doch beispielhaft zeigten sich schon zuvor die korrigierenden Kräfte in der Reaktion auf die Bergpredigt Jesu. Mit seinen Aussagen „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien mit seinem Vater und die Tochter mit der Mutter und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter.“ (Matthäus 10, 34-35)⁷⁸⁶ sowie in der Verleugung der Familie, „Da sagte jemand zu ihm: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und wünschen dich zu sprechen.“ Er aber antwortete dem, der es ihm mitteilte: „Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder?“ (Matthäus 12, 47-48)⁷⁸⁷, intendiert Jesus eine anti-genealogische Bewegung, in der sich die Nächstenliebe nicht mehr auf den „zeitlich Nächsten“ (Verwandten), sondern den „räumlich Nächsten“ bezieht.⁷⁸⁸ Das Christentum jedoch reihte ihn wieder in die Genealogie Gottes und der ihm nachfolgenden Christen ein.

Welche Bedeutung der Bruch mit genealogischen Strukturen hat, zeigt der Aufwand, der im Übergang zur Neuzeit getrieben wird, um Abstammungslinien zu belegen. Die genealogische Geschichtsschreibung der Fürstenhäuser entfaltet einen nahezu enzyklo-

⁷⁸⁵ Immanuel Kant: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Band 4. Nachdruck. Darmstadt 1983. S. 637-803., S. 689.

⁷⁸⁶ Bibel: Die Heilige Schrift des Neuen Bundes, S. 11

⁷⁸⁷ Ebd., S. 14.

⁷⁸⁸ Maisuradze: Genealogie, S. 195.

pädischen Charakter in der Nennung aller möglichen Vorfahren.⁷⁸⁹ So wurden zur Legitimation Karls des Großen Kontinuitäten bis zu den Trojanern, den antiken Göttern und Heroen und bis hin zu den biblischen Genealogien formuliert.⁷⁹⁰ Die Einbindung des Individuums in die Verantwortung gegenüber Familie, Sippe oder Nation führt dabei zum „pluralen Ich“, dem „genealogischen Ich“, in dem das individuelle Ich seine singuläre Einmaligkeit aufgibt, im „pluralen Ich“ sind vielmehr die Ahnen mit einbezogen.⁷⁹¹ Giorgi Maisuradze zitiert hierzu Klaus Heinrich, der „[...] über »die Macht der heiligen Ursprünge« sprach, die durch die Genealogie auf das von ihnen Abstammende übertragen wird [...].“⁷⁹²

Diese Einflüsse sind, um es nochmals zu sagen, als implizite Vorgeschichte literarischer Texte mitzudenken. Die Lösung daraus gelingt nicht immer oder gebiert solitäre Individuen, die, entkleidet vom Korsett genealogischer Leitlinien, als freie Radikale, als Monster, daherkommen.

Bemerkenswert ist die Darstellung der fragilen Sicherheit genealogischer Bezüge in literarischen Texten. So beschreibt Gellert im „Leben der schwedischen Gräfin von G****“ zwei diesbezüglich relevante Situationen. Die schwedische Gräfin erfährt von einem unehelichen Sohn ihres Mannes und sucht den Ort auf, an dem dieser lebt. Als man ihr den Jungen bringt, erkennt sie sofort das „lebendige Ebenbild“ ihres Mannes.⁷⁹³ Wesentlich schwieriger ist es aber zu erkennen, dass dieser Stiefsohn, inzwischen Soldat, eine Frau heiratet, die ebenfalls ein uneheliches Kind des ersten Mannes der Gräfin ist. Erst externe Hinweise führen zur Spur des hier stattgehabten Inzest. Ähnlich verhält es

⁷⁸⁹ Beate Kellner: Genealogien. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: Online Handbuch Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Band 15. Manual III. Hof und Schrift. 2005.S. 347-360., S. 353-354. URL: <https://adw-goe.de/en/digital-library/hoefe-und-residenzen-im-spaetmittelalterlichen-reich>. (abgerufen am: 5.11.2019).

⁷⁹⁰ Ebd., S. 351

⁷⁹¹ Maisuradze: Genealogie, S. 7.

⁷⁹² Ebd., S. 8.

⁷⁹³ Gellert: Gräfin.

sich in Achim von Arnims „Majoratsherren“. Der junge Majoratsherr erkennt in der Hofdame seine leibliche Mutter sofort, erkennt aber erst durch deren Erzählung in Esther seine Halbschwester. Die Anagnorisis, das Verkennen und Erkennen in der Genealogie der Figuren, ist ein Stilelement der Literatur, nicht erst im 18. Jahrhundert.⁷⁹⁴ Mit dem Umschwung der Präformationslehre hin zur Epigenese änderte sich das Konzept der Ähnlichkeitswahrnehmung. Während unter der Präformationslehre Familien- oder Sippentypische charakteristische Züge als Verwandtschaftshinweis und –beweis dienten, somit durch das Äußere auf das Innere geschlossen wurde, änderte sich nun der Ähnlichkeitsbegriff und fungierte als „[...] individueller Ausdruck von Innen nach Außen“.⁷⁹⁵ Mehr als physiognomisch wurde die Verwandtschaft nun symbolisch verstanden, als plötzlich gewahr werdende, „[...] nicht weiter artikulier- und analysierbare Einsicht [...]“, der allenfalls ein Ahnen vorausgeht.⁷⁹⁶ So wird das plötzliche Erkennen der Verwandten in der „schwedischen Gräfin“ (post hoc an dieser Stelle so bewertet, da das Konzept der Epigenese erst im späteren 18. Jahrhundert formuliert wurde) und den „Majoratsherren“ verstehbar. Auch in diesem intuitiven Erkennen liegt eine Form vorgeschichtlichen Einflusses, einer letztlich impliziten Wirkung auf die Protagonisten.

„Gerade in der Okkupation dieses vorsprachlichen und vorbegrifflichen Grundes läßt sich die erstarkende Allianz von Epigenese, Dichtung, Hermeneutik und Philosophie erkennen, die sich in solchen Dikta wie in Novalis’ »Dichten ist zeugen« kundgibt und damit die grundsätzliche Konvertierbarkeit von biologischer und ästhetischer Generation statuiert.“⁷⁹⁷

⁷⁹⁴ Müller-Sievers: Ahnen, S. 158-159.

⁷⁹⁵ Ebd., S. 164.

⁷⁹⁶ Ebd., S. 164.

⁷⁹⁷ Ebd., S. 164.

Nach 1780 wird dies von Relevanz wenn gesagt wird:

„Die Natur ist dichterisch (wie umgekehrt die Dichtung natürlich), zu ihrem Verständnis bedarf es einer Wissenschaft (bzw. einer Hermeneutik), die willens ist, das Geheimnis des Innern der Generation auszuhalten.“⁷⁹⁸

Benedikte Naubert verweist spezifisch auf den Verlust des Wissens um genealogische Bezüge parallel zur menschlichen Reifung. Mit dem Erwachsenwerden verliert die Tochter von Beate und Gerhard ihren Kontakt zum „stillen Volk“ und damit zu Einflüssen tradierter Werte. In diesem Fall wird das vorgeschichtliche Wissen nicht gewusst, da es nicht gekannt ist und wie in der Binnenerzählung der Familie von Sickingen zu lesen ist, geraten die Protagonisten hierdurch in Gefahr. Vorgeschichtliche, genealogische Einflüsse sind somit nicht immer beeinflussbar, auch wenn sie vorhanden (aber nicht gewusst) sind. Dies lässt sich auch an der Verhaltensänderung der Protagonisten ablesen, sobald diese um vorgeschichtliche Einflüsse (etwa Inzestbeziehungen) in Kenntnis gesetzt werden. Suizid („Schwedische Gräfin“) oder Tod („Der blonde Eckbert“) sind die Folge. Die Beziehung zwischen Vorgeschichte und Gegenwart imponiert somit komplexer als zunächst vermutet. Anlässlich dieses Beispiels könnte man sagen, dass sich das Verhältnis beider mit dem Wissen um den vorgeschichtlichen Einfluss ändert, aus einem Nacheinander von Vorgeschichte und Gegenwart wird ein Miteinander in einer durch das Wissen um die Vorgeschichte beeinflussten Gegenwart.

Am Beispiel des Harfners in Goethes „Wilhelms Meisters Lehrjahre“ zeigt Maximilian Bergengruen die Komplexität der personalen Identität in einer Gegenwart, die geprägt ist von der familiären wie auch religiösen Vorgeschichte.⁷⁹⁹ Betont werden damit auch die Nuancen der Beeinflussung der Selbst-Wahrnehmung, die wir als implizit wirksam verstehen können, womit auf den subtilen Einfluss einer Vorgeschichte auf die Protagonisten hingewiesen wird. Die mittige Positionierung des Harfners in der generationellen Analyse erlaubt zudem, das Zeitkontinuum Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft hierin aufzusuchen und zur Grundlage des Verständnisses der lebensgeschichtlichen Zusam-

⁷⁹⁸ Ebd., S. 165.

⁷⁹⁹ Bergengruen: Verfolgungswahn, S. 106-110.

menhänge zu machen. Der Harfner zeugte mit seiner Schwester Sperata, unwissend um den Geschwisterstatus, das Kind Mignon. Dem voraus ging die eheliche Zeugung Speratas in einem vergleichsweise hohen Alter der Eltern. Schließlich versucht Mignon, das Kind Augustins (des Harfners) und Speratas, eine intime Beziehung zu ihrem idealisierten Vater Wilhelm einzugehen, was ihr jedoch nicht gelingt. Der generationelle Dreiklang hat nun eine faktische, wie eine metaphysische oder symbolische Ebene. Interessant daran ist die Beeinflussung der Wahrnehmung durch das *Empfinden*. Die Eltern des Harfners *empfinden* die späte Schwangerschaft als unpassend und geben die Tochter Sperata in die Obhut eines Nachbarn. Traditierte Ansichten beeinflussen somit Entscheidungen in der Gegenwart. Die vorgeschichtlich etablierten sozialen Werte wirken nach und setzen eine juristisch korrekte Handlung in ein *gefühltes* Unrecht. Dasselbe gilt für Mignons Verlangen nach Intimität zu Wilhelm. Auch hier wurde kein Inzest begangen, doch fühlt es sich so an, da Wilhelm faktisch die Rolle eines Ersatzvaters für Mignon eingenommen hatte. Um es noch einmal zu betonen: Diese Beispiele demonstrieren die vorgeschichtliche Wirkung von Verhaltensnormen auf die individuelle Gegenwart, besser: auf das gegenwärtige *Empfinden*. Wichtig ist es darauf hinzuweisen, dass sich dieses Muster in der Großeltern- und Enkelgeneration findet, tradiert somit über die Zeiten, selbst in die durch die Jugend vertretene Zukunft. Die Beziehung zwischen dem Harfner und Sperata wiederum ist ein vollzogener Inzest, der jedoch unwissend geschieht und damit im juristischen Sinne exkulpiert wird. Wie komplex ist doch die Gegenwart, die ja nicht nur *ist*, sondern *wahrgenommen wird*. Den übergeordneten Kontext (oder sollten wir untergründigen sagen) hierzu sieht Maximilian Bergengruen im Gottesfluch, der diejenigen trifft, die eines der zehn Gebote übertreten (hier Ehebruch, ursprünglich nur das erste Gebot meinent), und der sich bis ins dritte oder vierte Glied fortsetzt. Der Fluch endet mit dem Absterben der sündigen Linie im Stammbaum, wie auch im „Wilhelm Meister“ mit Mignons Tod an gebrochenem Herzen.⁸⁰⁰ Dieses Absterben genealogischer Linien wird ebenso in Nauberts „Stillem Volk“ und Arnims „Majoratsherren“ beschrieben. Auch in diesen Erzählungen unterliegen die beschriebenen Familien einem Fluch, aber sie leben auch in einer Zeit, in der sich soziale Systeme ändern, sodass die Familiengenealogie, repräsentiert etwa in gesellschaftlich relevanten Stammbäumen, zu einem Ende kommt. Das Neue kann beginnen.

⁸⁰⁰ Ebd., S. 108-109.

Auch die Einbindung einiger Erzählungen in einen historischen Kontext gibt der erzählten Geschichte einen Bezugsrahmen, der durch übergeordnete (vor)geschichtliche Zusammenhänge transparent wird. So verortet Benedikte Naubert „Das stille Volk“ in die Zeit Philipp von Anjous und thematisiert damit, dass nicht nur familiäre, sondern auch historische Personen schicksalhaft enden können. Häufiger allerdings wird das gegenwärtige Leben in einen Bezug zur biblischen Überlieferung gesetzt und hierdurch kommentiert. Markant ist dies in Heinrich von Kleists Novelle „Das Erdbeben in Chili“, in dessen „Talutopie“-Szene ein biblischer Naturzustand herbeigesehnt wird, die Hoffnung aber an der Realität der institutionalisierten Moralvorstellungen zerbricht. In Achim von Arnims Novelle „Die Majoratsherren“ verstirbt Esther unter dem Bild von Adam und Eva, ihren Tod damit in weitere und weite Bezüge setzend. Zerbin, in der Erzählung von Lenz, beruft sich auf die Konkupiszenz zur Legitimation seines sexuell ausschweifenden Lebens.

Der Bezug zu biblischen Kontexten ist ein narratives Stilelement des Verstehens. Die literarischen Verweise auf die biblische Erzählung geben den Texten einen Rahmen, der in der Tradition der westlichen Sozialisation verankert ist und an dessen Polarität man ermessen kann, aus welchen Bindungen die vorgeschichtlichen Bezüge der Menschen stammen.

11.3. Erzählgrammatik

Nach den kontextuellen Bezügen zu Vorgeschichte und Gegenwart soll im Folgenden die Erzählgrammatik der literarischen Texte analysiert werden. Dabei gilt es darzulegen, welche erzählerischen Mittel für die Vermittlung vorgeschichtlicher Einflüsse und der Wahrnehmung der Gegenwart aufzufinden sind. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass sich Ende des 18. Jahrhunderts die Rolle der Literatur gegenüber der Philosophie wandelt, was für die Aussagebedeutung der Texte von Relevanz ist. Die in ihrem Erkenntnisanspruch bislang überlegene Philosophie nähert sich der Dichtkunst, um durch deren sprachliche Mittel zu Wahrheiten zu gelangen, die ihr selbst nicht erreichbar sind.⁸⁰¹ Die Literatur wiederum löst sich ab 1750 vom Ziel religiöser und moralischer Erbauung, hebt die Distanz zwischen Verstand und Natur auf und stellt denjenigen in den Mittelpunkt, um dessen neue Position es in dieser Zeit geht, den Menschen. Utopisch und in „[...] freiem Spiel der Erkenntniskräfte [...]“ vollendet sich darin der „[...] Begriff der Menschheit [...]“.⁸⁰² In der Erkenntnisfähigkeit der Kunst (siehe Schelling) liegt begründet, warum die Poesie diese Position einnehmen kann.⁸⁰³ Friedrich Schlegel fordert denn auch in Analogie zur Philosophie von einer „Transzendentalpoesie“ zu sprechen, wenn er in den Äthenäums Fragmenten schreibt:

„Es gibt eine Poesie, deren eins und alles das Verhältnis des Idealen und des Realen ist, und die also nach der Analogie der philosophischen Kunstsprache Transzendentalpoesie heißen müßte.“⁸⁰⁴

⁸⁰¹ Hans Feger: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Handbuch Literatur und Philosophie. Stuttgart / Weimar 2012. S. 1-9.

⁸⁰² Ebd., S. 6.

⁸⁰³ Ebd., S. 6.

⁸⁰⁴ Friedrich Schlegel: Athenäums-Fragmente und andere Schriften. [238]. In: Ders.: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung. Kritische Neuausgabe, Band 2. München Paderborn Wien Zürich 1967. S. 165-256. URL: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Schlegel,+Friedrich/Fragmentensammlungen/Fragmente>. (abgerufen am 1.5.2020).

Und im „Ältesten Systemprogramm des Deutschen Idealismus“ heißt es:

„Die Poesie bekommt dadurch eine höhere Würde, sie wird am Ende wieder, was sie am Anfang war – *Lehrerin der Menschheit*; denn es gibt keine Philosophie, keine Geschichte mehr, die Dichtkunst allein wird alle übrigen Wissenschaften und Künste überleben.“⁸⁰⁵

Der Literatur kommt also ab 1750 eine zunehmende Bedeutung im Verständnis von Mensch und Welt zu und sie bringt dies mit den ihr eigenen narrativen Mitteln zum Ausdruck, oder besser, allein hierdurch kann es zum Ausdruck kommen. Es ist somit ein berechtigter Anspruch in den literarischen Texten der Zeit nach Hinweisen zu suchen, wie die Welterklärung des Gegenwärtigen via Vorgeschichte aus den Schriften herausgelesen werden kann. Dabei sind die Texte als Vexierbild zu verstehen, die dasjenige beinhalten, was uns vor die Augen kommt, um von uns gesehen, meint verstanden zu werden. Wie schon in der Vielfalt der Blickebenen und Blickwinkel auf eine literarisch geschilderte Situation zeigt (etwa die Frage der Identität im „Demetrius“, die Bewertung des Erdbebens im „Erdbeben in Chili“ je nach Personengruppe, die Beziehung Nathanaels zu Olimpia und Clara im „Sandmann“), wird es viele und voneinander abweichende Wahrheiten und Erkenntnisse in und aus der Gegenwart heraus geben. Von Relevanz ist es, dies anzuerkennen und die vorgeschichtlichen Einflüsse hierauf zu benennen.

Wie nun geben die Texte in ihrer Erzählgrammatik Hinweise auf das Verständnis hierfür? In Ergänzung zum narrativen Kontext, zur erzählten Geschichte an sich, in Ergänzung hierzu bieten die literarischen Texte sprachliche Mittel, die in nuce die Funktion eines Wissens um „Gegenwart und Vorgeschichte“ inkorporieren. Diese sollen im Folgenden dargestellt werden.

⁸⁰⁵ Georg Wilhelm Friedrich Hegel / Friedrich Wilhelm Joseph Schelling / Friedrich Hölderlin: Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus. In: Herbert Uerlings (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2016. S. 54-56., S. 55.

11.3.a. Symbol-Archive / Wahlverwandtschaften

Vorgeschichtliches Wissen kann in literarischen Texten etwa durch Personen (Schlüssselfiguren), aber auch Orten, Bauwerken oder Kleidung repräsentiert sein, anders gesagt, Personen (Schlüssselfiguren), Orte, Bauwerke oder Kleidung können in einem literarischen Text symbolisch für ein Wissen stehen, das durch Bezüge in der Handlung, die wir (in Analogie zu Goethes Roman) „Wahlverwandtschaften“ nennen wollen, offen gelegt werden kann. Es handelt sich im Verständnis dieser Arbeit um „Symbol-Archive“, die im Text aufzufinden sind. Aus der Vielfalt der Symbol-Archive im genannten Sinne, wollen wir diese Überlegung zunächst am Beispiel einer Romanfigur durchdenken und dabei besonders ihre Wechselwirkungen mit anderen Protagonisten beachten.

Als Schlüssselfigur, die wir als Symbol-Archiv ansprechen, kann Magdaleine von Scuderi in E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scuderi“ (1819) verstanden werden.⁸⁰⁶ In der Kriminalgeschichte um den Goldschmied Cardillac, steht Magdaleine von Scuderi im Mittelpunkt der Wirren um ungeklärte Morde und die darin verstrickte wie verunsicherte höfische Gesellschaft im Zeitalter Ludwig des XIV. Die Protagonistin, die sich auf die historische Person der Madeleine de Scudéry bezieht, inkorporiert einen Wertekanon, der zum absolutistischen Regierungsstil Ludwig des XIV. kontrastiert.

Die von E.T. A. Hoffmann erzählte Geschichte beginnt im Laufe des Jahres 1680, „[...] es mochte im Herbst des Jahres 1680 sein [...]“⁸⁰⁷ und spielt damit in einer Zeit, in der eine zentralistische Regierungsgewalt sich durchsetzte, die die Wirren der Fronde unterdrückt hatte. Die historische Person Madeleine de Scudéry wiederum war eine viel gelesene französische Schriftstellerin (1607-1701).⁸⁰⁸ Sie stand im Zentrum der „Prezi-

⁸⁰⁶ E.T.A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Mit einem Kommentar von Barbara von Korff-Schmising. Frankfurt 2015.

⁸⁰⁷ Ebd., S. 9.

⁸⁰⁸ URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Madeleine_de_Scudéry. (abgerufen am 4.4.2020).

osität“, einer gesellschaftlichen Bewegung, die, dominiert vom Einfluß der Frauen, der Kultiviertheit und den galanten Umgangsformen ein Primat gab. Verbunden war dies mit emanzipatorischen Zielen, etwa dem Streben nach dem Ende der Zwangsehe.⁸⁰⁹ Historischer Hintergrund für diese Bewegung war die Neuordnung der Einflußnahme am königlichen Hof. Während der ländliche, traditionelle Adel an Einfluß verlor, kam es zum Aufstieg des neuen Pariser Amtadels. Beide Gruppen begegneten sich in literarischen Salons, die hierdurch Einfluß und Informationen gewannen. Magdaleine von Scuderi verkörpert nun in E.T.A. Hoffmanns Erzählung eine solche Figur, die an sich und in sich die gesellschaftliche Dynamik und Historie der damaligen Zeit beinhaltet und zum Ausdruck bringt. Ihre Person steht somit für eine Vorgeschichte, die sie „verkörpert“ und die ihr Name allein schon beinhaltet. Darüberhinaus geht sie Verbindungen (Wahlverwandtschaften) zu anderen Personen ein, zum Goldschmied Cardillac, ihrem frühen Ziehkind Olivier Brusson und auch zum königlichen Hof, Konstellationen die gerade in der Auseinandersetzung mit ihrer Person, Aussagen zu vorgeschichtlichen Einflüssen eröffnen.

Die erzählte Handlung berichtet zunächst von Verbrechen und der Reaktion des königlichen Polizeiapparates darauf. Giftmorde werden begangen, Unschuldige verhaftet und exekutiert und Verunsicherung in höheren Kreisen gesät. Kaum weniger durchsichtig sind Diebstähle und Raubmorde des Nachts, bei denen Männern wertvolle Schmuckstücke entwendet werden. Magdaleine de Scuderi als Person korrespondiert mit den Verbrechen zum einen durch ihren Kontakt zum königlichen Hof und durchaus auch zum König selbst, zum anderen eröffnet Hoffmann die Erzählung mit der anonymen Über-sendung eines teuren Schmuckstücks an das Fräulein von Scuderi durch (wie wir später erfahren) den Goldschmied Cardillac. Wie die Majoratshäuser in Achim von Arnims und E.T.A. Hoffmanns Erzählungen, ruht das alte Fräulein in einer Zeit, die aus den Fugen geraten ist. So wie die Majoratshäuser in ihrer Existenz per se vorgeschichtliche Hinweise auf ihre Besitzer und deren familiäre Tradition inkorporieren, repräsentieren und architektonisch zum Ausdruck bringen, so tut dies Magdaleine von Scuderi, die ein Wissen in sich trägt und verkörpert, was zunächst weder ihr, noch dem Leser offenbar wird. Die Reaktion der handelnden Personen auf sie, spiegelt jedoch die narrative Funktion ihrer literarischen Existenz. Kontrastiert in Achim von Arnims „Die Majoratsher-

⁸⁰⁹ URL: <https://de.wikipedia.org/wiki/Preziosität>. (abgerufen am 4.4.2020).

ren“ das stattliche, gut erhaltene, in sich ruhende und für alle Zeiten bereite Haus die Unsicherheit des jungen Majoratsherrn, der nach seinen Wurzeln sucht und dabei letztlich zu Tode kommt und zeigt der Zusammenbruch von Teilen des Schlosses in E.T.A. Hoffmanns „Majorat“ den Verfall einer Familie, so kontrastiert Madame de Scuderi durch ihre statische Präsenz in hohem Alter zu Cardillac und dem königlichen Polizeiapparat und macht den Zeitenwechsel erkennbar. Sucht in Achim von Arnims „Majoratsherren“ der junge Majoratsherr nach dem Tod seiner (juristischen) Mutter den Heimatort auf, ohne das Majoratshaus zu beziehen, und versucht in E.T.A. Hoffmanns „Majorat“ der junge Schlossherr aus nicht standesgemäßer Ehe, durch intrafamiliäre Heirat die Familientradition zu retten, so suchen Cardillac sowie die königlichen Polizeibehörden im „Fräulein von Scuderi“ die Nähe und Hilfe des Fräuleins, als Gegenbild ihrer eigenen Position, um aus dieser Verbindung emotionale (Cardillac) oder faktische (Polizei) Erkenntnisse zu erlangen. Im übertragenen Sinne werden die Majoratshäuser ebenso wie das Fräulein von Scuderi zu Archiven, die den Handelnden mittelbar Auskunft über sich selbst geben. Der Polizeiapparat etwa sucht ihre Meinung zum Verdächtigen Olivier Brusson. Der König selbst fragt um ihre Meinung zu den Raubmorden, als er ein Gedicht der gefährdeten Liebhaber erhielt, die sich bei den anhaltenden Verbrechen um ihre Sicherheit sorgten. Dieser wandte sich an das Fräulein von Scuderi: „Aber Ihr, mein Fräulein, was haltet Ihr von dieser dichterischen Supplik?“⁸¹⁰ Ihr Bonmot „»Un amant qui craint les voleurs n'est point digne d'amour.«“⁸¹¹ zeigt das „Fräulein“ als eine durchaus kecke Person, doch hat andererseits Cardillac zu ihr maternale Projektionen, wenn er eine Kommunikation mit ihr anstrebt. Die Hintergründe der von König, Polizei und Cardillac angestrebten „Wahlverwandschaften“ mit dem Fräulein sind dabei weder den Lesern noch der Protagonistin (durchaus auch nicht den agierenden Protagonisten, etwa Cardillac) offen gelegt, sie erschließen sich vielmehr erst in und durch die Handlung, indem die Verbindung zum Fräulein Erkenntnisse zu Tage fördert, die zuvor nicht (mehr) gewusst worden waren.⁸¹² Diese Komplexität von Wahrnehmung

⁸¹⁰ E.T.A. Hoffmann: Scuderi, S. 24-25.

⁸¹¹ Ebd., S. 25.

⁸¹² Maximilian Bergengruen / Antonia Eder: E.T.A. Hoffmann: *Das Fräulein von Scuderi* (1819). In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart / Weimar 2013. S. 344-348., S. 345-346.: Bergengruen und Eder verweisen explizit auf den Indi-

und Analyse der erzählten Gegenwart wird eindrücklich gezeigt, wenn Magdaleine von Scuderi den von ihr als Kind umhегten Olivier nicht erkennt und er sich schließlich vor einem langen (für ihn bedeutsamen) Gespräch mit ihr zu erkennen gibt. „O mein würdiges, mein hochverehrtes Fräulein, ist denn jede Spur der Erinnerung an mich verflo- gen?“⁸¹³

Auch sie, Adressatin von Fragen oder Phantasien zu vorgelagerten Geschehnissen, ist sich selbst ihrer Vergangenheit nicht gänzlich bewusst. Doch diese Amnesie erscheint im Rückblick als verdrängtes Wissen. Bei ihrer ersten Begegnung mit Olivier im Gefängnis, die auf ihren Wunsch hin arrangiert worden war, nicht „wissend“ wer Olivier Brusson ist, zeigt sie nämlich eine starke emotionale Reaktion.

„In der Concierge angekommen, führte man die Scuderi in ein großes, helles Gemach. Nicht lange darauf vernahm sie Kettengerassel. Olivier Brusson wurde gebracht. Doch sowie er in die Türe trat, sank auch die Scuderi ohnmächtig nieder.“⁸¹⁴

Im gegenseitigen Erkennen (im „auch“ mag man die Ohnmacht beider ablesen) löst sich die unwürdige Begegnung im Gefängnis in der Ohnmacht. Das intuitive Fühlen eines Kennens kann hier angenommen werden. Die um das Fräulein von Scuderi kreisenden Ebenen der Orientierung in der Gegenwart demonstrieren damit den Facettenreichtum einer Gegenwärtigkeit, die vom jeweiligen Blickwinkel des Miteinanders, wie des vorgeschichtlichen Wissens abhängt. Wie schon in E.T.A. Hoffmanns „Sandmann“ zeigt sich auch hier, dass die „Perspektive“ die Erkenntnis bestimmt.

Doch nochmals zurück zur Person des Fräuleins von Scuderi in ihrer Archivfunktion im literarischen Text. Ihr Name „ver-körpert“ ein Wissen um die Vorgeschichte, die der Antrieb für die erzählte Geschichte ist. Das „alte Fräulein“, das in der Gunst des Königs

ziencharakter der Darstellung zur Auflösung der Verbrechen in der erzählten Geschichte. Sie nennen dies „sprechende Zeichen“, was unserer Überlegung nahe kommt, als Symbol fungierende Personen oder Objekte als Wissensarchive anzusprechen.

⁸¹³ E.T.A. Hoffmann: Scuderi, S. 53.

⁸¹⁴ Ebd., S. 48-49.

steht, rückt ganz in das symbolische Zentrum einer sich an ihr eröffnenden Vorgeschichte um die zunächst undurchsichtigen Straftaten. Ihr Bezug zu den Protagonisten der Handlung wird schon mit der ersten Seite des Textes eröffnet. Durch die Gunst des Königs lebt sie in einem kleinen Haus in der Straße St. Honore (verdient, dies sei erwähnt, durch die Gabe der Sprache), so lesen wir, und ein geheimnisvoller Mann sucht Einlass, um ihr ein Schmuckkästchen zu überbringen (im Auftrag von Cardillac, wie später berichtet wird). So spannend die Kriminalgeschichte erzählt wird, so relevanter für unsere Fragestellung sind die Motivation Cardillacs und des Königs mit ihr eine Wahlverwandtschaft einzugehen.

Das „Fräulein von Scuderi“ ist zum Zeitpunkt der erzählten Geschichte eine betagte Frau, präziser ein betagtes „Fräulein“. Im Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts bezeichnet dies eine Frau höheren Standes, die unverheiratet ist, womit sich durch letzteres auch die Assoziation zur Keuschheit einstellt, zum Status einer keuschen, alten und damit der gelebten (nicht vielleicht imaginierten) Sexualität abholden Frau. Ihre Verbindung zum Goldschmied Cardillac, der ihr anonym ein wertvolles Schmuckstück zukommen lässt, erschließt sich als Ausdruck der Idealisierung als „Fräulein“ (Keuschheit) und alter Frau (Mutter), womit sie in seinem Verlangen eine Rolle einnimmt, die derjenigen seiner Mutter entgegensteht, deren Verhalten seiner Meinung nach die Ursache seiner Straftaten ist. Für Cardillac ist das Fräulein von Scuderi, so John M. Ellis, eine jungfräuliche Mutter, eine reine Mutter, die er vermutlich nicht hatte.⁸¹⁵ Doch in seinem Schmuckgeschenk steckt auch eine erotische Note.⁸¹⁶

⁸¹⁵ John M. Ellis: E.T.A. Hoffmann's „Das Fräulein von Scuderi“. *The Modern Language Review*. 64 (2/1969), S. 340-350, S. 347.

⁸¹⁶ Maximilian Bergengruen: Das monströse Erbe (der Literatur). Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E.T.A. Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi*. In: Roland Bogards / Christiane Holm / Günter Oesterle (Hrsg.) in Verbindung mit Alexander von Bormann / Gerhart von Graevenitz / Walter Hinderer / Gerhard Neumann / Dagmar von Wietersheim: *Monster. Zur Ästhetischen Verfassung eines Grenzbewohners*. Würzburg 2009. S. 219-237., S. 232-233.: Maximilian Bergengruen sieht Cardillac und Madame de Scuderi als ein „imaginäres Liebespaar“ und verweist auf ihr Gebaren „wie ein junges verschämtes Ding“, das ihm, dem „geistigen Jüngling“, zugesprochen sei.

Als die Scuderi ihm in Anwesenheit der Maintenon, der Geliebten des Königs, das Schmuckkästchen wieder zurückgeben will, drängt Cardillac es ihr auf, um Anspielungen nicht verlegen:

„Nun beim Himmel, Fräulein, immer redet Ihr von Euern hohen Jahren, was haben wir, ich und Ihr mit den Jahren zu schaffen und Ihrer Last? – Und tut Ihr denn nicht eben wie ein junges verschämtes Ding, das gern zulangen möchte nach der dargebotenen süßen Frucht,[...]«⁸¹⁷

In der analeptischen Binnenerzählung Olivier Brussons erfahren wir von Cardillacs Lebensbericht, den dieser Brusson gegenüber dargelegt hatte. Er wollte damit versuchen ihn zum „Mitwisser“ zu machen, nachdem Brusson von Cardillacs Morden Kenntnis gewonnen hatte. Cardillac erzählte von seiner Mutter, die, im ersten Monat schwanger mit ihm, mit anderen „Weibern“ einem Fest im Lustsschloss Ludwig des XIV. zusah. Hier sah sie einen Kavalier mit „blitzender Juwelenkette“ um den Hals, „[...] von der sie ihre Augen gar nicht mehr abwenden konnte. Ihr ganzes Wesen war Begierde nach den funkelnden Steinen, die ihr ein überirdisches Gut dünkten.“⁸¹⁸ Vormals mit anderen Augen gesehen, war derselbe Kavalier, als er in einer früheren Zeit ihrer „Tugend nachstellte“, von ihr „mit Abscheu“ zurückgewiesen worden.⁸¹⁹ Durch die Diamanten erschien er ihr, die ihn wieder erkannte, jetzt als „[...] ein Wesen höherer Art, der Inbegriff aller Schönheit.“⁸²⁰ Just in dem Moment, als dieser sie „brünstig“ in seine Arme schloss und die Mutter nach der Kette fasste, sank er tot nieder und riß sie mit sich. Der Tote umklammerte die Mutter, die sich nur schwerlich aus der Umarmung lösen konnte. Die Blickfolge ist, nochmals gesagt: Ihr „Blick fiel“ auf einen Kavalier mit blitzender Juwelenkette um den Hals. Von der Kette konnte sie die Augen „nicht mehr abwenden“. Dem Blick folgt die Ausweitung, da nun ihr ganzes Wesen „Begierde nach den funkelnden Steinen“ wurde. Die Mutter erkannte den Kavalier, der ihr früher nachgestellt war. Damals dominierte Abscheu vor ihm, jetzt ließen ihn die Diamanten ihr als ein

⁸¹⁷ E.T.A. Hoffmann: Scuderi, S. 34.

⁸¹⁸ Ebd., S. 64.

⁸¹⁹ Ebd., S. 64.

⁸²⁰ Ebd., S. 64.

„Wesen höherer Art“ erscheinen.⁸²¹ Die Perspektive ändert die Realität der Wahrnehmung. Durch die „sehnsuchtsvollen, feurigen Blicke“ der Mutter glaubte sich der Kavalier glücklicher und schloß sie „brünstig“ in die Arme. Die Mutter fasste nach der schönen Kette, „[...] aber in demselben Augenblick sank er nieder [...]“, sie mit sich ziehend.⁸²² Der Tote umklammerte die Mutter, die sich nur schwerlich aus dieser Umarmung lösen konnte. „Die hohlen Augen, deren Sehkraft erloschen, auf sie gerichtet, wälzte der Tote sich mit ihr auf dem Boden.“⁸²³ Ähnlich wie in Heinrich von Kleists „Marquise von O...“, gibt sich die Mutter hin, auch wenn die Hingabe durch den Tod des Mannes vereitelt wird.⁸²⁴ Während die Marquise ihr Verhalten in keiner Weise zu begründen weiß (Verdrängung) ist bei Hoffmann der Schmuck die vorgeschobene Rechtfertigung eines unschicklichen Handelns. Hier, wie auch im „Demetrius“ und im „Sandmann“, ist es der Blick, der zu einer neuen *Empfindung* führt. Dem *Empfinden* einer Situation weist Bergengruen eine Bedeutung für die Bewertung einer Situation zu.⁸²⁵ Er bezieht dies auf die familiäre Situation Mignons in Goethes „Lehrjahren“. Der faktische Inzest der Eltern wird nicht als unrechtmässig empfunden, da die Eltern nicht wußten, dass sie Geschwister sind. Der intendierte Beischlaf zwischen Mignon und Wilhelm Meister wäre aufgrund des faktischen Vater-Tochter Verhältnisses als unrechtmässig empfunden worden, obwohl beide nicht verwandt waren. Jean-Paul Sartre wiederum weist der Empfindung des Angeblickt werdens eine wichtige Bedeutung für die Eigenwahrnehmung zu wenn er schreibt: „[...] die Scham oder der Stolz enthüllen mir den Blick des Andern und mich selbst am Ziel dieses Blicks, sie lassen mich die Situation eines Erblickten *erleben*, nicht *erkennen*“.⁸²⁶

⁸²¹ Ebd., S. 64.

⁸²² Ebd., S. 64

⁸²³ Ebd., S. 64.

⁸²⁴ Hierzu Bergengruen: Ehebrecher, S. 219: Bergengruen sieht in der Begegnung der beiden, trotz des Todes des Kavaliers, den Ausdruck eines Ehebruchs. „Dadurch wird die Heimlichkeit des gerade vollzogenen (oder zu vollendenden) Ehebruchs auf nicht zu überbietende Weise in Öffentlichkeit – und Schande – überführt.“

⁸²⁵ Bergengruen: Verfolgungswahn, S. 106-110.

⁸²⁶ Sartre: Sein und Nichts (1991), S. 471.

Das Entsetzen warf die Mutter Cardillac auf ein „schweres“ Krankenlager. Die dann folgende Geburt (man bedenke, die Begegnung ereignete sich schon im ersten Schwangerschaftsmonat) verlief oberflächlich gesehen unproblematisch. „Aber der Schrecken jenes fürchterlichen Augenblicks hatte *mich* getroffen.“⁸²⁷ Der „Augenblick“, den Cardillac nicht selbst sehen konnte, der sich ihm allein durch die Emotion vermittelt haben konnte, stimulierte, so seine Hypothese, seine Neigung zu Schmuck, den er schon als Knabe stahl und den er, später als erfolgreicher Kunstschmied, nicht in Händen Dritter belassen konnte – daher die Raubmorde. „Mein böser Stern war aufgegangen und hatte den Funken hinabgeschossen, der in mir eine der seltsamsten und verderblichsten Leidenschaften entzündete.“⁸²⁸ Der Diebstahl der von ihm gefertigten Schmuckstücke genügt ihm bald nicht mehr, er koppelt sich mit der Mordlust an den Käufern.

„Jene unheimliche Stimme ließ sich dennoch vernehmen und höhnte mich und rief: »Ho ho, dein Geschmeide trägt ein Toter! – Selbst wußte ich nicht, wie es kam, daß ich einen unaussprechlichen Haß auf die warf, denen ich Schmuck gefertigt.«⁸²⁹

Bei Cardillac zeigt sich hiermit eine „Vervielfältigung der Individualität“, da er nicht nur ein guter Bürger ist, sondern eine „[...] zweite Persönlichkeit in sich birgt, die ihn zum Mord drängt [...]“⁸³⁰

Die Plausibilität der kausalen Prägung durch das emotionalisierende Erlebnis der Mutter in der Schwangerschaft mag man diskutieren. Maximilian Bergengruen verweist auf Mechanismen lang dauernder Wirkungen durch

⁸²⁷ E.T.A. Hoffmann: Scuderi, S. 65.

⁸²⁸ Ebd., S. 65.

⁸²⁹ Ebd., S. 65-66.

⁸³⁰ Maximilian Bergengruen / Antonia Eder: Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten (1819). In: Christine Lubkoll / Harald Neumeyer (Hrsg.): E.T.A. Hoffmann Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart 2015. S. 126-130., S. 128.

„[...] die Theorie von der Vererbung geistiger Zustände während der Zeugung oder Schwangerschaft. Das angesprochene Modell besagt, dass einmalige (und nicht unbedingt krankhafte) Handlungen oder Wünsche von Seiten der Eltern während Schwangerschaft und Zeugung später zu unendlichen Wiederholungen im (pathologischen) Geist des späteren Menschen führen können – und zwar sein Leben lang.“⁸³¹

Die ätiologische Zuweisung des Verhaltens Cardillacs zum Erlebnis der Mutter *in* der Schwangerschaft greift Jean Pauls Ausführungen im „Katzenberger“ auf, der ganz bewusst nicht versuchte hatte von seiner Frau in der Schwangerschaft „[...] aufrechte Tanzbären, Affen oder kleine Schrecken [...]“⁸³² fernzuhalten, um durch ein fehlgebildetes Kind sein Missgeburtenkabinett um ein Stück zu erweitern.

Die Hypothese Cardillacs, sein kriminelles Verhalten in der oben beschriebenen Begegnung der Mutter während der Schwangerschaft begründet zu sehen, stellt einen Bezug zu einer von ihm unabhängigen Mordserie in Paris her, die die Polizei heraus forderte. Die von der Brinvillier initiierten Morde fußten auf den chemischen Experimenten des deutschen Apothekers Glaser:

„[...] und es gelang ihm endlich, jenes feine Gift zu bereiten, das ohne Geruch, ohne Geschmack, entweder auf der Stelle oder langsam tötend, durchaus keine Spur im menschlichen Körper zurückläßt, und alle Kunst, alle Wissenschaft der Ärzte täuscht, die, den Giftmord nicht ahnend, den Tod einer natürlichen Ursache zuschreiben müssen.“⁸³³

Dies eingedenk wird man sich fragen müssen, ob der Tod des Kavaliere nicht durch ein „geheimen Gift“ verursacht wurde, das die Mutter ausstrahlte im Angesicht der Diamanten. Die Folgen waren wuchtig: „Sei es, daß ihn der Schlag plötzlich getroffen, oder aus einer andern Ursache; genug, er war tot.“⁸³⁴ Burkhard Dohm verweist auf die damaligen Theorien von imaginierten Einwirkungen auf eine Schwangerschaft, selbst die Zeugung

⁸³¹ Bergengruen: Ehebriecher, S. 225.

⁸³² Jean Paul: Katzenberger, S. 63.

⁸³³ E.T.A. Hoffmann: Scuderi, S.15.

⁸³⁴ Ebd., S. 64.

habe man als imaginierten Vorgang verstanden, die Gebärmutter galt als Wirkungszentrum maternaler Einbildungen.⁸³⁵ Dohm verweist ebenso auf die Theorie des „Versehens“ in der Schwangerschaft, als damalige Hypothese, die Mesmers Magnetismuslehre nahe stand. „Gilt nämlich nach der Lehre des Mesmerismus das ‚Figieren der Augen‘ - also das Fixieren des Blicks – als physiologisch entscheidendes Initial magnetischer Heilwirkungen, [...]“ und so beeinträchtigt der feurige Blick der Mutter auf den Kavalier „[...] den Zustand der pränatalen Harmonie [...]“ des Kindes.⁸³⁶ Bergengruen verweist auf Karl Christoph Nenckes Ausführungen (1783) vom „[...] Eingang bestimmter Einstellungen und Handlungen der Eltern zum Zeitpunkt der Zeugung in die Psyche des entstehenden Kindes [...]“.⁸³⁷ Auch „Sünden“, so erschließt sich daraus, können sich als Krankheiten in der nachfolgenden Generation manifestieren.⁸³⁸

Fassen wir nochmals zusammen: In E.T.A. Hoffmanns Erzählung ist die Figur des „Fräulein von Scuderi“ als Archiv zu verstehen und damit im Konzept des „Symbol-Archivs“ als Archiv einer Person. Die Archivfunktion wird dadurch zum Ausdruck gebracht, dass die Person *befragt* wird und sich daraus Erkenntnisse ergeben, die den Leser wie auch die Protagonisten des Textes zu Erkenntnissen führen, die das vormalig undurchsichtige Geschehen entschlüsseln. Die Archivfunktion wird also befragt durch Interaktionen, die wir als Wahlverwandtschaften verstehen. Dabei sind diese nicht willkürlich, sondern unterliegen einer immanenten Anziehungskraft, einer intuitiven Hingezogenheit, da die Person als solche, als das *alte* Fräulein etwa, solche Bindungskräfte, besser Assoziationskräfte, impliziert. Hier, im Gegensatz etwa zum „Blonden Eckbert“, wird mit dem Titel der Erzählung eine solche Bedeutung unterstrichen, auch wenn die Geschichte Cardillac weit mehr im Vordergrund des Erzählten steht, doch die Titelgebung des „Fräulein von Scuderi“ betont explizit ihre Funktion in der Erzählung.

⁸³⁵ Burkhard Dohm: Das unwahrscheinliche Wahrscheinliche. Zur Plausibilisierung des Wunderbaren in E.T.A. Hoffmanns *Das Fräulien von Scuderi*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. 73 (2/1999), S. 289-318., S. 303.

⁸³⁶ Ebd., S. 307.

⁸³⁷ Bergengruen: Verfolgungswahn. S. 113

⁸³⁸ Ebd., S. 113.

Neben Personen fungieren auch Orte, etwa Gebäude oder Institutionen, als Symbol-Archive im Sinne der obigen Definition. Das Majorat etwa, einmal benannt, impliziert als Archiv eine Vorgeschichte, die sich über die erzählte Geschichte legt und die per se die Verlautbarung der vorgeschichtlichen Bedeutung inkorporiert. Majorate, eingerichtet als juristische Institutionen familiärer Besitzstandwahrung, verkörpern im Gegensatz zu den Leerstellen der Herkunft, den Ausdruck des gesicherten genealogischen Wissens und der gesicherten genealogischen Zukunft. Auf die Rolle des Majorats als Archiv, als eigenständige, nicht mehr in Frage zu stellende Institution, verweist auch Johannes F. Lehmann in Bezug auf E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das Majorat“.

„In diesem Sinne liegt das Majorat als juristisch-ökonomische Regelung an der Grenze von Natur und Kultur: Als Rechtsinstitut erzeugt das Majorat unerbittliche Grenzen, denn die Verfügungsgewalt über das Stammgut ist den Subjekten – und auch dem Stifter selbst – entzogen und ein für allemal festgelegt. Dadurch bekommt das kulturelle Rechtsinstitut des Majorats selbst die Qualität einer der menschlichen Manipulierbarkeit enthobenen »Naturordnung«.“⁸³⁹

Diese (implizite) Funktion der Majorate erscheint plausibel, doch ihr narratives Stilelement ist hierzu konträr. Denn nur wenn der Leser wahrnimmt, dass Monumente auch einstürzen können, lernt er aus dem Text über das Leben. Weder die Novelle von Achim von Arnim, noch die Erzählung von E.T.A. Hoffmann sind ja sachliche Beschreibungen der juristischen Grundlagen der Majorate, es sind erzählende Texte. Allein aus dieser Spannung, lässt sich ablesen, dass dem Begriff des Majorats eine vorgeschichtliche und zukünftige Irritation zukommt. Beide erzählten Geschichten enden mit dem Niedergang der Familien, die Häuser brechen, etwa in Hoffmanns Erzählung, sogar physisch zusammen. Scheinbar gesicherte Herkunft hier, ungesicherte hingegen beim Inzest. Die Metaebene des Textes vermittelt die Aussage der Ungesicherheit des Menschen in seiner gegenwärtigen Gegenwart. Die Brüchigkeit scheinbar gesicherter genealogischer Orte zu benennen, ist ein narratives Stilelement des Verstehens.

⁸³⁹ Johannes F. Lehmann: Im Abgrund der Wut. Zur Kultur- und Literaturgeschichte des Zorns. Freiburg i. Br. / Berlin / Wien 2012., S. 321.

Betont haben wir mehrfach die Bedeutung der Ahnung, als Metaebene der Textaussage. Vermittelt wird dieses Ahnen auch durch die Charakterisierung der Protagonisten über Erkrankungen, die als begriffliches Archiv andeuten, dass über oder unter der Geschichte eine Unsicherheit liegt. So wird der blonde Eckbert in Tiecks Kunstmärchen als depressiv und introvertiert beschrieben, Cardillac in E.T.A. Hoffmanns „Fräulein Scuderi“ zeigt eine Persönlichkeitsstörung, Nathanael in E.T.A. Hoffmanns „Sandmann“ leidet an einer Psychose und Augustin, der Harfner in Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“, erscheint psychisch erkrankt. Krankheitssymptome sind also ein narratives Stilelement des Verstehens. Eindrücklich ist der Wechsel des Verhaltens des blonden Eckbert, nachdem das Tuch des Verdrängens und Schweigens in der Folge von Berthas Binnen-erzählung von seinem Leben weg gezogen wurde. Offenbar befreit von der Last des (scheinbaren) Unwissens, wird er förmlich zu einem zur Handlung getriebenen Mann. Daran mag man ablesen, welche Relevanz die geahnte Unsicherheit auf die Menschen legt, aus der diese sich später zu befreien suchen und als „schreckliche Kinder der Neuzeit“ enden.

Am Beispiel des „Verfolgungswahns“ demonstriert Maximilian Bergengruen die Rolle der Krankheit im ausgehenden 18. Jahrhundert. Damals hatte sich noch keine abschließende nosologische Einordnung für den „Verfolgungswahn“ etabliert, der in literarischen Texten der Zeit, etwa bei Goethe (Wilhelm Meisters Lehrjahre), Tieck (Der blonde Eckbert) und E.T.A. Hoffmann (Der Sandmann), aufgegriffen und damit zu einem Sinnbild für familiäre und (trans)generationelle Bezüge wird. Ähnlich der Unsicherheit um die genetischen Grundlagen des Lebens, die den Inzest in literarischen Texten thematisch auf den Plan rief, steht der Verfolgungswahn für ein „unsicheres Wissen“ in der damaligen Zeit.⁸⁴⁰ Eine solche „Unbegrifflichkeit“ wird für den Austausch zwischen Literatur und anderen Wissensgebieten fruchtbar, da „[...] das jeweilige Fachwissen durch seinen ungesicherten epistemischen Status eine diskursive Offenheit aufweist“ und dies literarischen Texten erlaubt, „Möglichkeitsbeziehungen“ herzustellen, um damit am Prozess der Wissensbildung teilzunehmen.⁸⁴¹ Doch die spekulative Potenz des unsicher Gewussten erhöht sich noch, da in der Zeit um 1800 auch über die genetische Disposition psychischer Störungen nachgedacht wird und die Epigenese ebenfalls Gegenstand

⁸⁴⁰ Bergengruen. Verfolgungswahn, S. 10-11.

⁸⁴¹ Ebd., S. 11.

literarischer Texte wurde. Doch nicht genug: Auch die Rolle frühkindlicher Prägungen in der späteren Aktivierung einer Psychose bei einer hierfür disponierten Person, beschäftigte die Autoren, etwa Karl Philipp Moritz.⁸⁴² Über den engeren Kreis des medizinisch-biologischen Wissens hinaus, sieht Maximilian Bergengruen auch Einbindungen in übergeordnete Kontexte, so den Gottesfluch als Strafe einer Missetat früherer Generationen, etwa im Ehebruch. So könnte im Verständnis des Verfolgungswahns auch ein Dämon postuliert werden, der nicht allein in der singulären Psyche des Erkrankten wütet, sondern als Ausdruck des Schicksals einer Familie zu verstehen ist und damit den Texten eine „metaphysische Lesart“ hinzufügt.⁸⁴³ Anhand dreier Texte stellt Bergengruen die diesbezüglichen Überlegungen detailliert vor. Es handelt sich um Textanalysen von Ludwig Tiecks „Der blonde Eckbert“ sowie „Der Sandmann“ und „Das Fräulein von Scuderi“ von E.T.A. Hoffmann. Bergengruens Ergebnisse zum Verfolgungswahn in den genannten Texten ist für die Thematik der „Vorgeschichte und Gegenwart“ nutzbar zu machen, da sich an dieser Erkrankung exemplarisch ein vorge-schichtlicher Einfluss zeigen lässt und auch diese Erkrankung somit zum Archiv vorge-schichtlicher Einflüsse wird. Ausgehend von der Diskussion der damaligen Zeit, um die Prägung des Individuums durch die Umstände der Zeugung, sind dem Menschen der Folgegeneration (durchaus auch der Folgegenerationen) Verhaltensmuster eingeboren, die nun im wahrsten Sinne des Wortes subkutan, also implizit, wirksam werden. Eingepflicht, entfalten sie ihren Einfluss. Die abnehmende Samenqualität bei „unmässiger“ Sexualität ist dabei ebenso zu nennen, wie der „Seelen- und Leibeszustand“ der Eltern bei der Zeugung.⁸⁴⁴ So erschließt sich die Linie im „Wilhelm Meister“ aus der *späten* Zeugung Speratas und der hierzu zu korrelierenden verminderten Samenqualität. Es erschließt sich auch der Ehebruch des Vaters im „Blonden Eckbert“ als Quelle des Verfolgungswahns Eckberts:

„Vor dem Hintergrund der hereditären Spekulationen der Zeit um die Gene-se des Verfolgungswahns ergibt sich daraus eine klare intergenerative Struk-tur im Sinne Nenckens: Die Schuld des Vaters (der Ehebruch) schlägt sich nieder in der Schuld der Kinder, d.h. im Inzest von Bertha und Eckbert und

⁸⁴² Ebd., S. 12-13.

⁸⁴³ Ebd., S. 13-15.

⁸⁴⁴ Ebd., S. 111-113.

dessen Mord an Walther, der aber nicht mehr von einem Subjekt begangen wird, das Herr seiner Sinne und seines Verstandes ist, sondern von einem Menschen, der unter einer seine Willensfreiheit einschränkenden psychischen Krankheit leidet.“⁸⁴⁵

In der *Melancholie* Eckberts (zu der der Verfolgungswahn klassifikatorisch gerechnet wurde) sieht Bergengruen ferner einen hierin inkorporierten Hinweis auf einen Einfluss der Eltern in der Prägung des psychischen Befindens ihres Kindes. Tugenden, aber auch „Laster und Thorheiten“, galten als angeboren, vermittelt durch „[...] Einstellungen und Handlungen der Eltern zum Zeitpunkt der Zeugung [...]“.⁸⁴⁶ In E.T.A. Hoffmanns „Der Sandmann“ sieht Bergengruen eine Dämonische (als allegorische Auslegung des Magnetismus verstandene) Beeinflussung Nathanaels durch Coppola/Coppelius und Clara, die ein „Elternszenario“ bilden,⁸⁴⁷ die phasenweise Steigerung von Nathanaels Psychose als Ausdruck einer „[...] intergenerationellen Progression der Krankheit.“⁸⁴⁸ Eine solche Konstellation sieht Maximilian Bergengruen auch in E.T.A. Hoffmanns „Das Fräulein von Scuderi“. Während die Mutter „nur“ einen Ehebruch beging, erweist sich Cardillac als wahres Monster.⁸⁴⁹ Desweiteren stellt er für die „Scuderi“ die Hypothese auf, dass es in der erzählten Geschichte zu einer „[...] diskursive(n) (und also gerade nicht biologische(n) Vermittlung [...]“ von geistigen Eigenschaften komme.⁸⁵⁰ Dies zeigt sich insbesondere zwischen Cardillac und Olivier, in deren Äußerungen sich große Ähnlichkeiten nachweisen lassen. Auch unterlässt es Olivier Cardillacs Morde gegenüber Madelon (seiner Freundin und Cardillacs Tochter) zu nennen, da er fürchtet, dieses Wissen könne tödlich für sie sein. Bergengruen spricht in diesem Zusammenhang vom „[...] Primat

⁸⁴⁵ Ebd., S. 165.

⁸⁴⁶ Bergengruen: Herkunft, S. 393.

⁸⁴⁷ Maximilian Bergengruen: Dämonomanie. Verfolgungswahn, Magnetismus und Vererbung in E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. In: Lars Friedrich / Eva Geulen / Kirk Wetters (Hrsg.): *Das Dämonische. Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit nach Goethe*. Paderborn 2014. S. 145-172., S. 163.

⁸⁴⁸ Ebd., S. 170.

⁸⁴⁹ Bergengruen: Ehebrecher, S. 236.

⁸⁵⁰ Ebd., S. 235.

der imaginären und symbolischen Heredität [...]“⁸⁵¹ was wiederum an unser Konzept der Symbol-Archive anschließt.

Die Hypothese, Personen, Gebäude oder eine Erkrankung als Archivbegriff zu verstehen, wurde erläutert. Ralf Simons Analyse „Zur Genese der Denkfigur »Vorgeschichte« bei Johann Gottfried Herder“,⁸⁵² enthält wesentliche Aussagen zur Begründung des Konzeptes, Worte oder Begriffe in diesem Sinne anzusprechen. Rolf Simon zeigt in seiner Analyse die einem Text eingeschriebene Vorgeschichte auf, indem er darauf hinweist, dass der Sprache ganz ursprünglich, und damit per se, eine originäre Wissensfunktion zukommt, letztlich durch ihre Entstehung begründet. Simon betont die kulturgeschichtliche Position Herders als eines Denkers, der in der sogenannten „Sattelzeit“ (Koselleck) lebte, „[...] einer Übergangszeit zwischen der alteuropäischen Form des Wissens und der beginnenden, auf die Moderne hinzielenden Dynamisierung und Ausdifferenzierung der Wissenssysteme.“⁸⁵³ Trotz dieser sich ankündigenden Diversifikation des Wissens, versuchte Herder diese Tendenz „in eine Einheit zurückzubinden“.⁸⁵⁴ Sein Argumentieren steht somit der naturwissenschaftlichen Frage nach einer Kausalität näher als einer narrativen Herleitung mit „vielfachen Begründungsnetzen“.⁸⁵⁵

Im analytischen Verständnis um den Beginn des Erzählens betont Herder, so Simon, dass sich eine Erzählung nicht aus dem Instrument der Sprache (und später des Schreibens) entwickelt, sondern, dass umgekehrt das Erzählen eine Sprache (und später die Schrift) notwendig machte. Die Sprache ist somit Folge und nicht Ursache des Erzählens. „Die Verben setzen das Erzählen hinsichtlich der Aktionsart und der Temporal-

⁸⁵¹ Ebd., S. 236.

⁸⁵² Ralf Simon: Zur Genese der Denkfigur »Vorgeschichte« bei Johann Gottfried Herder. In: Johannes F. Lehmann / Roland Borgards / Maximilian Bergengruen (Hrsg.): Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation. Freiburg 2012. S. 49-76.

⁸⁵³ Ebd., S. 53.

⁸⁵⁴ Ebd., S. 53.

⁸⁵⁵ Ebd., S. 50.

form um.“⁸⁵⁶ Wichtig für uns: Worte, die geschaffen werden, um faktische und erzählerische Kontexte auszudrücken, beinhalten *per se* ein Wissen, für dessen Ausdruck sie ja erschaffen wurden. Simon zitiert hierzu Herder:

„Die Sache ist ganz natürlich. Da nichts den Menschen so angeht, und wenigstens so sprachartig ihn trifft, als *was er erzählen soll*. Taten, Handlungen, Begebenheiten: so müssen sich ursprünglich eine solche Menge *Taten* und *Begebenheiten* sammeln, daß fast für jeden Zustand ein neues Verbum wird.“⁸⁵⁷

Worte einer Sprache, so kann man daraus exkludieren, die geschaffen wurden, um Taten und Handlungen auszudrücken, werden *per se* als Archiv des zu Bewahrenden, des zu Erzählenden, gebildet. Sie sind also von Beginn an „Archive“, die Wissen inkorporieren und vorgeschichtliches Wissen zum Ausdruck bringen (Symbol-Archive). Dies ist ja schließlich die Vorbedingung und Berechtigung ihrer Existenz. Das Zusammenwachsen der Begriffe zur Sprache, die Wahlverwandtschaften des narrativen und sprachlichen Miteinanders, drückt Herder (wiederum nach Simon) wie folgt aus:

„Wie Verba einer Sprache eher sind, als die von ihnen rund abstrahierten Nomina: so auch *anfangs um so mehr Konjugationen, je weniger man Begriffe untereinander zu ordnen gelernt hat*.“⁸⁵⁸

Wir konkludieren: Die Worte der Sprache benennen Subjekte und Objekte, denen eine historische Vorgeschichte innewohnt, die man aus ihnen, aus den Worten und Begriffen, herauslesen kann und herauslesen muss. So beginnt Manuel De Landa denn auch sein philosophisch-historisches Werk „A Thousand Years on Nonlinear History“ mit einem ähnlichen Verweis:

⁸⁵⁶ Ebd., S. 58-59.

⁸⁵⁷ Ebd., S. 58.

⁸⁵⁸ Ebd., S. 58.

„Despite it’s title, this is not a book of history but a book of philosophy. It is, however, a deeply historical philosophy which holds as its central thesis that all structures that surround us and form our reality (mountains, animals and plants, human languages, social institutions) are the products of specific historical processes.“⁸⁵⁹

11.3.b. Das Bild / Der Moment

Mitgerissen vom Erzählstrom wird der Leser von der Handlung getragen und hingeführt zu einer auf den Plot geschriebenen Geschichte, deren Zwischentöne unscharf bleiben, ähnlich der raschen Fahrt durch eine Landschaft. Eine zur Krise geführte Handlung, die an einen Wendepunkt kommt, an dem ein Verharren stattfindet, erlaubt dann einen gelasseneren, einen frischen Blick.

Heinrich von Kleist nutzt dieses erzählerische Element im „Erdbeben in Chili“, wenn er im Mittelteil, der „Talutopie“, das erzählte Leben für einen Moment zum Stillstand kommen lässt. Das harmonische Verharren der kleinen Familie am Granatapfelbaum, dem Symbol von Gottes Schöpfung, lässt Protagonisten und Leser durchatmen, nachdem die Novelle mit einem furiosen Getöse begonnen hatte. Subtil und verhalten verläuft das Leben in dieser Phase, bevor es erneut in heftigen Tumult ausufert. Ähnlich Heisenbergs Unschärferelation, auf die schon hingewiesen wurde, wird die Bewegung angehalten und erlaubt nun einen Blick auf diesen einen Moment, nicht wissend wie es weiter gegangen wäre und weiter gehen wird, wenn die Stopptaste wieder gelöst wird. Dies erlaubt sowohl den Protagonisten wie den Lesern Assoziationen hierzu anzustellen. Wir erinnern dabei auch die Analyse von Altdorfers Alexanderschlacht Gemälde durch Friedrich Schlegel, mit der die Ausführungen ihren Anfang genommen haben. Im Gegensatz zu den Zeitgenossen Altdorfers erlaubte die verstrichene Zeit bis zu Schlegels Beschreibung einen neuen, einen anderen Blick, der das Vexierbild jetzt in seiner Diskrepanz zwischen Darstellung und dargestelltem Ereignis erkannte. Das in Heinrich

⁸⁵⁹ De Landa: History, S. 11.

von Kleists Novelle eingefrorene Bild erweist sich ebenso als Vexierbild, wenn wir davon ausgehen, dass Leser über Generationen den Text gelesen haben und lesen werden, und dem Autor zu unterstellen ist, dass er nicht nur für den Moment schrieb, sondern eine literarische Zukunft anstrebte. Ganz zu Recht betont Johannes F. Lehmann die Dauer des Mittelteils, da sich darin Gedanken formen und finden, die dem Leser helfen zu verstehen.⁸⁶⁰ Es sind die leisen Töne, die darin laut werden, die biblisch-religiöse Symbolik, etwa die geplante Reise nach „La Conception“, das „Bindestrich“-Zögern Josephes vor ihrer Antwort auf Don Fernandos Frage, das Flüstern Donna Elisabeths, der Schwester Donna Elvires, möglicherweise emotionale und private Vorgeschichten Don Fernando gegenüber ansprechend. Sehend, meint lesend, in sich hören zu können, ist das narrative Stilmittel dieser Erzählgrammatik.

Wir finden dies auch in William Shakespeares „Perikles“, aus dem das Motto der Erzählung „Zerbin oder Die neuere Philosophie“ stammt. Mit seiner Erkenntnis, die Lösung des Rätsels gefunden zu haben, und damit um den Inzest zwischen König und Tochter zu wissen, verharret das Schauspiel, bevor es zu stürmischen Zeiten kommt. Auch hier erlaubt das Verharren im Moment dem Leser ein Gefühl zu entwickeln, wie die Situation zustande kam, wie Perikles entscheiden wird und entscheiden kann, was er bedenkt und was sein Handeln beeinflusst. In der Erzählung „Zerbin“ selbst kommt es ebenfalls zum kurzfristigen Einfrieren des Bildes als sich Zerbin darüber klar wird, eine richtungsweisende Entscheidung treffen zu werden.

„Wie vieles kommt auf den Augenblick an, zu wie vielen schrecklichen Katastrophen war nur die Zeit, die Verbindung kleiner, oft unwichtig scheinender Umstände die Lunte!“⁸⁶¹

Das erzählerische Stilelement des Einfrierens in ein „Bild“, korrespondiert zur Fragestellung unserer Untersuchungen, da es den Moment der Gegenwart betont und ihm in der Erzählgrammatik des Textes eine analytische Rolle im Verständnis um das Woher und das Wohin zuweist.

⁸⁶⁰ Lehmann: Kleist.

⁸⁶¹ Lenz: Zerbin, S. 17.

11.3.c. Der Blick / Die Perspektive

Das Erkennen, im Sinne der Anagnorisis, spielt in den literarischen Texten ebenso eine Rolle wie der Blick, der nach Sartre die Vorbedingung für das Erkennen des Anderen als Individuum ist. Die in E.T.A. Hoffmanns „Sandmann“ facettenreich durchgespielte Blickanalyse, zeigt das Wesen eines solchen Erkennens. Der Blick, dessen Voraussetzung die Augen sind, wird dabei metaphorisch zum Sinnbild eines kommunikativen Weltverständnisses. Das Schauen in die Augen wird zur vorgeschichtlichen Tiefensicht, die auch das erfährt, was das Gegenüber erblickt hatte. Die Bedeutung des Blicks als Tiefenblick beschreibt Roland Barthes zu Beginn seiner „Bemerkung zur Photographie“:

„Eines Tages, vor sehr langer Zeit, stieß ich auf eine Photographie des jüngsten Bruders von Napoleon, Jérôme (1852). Damals sagte ich mir, mit einem Erstaunen, das ich seitdem nicht mehr vermindern konnte: »Ich sehe die Augen, die den Kaiser gesehen haben.«⁸⁶²

Der Augen-Blick als Tiefenblick ist ein narratives Stilelement.

Doch auch die fehlenden, die blinden Augen, beinhalten Erkenntnisse, die meist in die Zukunft gerichtet sind. Die Kastrationsinterpretation Sigmund Freuds für die „Sandmann“ Erzählung E.T.A. Hoffmanns, öffnet hierzu ein assoziatives Feld. Der Blindheit werden in der Mythologie seherische Fähigkeiten zugeschrieben, etwa in Bezug auf Homer. In der Ödipus-Sage befragt König Ödipus den blinden Seher Teiresias nach dem Mörder seines Vaters Laios (den Ödipus ermordet hatte). Teiresias antwortet ausweichend, Ödipus werde dies nicht wissen wollen. Nachdem sein Mord ihm bekannt geworden ist, blendet sich Ödipus. Der Blick in die Augen als Tiefenblick, der Blick aus den toten Augen als seherischer Blick. Die Blickmetaphorik der Texte transportiert den möglichen Zugang zum Davor und zum Danach als Erkenntnis einer Vorgeschichte und Nachgeschichte der Gegenwart.

⁸⁶² Roland Barthes: Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie. Frankfurt am Main 1989., S. 11.

Erlaubt sei an dieser Stelle eine Anmerkung zu Jorge Luis Borges, dem Autor der später noch zu erläuternden Erzählung „Das Sandbuch“. Borges erblindete im Alter von 50 Jahren. Die photographischen Aufnahmen, die ihn als Direktor der Nationalbibliothek in Buenos Aires zeigen, umgeben von tausenden von Büchern ins Leere „blickend“, rufen das Bild der blinden Sehers in uns hervor. So fügt es sich, dass das „Sandbuch“ dem „Sandmann“ nicht nur klanglich nahe steht. Verloren kann man in der Welt der Bücher auch sein, wenn man den Blick nicht auf die *Aussage* des Textes richtet.

Doch nicht nur das Sehen oder Nicht-sehen-können, auch die Perspektive des Blicks ist für die Aussage der Texte von Bedeutung. Nicht zuletzt in E.T.A. Hoffmanns „Sandmann“ wird gezeigt, dass die Blickweise, die Wahrnehmung des Gegenüber verändert. Erst ein „Perspektiv“ ermöglicht es Nathanael in Olimpia eine lebende Person zu „erkennen“ und umgekehrt verkennt er Clara durch das Perspektiv als „Holzpüppchen.“ Bleiben wir noch kurz beim „Perspektiv“ als Mittel des „Blickwechsels“ und damit des Zugangs zu einem Verständnis, das zuvor in der „Leerstelle“ der „leeren“ Augen nicht gefunden werden konnte. Diese Perspektivmetaphorik hat poetologische wie wissenschaftsgeschichtliche Aspekte, denn Literatur und Wissenschaft nähern sich in Bezug auf die Nutzung von Wissen einander an.⁸⁶³ Das Geheimnisvolle in den Automaten und Illusionen wurde auch im 18. Jahrhundert von Lesern geschätzt, obwohl es bereits damals eine sachlich aufklärende Literatur zum Wesen dieser Phänomene gab.⁸⁶⁴ Die im 18. Jahrhundert verfügbaren und gar von fahrenden „Wetterglashändlern“ vertriebenen optischen Geräte waren von minderer Qualität. Eine klare Sicht der Wahrnehmung war damit kaum zu erreichen, vielmehr optische Verzerrungen. Obwohl zu Hoffmanns Zeiten die „Perspektive“ Personen oder Gegenstände nicht mehr auf dem Kopf und seitenverkehrt zeigten, war die optische Darstellung dennoch nicht deutlich, und damit auch nicht erkenntnisreich. Das vormals durch solche Gläser erfolgende Umkehren des Seheindrucks (um 1800 technisch bewältigt), erfolgt in Hoffmanns Erzählung nun semantisch, indem der Automatenkörper mit seinen leeren Augen im Perpektiv als lebendig erscheint.⁸⁶⁵ Auch spielt der Text mit dem Nicht-Wissen, indem sowohl der Erzähler, wie auch Professor Spalanzani, es sehr lange hinauszögern, Olimpia als Automaten zu

⁸⁶³ Peter Brandes: Täuschungen, S. 123-137.

⁸⁶⁴ Ebd., S. 127-128.

⁸⁶⁵ Ebd., S. 133.

benennen.⁸⁶⁶ Die geheimnisvolle Figur der Automaten spielt dabei auch auf Phantasien zu menschlichen „(Re)Produktionsmodellen“ an, denn Automaten wie Monster, sind letztlich Produkte des Geniegedankens.⁸⁶⁷

Der Blick als Grundlage des Verständnisses hat auch eine elementare Bedeutung in Michel Foucaults Analyse von Velázquez' Bild „Las Meninas“.⁸⁶⁸ Wir wollen an dieser Stelle kurz auf Foucaults Text eingehen.

Schon im ersten Absatz dominiert der Verweis auf den Blick und betont damit was wir mit den hier vorgelegten Untersuchungen versucht haben rückblickend zu analysieren, nämlich die Frage, welche Vorgeschichte ein Bild (ein Text) beinhaltet. Foucault beginnt (Hervorhebungen von mir):

„Der Maler steht etwas vom Bild entfernt. Er wirft einen **Blick** auf das Modell. Vielleicht ist nur noch ein letzter Tupfer zu setzen, vielleicht aber ist auch der erste Strich noch nicht einmal getan. Der Arm, der den Pinsel hält, ist nach links, in Richtung der Palette, geknickt und verharrt einen **Augenblick** unbeweglich zwischen Leinwand und den Farben. Die geschickte Hand ist durch den **Blick** einen Moment zum Stillstand gekommen; andererseits ruht der **Blick** auf der Geste des Einhaltens. Zwischen der feinen Spitze des Pinsels und dem stählernen **Blick** kann das Schauspiel seinen vollen Umfang entfalten.“⁸⁶⁹

⁸⁶⁶ Ebd., S. 134-135.

⁸⁶⁷ Barbara Thums: Absorptionen und Transformationen anderer Texte und Medien in *Der Sandmann*. In: Oliver Jahraus (Hrsg.). *Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl.* Stuttgart 2019. S. 149-159., S. 153.

⁸⁶⁸ Michel Foucault: *Die Hoffräulein*. In: Ders.: *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main 1990. S. 31-45.

⁸⁶⁹ Ebd., S. 31.

Ähnlich wie in literarischen Texten, etwa in Kleists „Erdbeben in Chili“, verbindet die Bildbeschreibung Foucaults den Blick mit dem Innehalten. Die Hand kommt „zum Stillstand“, der Maler hat sich von der Leinwand entfernt, um einen Blick auf das Modell zu werfen. Um das Blicken kreist das (versuchte) Verstehen der Szene in all ihrer Komplexität zwischen den Personen im Bild, wie auch für den Betrachter des Bildes. Die vielfältigen Blickachsen (und Verstehensachsen) der dargestellten Personen drücken aus, was wir in einigen der besprochenen Texte hervorgehoben haben, die Diversität und Komplexität einer Gegenwart, die sich je nach Blickwinkel (optisch wie im übertragenen Sinne) unterschiedlich darstellt. Im „Demetrius“ gleitet der Blick auf die Kette und sieht darin das Argument, der Zarensohn stehe am Galgen. Im „Erdbeben in Chili“ ist die Bedeutung der Katastrophe im übertragenen Sinne vom Blick abhängig: Günstig für die Erretteten, schrecklich für die Getöteten und Verletzten. In Velázquez' Gemälde ist das gemalte Bild nicht zu sehen, sondern nur die Rückwand der Leinwand. Wir sehen vielmehr in die Augen des Malers und der Infantin und versuchen daraus den Bildinhalt abzulesen. Ist es das Königspaar, das im Spiegel zu sehen ist, das vom Maler dargestellt wird oder ist das Herrscherpaar nur der Grund für die Unterbrechung des Malens, im Moment, den das Bild uns zeigt? Wie Roland Barthes, der in der Photographie Jérômes den Kaiser mittelbar „sah“, da dieser mit „diesen Augen“ gesehen worden war, so ist auch der Blick des Malers eine Pforte, die Vorgeschichte der Szene zu entschlüsseln. Diese durch den Blick vermittelte Analyse ist zudem ein Beispiel, wie sich eine Vorgeschichte nonverbal vermitteln kann, die man mehr empfindet als weiß.

„Wir betrachten ein Bild, aus dem heraus ein Maler seinerseits uns anschaut. Nichts als ein Sichgegenüberstehen, sich überraschende Augen, Blicke, die sich kreuzen und dadurch überlagern. Dennoch umschließt diese dünne Linie der Sichtbarkeit ein ganzes komplexes Netz von Unsicherheiten, Austauschungen und Ausweichungen.“⁸⁷⁰

Im Verständnis um die „Ordnung der Dinge“, d.h. in der Ablösung von „Ähnlichkeit und Analogie“ als „Wissensdisposition der Renaissance“ zur Frage, „[...] wie ein Zei-

⁸⁷⁰ Ed., S. 32.

chen überhaupt mit dem verbunden sein kann, was es bedeutet“, in dieser Ordnung weist Foucault dem Bild (und nicht dem Buch) eine besondere Bedeutung zu.⁸⁷¹

„Dennoch muß man feststellen, daß die natürliche Ordnung sich in einer Theorie formuliert, die als die richtige Lesart einer Serie oder eines realen Bildes gilt: Daher ist die Struktur der Wesen gleichzeitig die unmittelbare Form des Sichtbaren und seine Gliederung [...].“⁸⁷²

Neben dem Sicht(und Seh-)baren lehrt uns Foucaults Blick aber auch das Nicht-Sehbare zu thematisieren. Ausgehend von der Zentralperspektive, aus der heraus das Bild dargestellt wird, bergen sich Limitation des Sehbaren.⁸⁷³ Wie in einer Pyramidenform erblickt der Sehende den Gegenstand, ausgehend vom Zentralpunkt des Sehens und in die Peripherie sich ausweitend. Umgekehrt fusionieren die vom Objekt ausgehenden Lichtstrahlen im Auge des Sehenden.⁸⁷⁴ Dabei fällt der von der Fovea centralis der Retina erfasste Punkt des Seheindrucks in einen im unendlichen liegenden Fluchtpunkt und beide fallen damit in *einen* Punkt des Sehens zusammen.⁸⁷⁵ Daraus ergibt sich eine wesentliche Begrenzung des Sehens.

„Das, was dem Sehenden aber unweigerlich verborgen bleiben muss, ist sein eigenes Sehen. Mit anderen Worten: Das Sehen als solches, mag es noch so scharf und detailliert sein, kann nie den Anspruch einer allgemeingültigen Objektivität erheben, da das Sehen in seinem eigenen, aktuellen Tun sich selbst nicht überprüfen kann. Der Sehende kann nie gleichzeitig Subjekt und

⁸⁷¹ Ellen Harlizius-Klück: Der Platz des Königs. *Las Meninas* als Tableau des klassischen Wissens bei Michel Foucault. Wien 1995., S. 46-47.

⁸⁷² Foucault: Ordnung, S. 257.

⁸⁷³ Michael Sukale: Zentralperspektive und Fensterparadigma. In: Stephan Günzel / Dieter Mersch (Hrsg.) unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling: Bild. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2014. S. 164-174., S. 166-168.

⁸⁷⁴ Ana Maria Rabe: Verewigter Augenblick und essentielle Leere. José Ortega y Gasset und Michel Foucault zu Diego Velázquez' *Las Meninas*. In: Nike Bätzner (Hrsg.): Die Aktualität des Barock. Zürich / Berlin 2014. S. 42-65., S. 59.

⁸⁷⁵ Ebd., S. 60.

Objekt seines eigenen Sehens sein. Er kann noch so viel beobachten und entdecken – sein eigenes Sehen wird er nie zu fassen bekommen. Denn er wird nie eine Beobachterposition einnehmen und gleichzeitig in das eigene Sehen eindringen können. Er ist und bleibt in dem Punkt blind, in dem die beiden entgegengesetzten Blickrichtungen zusammenlaufen.“⁸⁷⁶

Doch diese Limitation befreit den Blick auch, der sonst nur auf sich selbst gerichtet wäre. „So ist es also die Unsichtbarkeit des Sehens, die ihn etwas sehen lässt.“⁸⁷⁷ So schlussfolgert denn auch Foucault in seinem Text:

„Vielleicht verbürgen sich in diesem Bild wie in jeder Repräsentation (deren manifeste Essenz es sozusagen ist) wechselseitig die tiefe Unsichtbarkeit dessen, was man sieht, und die Unsichtbarkeit dessen, der schaut, - trotz der Spiegel, der Spiegelbilder, der Imitationen, der Portraits.“⁸⁷⁸

Im vom Blick dominierten „Sandmann“ finden wir einen weiteren Vergleich zwischen Augen-Blick und bildnerischer Darstellung, wenn Claras Augen mit einem Bild von Ruisdal verglichen werden.

„Einer von ihnen, ein wirklicher Fantast, verglich aber höchstseltsamerweise Clara’s Augen mit einem See von Ruisdael, in dem sich des wolkenlosen Himmels reiner Azur, Wald- und Blumenflur, der reichen Landschaft ganzes buntes, heitres Leben spiegelt.“⁸⁷⁹

Nach der Allegorie der Bilder ändert Hoffmann die Perspektive des Blicks durch ein „Perspektiv“, das nun die Sicht auf das Gesehene entscheidend beeinflusst.

⁸⁷⁶ Ebd., S. 60-61.

⁸⁷⁷ Ebd., S. 61.

⁸⁷⁸ Foucault: Ordnung, S. 45.

⁸⁷⁹ E.T.A. Hoffmann: Sandmann, S. 28.

„Seit dem 18. Jahrhundert hat das Wort ›Perspektive‹ einen doppelten Sinn, demzufolge es einerseits die lineare Perspektive bezeichnet, die man in der Mathematik als einen Zweig der projektiven Geometrie kennt und andererseits benennt es den Blick, den eine Person in den Raum richtet. Aber ab der Renaissance bis ins 18. Jahrhundert hinein war ›Perspektive‹ gleichbedeutend mit ›Raumanschauung‹.“⁸⁸⁰

Sehen und verstehen ist nicht immer zwangsläufig kongruent, dies zeigt uns auch Michelangelo Antonionis „Blow Up“ (1966).⁸⁸¹ Der Film handelt vom Versuch die Umstände eines (vermeintlichen) Mordes zu rekonstruieren. Trotz photographischer Hilfsmittel, mit Reproduktion und Detailanalyse, gelingt dies nicht. Der Film endet in der pantomimischen Darstellung eines Tennisspiels ohne Ball, der nicht sichtbar ist, aber sehr real anmutet, indirekt vermittelt durch die Bewegungen der Spieler. Man fragt sich: Was sehen wir, was meinen wir zu sehen? Antonionis Antwort bleibt unbestimmt, im Film, wie in seinen Worten: „I’m really questioning the nature of reality.“⁸⁸²

11.3.d. Katastrophe / Rekombination

Katastrophen unterbrechen die erzählte Geschichte und geben Raum, ein Bild zu kreieren, welches dem Leser ein verstehendes Denken erlaubt (siehe Das Bild / Der Moment). Katastrophen erneuern aber durch die hierdurch ausgelöste äußere oder innere Zerstörung Vertrautes und erlauben einen neuen Blick auf die erzählte Welt. Die Katastrophe als erzählerisches Mittel ist somit als Zäsur zu verstehen, die die Sinne des Lesers aufrüttelt, der im Zerstorbenen und Untergegangenen erkennen kann, welche ungeahnten Zusammenhänge den scheinbar eingefahrenen Weltläuften zugrunde liegen. Katastrophenschilderungen setzen bei Protagonisten und Lesern erzählerisch und gedanklich etwas in Bewegung. Geschichtstheoretisch waren es denn auch die Beobachtungen einer

⁸⁸⁰ Sukale: Zentralperspektive, S. 164.

⁸⁸¹ Philippe Garner / David Allen Mellor: Antonioni’s Blow-Up. Göttingen 2010.

⁸⁸² Ebd., S. 7.

vertikalen und nicht laminaren Schichtung der oberen Erdschichten, die zu einer Neubewertung der Erdentwicklung in Abkehr von der (vermeintlich) göttlichen Schöpfung führten. Die Abbruchlinien der Gesteinsformationen, deren Entwicklung auch Katastrophen reflektieren, etwa Verschiebungen und Erdbeben, traten zu Tage, nun ruhig in ein „Bild“ geformt.⁸⁸³

Doch mussten sie zunächst „gesehen“, meint verstanden, werden, um zu Erkenntnissen zu führen. Die elementare Katastrophe des „Erdbeben(s) in Chili“ in Heinrich von Kleists Novelle, zerstört die Symbole der Macht, tötet Menschen und hält den Weltenlauf an. Folge ist die Rekombination einer Familie aus vormalig zweien, die nun in die Zukunft schaut. Die Welt wird sich damit ändern und der Leser war Zeuge der Ursachen einer solchen sozialen Dynamik. Auch wenn Erdbeben Naturgewalten sind, die Menschen nicht „machen“ können, so bieten sie im literarischen Kontext doch die Möglichkeit, die individuellen und sozialen Konsequenzen zu registrieren, vergleichbar einem physikalischen Experiment, in dem willkürlich ein System angestoßen wird, um seine Reaktion zu testen und über sein Verhalten etwas über seine innere Struktur zu lernen.

Auch in E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das Majorat“ löst eine Katastrophe Erkenntnisse aus. Der Einsturz des Gerichtssaals zwingt den Justitiar V. und seinen Großneffen in einem anderen Teil des Schlosses zu übernachten. Hier begegnet dem Großneffen der Geist Daniels, was eine Erklärung zur Geschichte der Schlossherren durch seinen Großonkel nach sich zieht. Die Katastrophe initiiert damit den Erkenntnisgewinn des Protagonisten und damit des Lesers und gibt Einblick in die Vorgeschichte eines familiären Zerfalls. Gleichzeitig roboriert es den Großneffen für sein Leben, welches er erfolgreich gestalten wird. Die Katastrophe als Initiierung der Erkenntnis, ist hier das narrative Stilelement des Verstehens. Geschichtstheoretisch erinnern Katastrophenbeschreibungen an die Sintflut, die bei Boulanger und Schlözer in das Zentrum und an den Beginn der dokumentierbaren Weltanalyse rückt. Das vorherige Wissen war verloren, doch eine Erkenntnis blieb: Es *gab* ein *unbekanntes* Vorher und allein dies zu erkennen war ein Wissensgewinn, aus dem heraus sich die Konstruktion der Welt neu ordnete, im Kontrast zum bisherigen Narrativ des „*bekanntes*“ biblischen Wissens.

⁸⁸³ Hutton: Theory of the earth with proofs and illustrations.

Katastrophen können aber auch psychische Katastrophen sein, wie etwa die Binnenerzählung Berthas in Ludwig Tiecks „Der blonde Eckbert“. Das hermetisch Verschlossene der Vorgeschichte des Paares bricht sich Bahn mit der Binnenerzählung an den Freund Walther und die Katastrophe findet statt, als Walther zu verstehen gibt, um die erzählte Biographie Berthas bereits zu wissen. Bertha entgleitet in psychische Krisen und verstirbt. Eckbert jagt der Stitution des vorherigen Zustands nach, den er jedoch ebensowenig wieder herstellen kann, wie post hoc die Welt vor einer Sintflut. Doch am Ende erfahren er und der Leser um das Geheimnis der Geschwisterliebe. So initiiert die Katastrophe erzählerisch das Wissen des zuvor Ungewussten.

11.3.e. Die Binnenerzählung / Die Analepse

Binnenerzählungen als instruierendes und strukturierendes erzählerisches Element werden eingesetzt, um Protagonisten und Leser mit einem *verstehenden* Wissen zu versorgen. Berthas Lebensgeschichte in Ludwig Tiecks „Blondem Eckbert“, Helenes Belehrung in Benedikte Nauberts „Das stille Volk“ sind Beispiele hierfür, wie auch die Ausführungen des Großonkels in E.T.A. Hoffmanns „Majorat“. Die Binnenerzählung steht dabei erzähltechnisch dem „Bild / Moment“ nahe, da hierin zwar eine Handlung erzählt und analpetisch nachgeholt wird, doch ähnlich wie das Einfrieren des Momentes und damit des Blickes auf die Szene, dienen die Erläuterungen der Lockerung der Gedanken, da das Gelesene nun verstanden und geordnet werden kann. Dieses Verstehen ist hilfreich für den Aufbruch in die Zukunft in der erzählten Zeit und, im übertragenen Sinne, der eigenen Zeit des Lesers. Inhaltlich ist die Binnenerzählung nahe am Leben, um das es ja schließlich geht. Das Leben beginnt mit automatischen Handlungen des Kindes, ohne verstanden zu sein. Bildung und Reflexion setzen erst im höheren Kindesalter ein und bedürfen der didaktischen und historischen Einordnung. Ähnlich der familiären Rekombination (siehe „Das Erdbeben in Chili“), kommt es zu einer Wissens-Rekombination, indem das Individuum, ausgehend von seiner unreflektierten Weltwahrnehmung, seine persönlichen Erfahrungen mit dem pädagogischen Kanon mischt und sich hieraus eine Weltsicht entwickelt, die das Jetzt verstehen lässt und Neues ermöglicht. Die Binnenerzählung und die damit verbundene Belehrung, sei diese faktisch

oder edukativ, sind also wichtige Elemente der Erzählstruktur zur Erläuterung der Gegenwart.

Die Analepse ist häufig wesentlicher Bestandteil der Binnenerzählung und kommt darüberhinaus in oft kürzeren reflexiven Passagen vor.⁸⁸⁴ Sie legt Spuren, die den Leser (und die Protagonisten) leiten und den Autor als auktorialen Erzähler platzieren. Doch es wäre zu einfach, sich die Welt vom Schreibenden erklären zu lassen. Es ist der Reflexionsrahmen, der Texte komplex und informativ sein lässt, ein literarisches Vexierbild, in das der Leser sich hinlesen kann, sofern natürlich darin etwas verborgen ist. Ein Beispiel hierfür sind die Erzählungen E.T.A. Hoffmanns, in denen das Unheimliche eine Stimmung kreiert, die der Analyse harrt. Zwar findet man darin durchaus auch Erklärungen, wie etwa diejenige Cardillacs über die Gründe seiner Affinität zu Schmuck und Mord, doch solche Spuren können auch vordergründig, die Argumente pseudoplausibel sein. Der Leser ist aufgefordert, sich ein eigenes Bild zu machen.

11.3.f. Die Leerstellen

Das Nichts sagt mehr als viele Worte.

Leerstellen sind nicht Ausdruck eines Unwissens, sie benennen vielmehr nicht-gewusstes-Wissen, verdrängtes Wissen oder nicht artikuliertes Wissen. Die Leerstelle der Zeit vor der Sintflut ist ein geschichtstheoretisches Beispiel hierfür. Zu wissen, dass es ein Davor gab, half dabei den Weltenlauf zu verstehen und motivierte zur Dokumentation der Geschehnisse danach. Um das Nicht-Wissen herum, um die Leerstellen, gruppiert und ordnet sich das gewusste Wissen. Es richtet sich fast auf die Leerstelle aus, wie das Licht um die „schwarzen Löcher“ des Universums.

Doch bereits mit diesen kurzen Hinweisen wird offenbar, nur wenn gewusst wird, dass es eine Leerstelle des Wissens gibt, kann diese sich produktiv entfalten. Mit solchen Leerstellen arbeiten die literarischen Texte. Unartikulierte wird benannt und bringt eine

⁸⁸⁴ Gérard Genette: Die Erzählung. 3. durchgesehene und korrigierte Aufl. Paderborn 2010., S. 27-39.

Handlung in Gang („Der blonde Eckbert“) oder bewahrt vor Unheil („Das stille Volk“). Schauen wir zunächst auf Tiecks Kunstmärchen vom „Blonden Eckbert“. Die Leerstelle des Hundennamens „Strohman“ in Berthas Binnenerzählung wird durch Walther gefüllt, der den Namen kennt und ausspricht. Diese Verlautbarung klingt so intensiv nach, dass es Bertha am folgenden Morgen im Kopf klingt und sie Eckbert gegenüber artikuliert:

„»Lieber Mann«, fing sie an, »ich muß dir etwas entdecken, das mich fast um meinen Verstand gebracht hat, das meine Gesundheit zerrüttet, so eine unbedeutende Kleinigkeit es auch an sich scheinen möchte. – Du weißt, dass ich mich immer nicht, so oft ich von meiner Kindheit sprach, trotz aller angewandten Mühe auf den Namen des kleinen Hundes besinnen konnte, mit welchem ich so lange umging; an jenem Abend sagte Walther beim Abschiede plötzlich zu mir: >Ich kann mir Euch recht vorstellen, wie Ihr den kleinen Strohman füttert.< Ist das Zufall? [...]«⁸⁸⁵

Diese zeitlich versetzte Artikulation betont, als retardierendes Element, die Bedeutung der vormaligen Leerstelle. Am „Blonden Eckbert“ ist eine weitere Leerstelle zu benennen, die Leerstelle von Berthas Namen im Titel des Kunstmärchens. Erst mit Berthas Binnenerzählung über ihr Leben, in dem Eckbert eher eine assoziierte Rolle einnimmt (Erfüllung des kindlichen Wunschs nach einem Ritter sowie die Suche nach einem Beschützer veranlassen sie, als aktiverer Part der Beziehung, den armen Eckbert zu heiraten), kommt die Geschichte in Fahrt und Eckbert gewinnt an Profil. Auch hier verweist implizit der nicht genannte Name auf die Bedeutung der Figur. Mathematisch gesehen könnte man die Strohman Stelle der Geschichte als eine Positivierung der Negation auffassen, in dem Sinne, dass die Leerstelle des nicht gewussten Hundennamens, gepaart mit der Leerstelle Eckberts im Titel des Kunstmärchens, sich nun zu einem Plus der Handlung fügen, in der der lethargische Eckbert an Dynamik gewinnt, sich den nach ihm benannten Titel des Märchens verdient und seine Suche die Geschichte, und damit ihn und den Leser, zu dem führt, worum es geht: Dem Wissen um die Vorgeschichte. Die Beschleunigung der Geschichte, die das Nicht-Gewusste zu kompensieren sucht, kann als literarische Form einer Zeitströmung interpretiert werden, in der traditionelle

⁸⁸⁵ Tieck: Eckbert, S. 20.

Ansichten (etwa biblische Überlieferungen) einem *noli me tangere* unterlagen. Eine kritische Frage, einmal zugelassen, bringt das Gedankengebäude ins rutschen und löst eine Bewegung aus, die nach vorne treibt, auch wenn Opfer zu beklagen sind, wie etwa in der Französischen Revolution. Es verweist zudem auf die Dynamik der Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts, in der die Beschleunigung als Element einer Wissensdynamik die naturwissenschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung maßgeblich beeinflusste und letztlich erst ermöglichte. Leerstellen in Texten zu benennen, ist somit ein narratives Stilelement des Verstehens.

Ähnlich wie im „Blonden Eckbert“ ist auch in E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scuderi“ die wesentliche Figur, der Goldschmied Cardillac, im Titel nicht genannt. Cardillac ist die eigentlich treibende Kraft der erzählten Geschichte, während Madame de Scuderi zunächst eher von den Ereignissen getrieben wird. Es sind mehrfache Leerstellen um Cardillac: Seine fehlende Nennung im Titel, das Verschwinden des Schmucks den er anfertigt und schließlich sein Tod, der letztlich zur Aufklärung der Verbrechen führt. Gerade die Wirren der Handlung um König und Mätressen, Giftmord und Raubmord, die unschuldige Verstrickung der Scuderi, die dubiose Rolle Oliviers, die sich (scheinbar) klärt. All dies hält den Leser auf Trapp und Schritt für Schritt setzt sich die Erkenntnis durch, dass die Leerstellen um den biederen, erfolgreichen Bürger Cardillac das Wesentliche der Erkenntnis um die geheimnisvolle Geschichte sind. Im Kontext unserer Überlegungen zu impliziten Einflüssen der Vorgeschichte auf den Text, ist daraus zu lernen, dass das Nicht-Gewusste eine maßgebliche, bei Hoffmann vielleicht dämonisch daher kommende Relevanz für die Wahrnehmung des vorgeschichtlichen Einflusses auf die erzählte Geschichte hat.

Im „Fräulein von Scuderi“ wie im „Blonden Eckbert“, kommt es (nach dem Tod Cardillacs) zu einer Akzentverschiebung in der Wahrnehmung der Figuren, da nun die Rolle des Fräulein von Scuderi für die Aufklärung der Verbrechen relevant und ihre Beziehung zu Olivier Brusson zum maßgeblichen Schlüssel des Verständnisses um die Taten wird, womit das Fräulein an narrativer Relevanz gewinnt, auch wenn es Brusson ist, der das Leben des Goldschmieds in der Binnenerzählung ausführlich darstellt. So verdient auch sie es sich, wie der „blonde Eckbert“, im Titel genannt zu werden, da ihre Schlüsselrolle die Leerstelle des Unwissens mit Wissen füllt.

Benedikte Nauberts Kunstmärchen „Das stille Volk“ ist letztlich um die Leerstelle der Familientradition herum geschrieben. Wie das „schwarze Loch“ des Universums ist diese Tradition nur indirekt sichtbar, indem es von der Umgebung erleuchtet wird, hier vom „Stillen Volk“. Verhaftet in der Tradition, gibt das „stille Volk“ den Menschen punktuell Hinweise, um Gefahren abzuwenden, Gefahren für die Familie, das Haus, die Tradition, die Person, aber auch die Geisterwesen selbst. Sie informieren Helene um die Familientradition als diese sich verliebt, um ihr das Schicksal der Frau von Sickingen zu ersparen. Auch hierdurch wird eine Leerstelle gefüllt, eine familienspezifische Vorgeschichte sichtbar und damit nutzbar gemacht.

Die Vorgeschichte in einer Erzählung kann, so lernen wir daraus, nicht nur aktive Wirkungen entfalten, sondern auch passiv wirken, indem das Ungewusste, die Leerstelle, Gefahren birgt. Dies ist letztlich das Wesen der impliziten Wirkung vorgeschichtlicher Effekte, die narrativ als Leerstellen des Textes dargestellt werden.

Leerstellen sind in den Texten auch in metaphorischer Form zu finden. Die leeren Augen Claras und Olimpias in E.T.A. Hoffmanns „Der Sandmann“, die leeren Augen Gottes in Jean Pauls „Siebenkäs“. Der Blick, für Sartre die elementare Voraussetzung für die Wahrnehmung der Individualität des Anderen ist, fehlt hier. Die Leerstelle des Blicks lässt Olimpia für Nathanael zunächst nicht menschlich erscheinen. Dies gelingt ihm erst durch einen „Perspektiv“-Wechsel, doch schließlich wird die menschenähnliche Puppe wieder zum Objekt, als Coppola ihr die Augen ausreißt. Die imaginierte Leerstelle von Claras Augen lassen sie für Nathanael ebenso als Automaten erscheinen. Neben der Sartreschen These des gegenseitigen Erkennens als Individuum durch das Anblicken, weist das narrative Element der fehlenden Augen, des fehlenden Blicks, auf das zunächst noch fehlende und noch gesuchte soziale Verständnis der Menschen in ihrer Zeit am Ende des 18. Jahrhunderts hin. Wenn gar, wie bei Jean Paul, der Blick zu Gott nicht mehr gelingt, da man in die Leerstelle der augenlosen Augenhöhlen schaut, dann passiert, was Christus prophezeit und „stürmisches Chaos“ wird kommen über die Welt.⁸⁸⁶

Eine *skriptale* Leerstelle ist die verblasste Tinte in Jean Pauls „Siebenkäs“, die die Identität des Siebenkäs vor seinem Namenstausch mit dem Freund Leibgeber belegen sollte.

⁸⁸⁶ Jean Paul: Siebenkäs, S. 275.

Erloschen, wie die Tafeln Seths, des Sohnes Adams, auf denen die Vorgeschichte der Menschen aufgezeichnet gewesen sein soll. In der Theorie des Gedächtnisses kann Sigmund Freuds „Notiz über den Wunderblock“⁸⁸⁷ (1924) zur Illustration angeführt werden. Eine „vordergründige“ Notiz wird gelöscht durch das Abheben der Folie vom wächsernen Untergrund. Die Schrift ist hierdurch nicht mehr lesbar. Dennoch verbleibt das schriftliche Engramm im Wachs bewahrt. Von außen betrachtet, entsteht eine Leerstelle, die sich durch den Prozess des Speicherns und Überschreibens „scheinbar“ entwickelt, während das Wissen in der Tiefe aber bewahrt bleibt. Nicht jede Leerstelle ist somit dem Nicht-Wissen gleichzusetzen, vielmehr kann es sich auch um eine Störung des Zugriffs handeln, der spezifisch reaktiviert werden könnte. Die Bedeutung der Leerstellen für das Verständnis des Textes kann im Sinne einer impliziten Kohärenzbildung gesehen werden. Der Text wird als semantische Einheit verstanden, wobei auch unklaren Stellen bestimmbare Funktionen zukommen. Das Verstehen des Textes setzt dabei die in ihn eingehende, aktive Interpretation des Lesers voraus. Dies besagt, der literarische Text *kann* nicht nur interpretiert werden, er *bedarf* der Interpretation, um als solcher wirksam zu sein, um letztlich als Text zu entstehen und zu funktionieren.⁸⁸⁸

Die Leerstelle der Herkunft, das Nicht-Wissen um die eigene Abstammung, ist eine weitere Dimension, die Überschneidungen mit der Thematik des Inzests zeigt. Wir wollen dennoch an dieser Stelle darauf eingehen, da neben dem Inzest auch andere Formen der genealogischen Unsicherheit, somit Leerstellen, bestehen können. Was geschieht im und mit dem Text, wenn die Abstammung eines Protagonisten unsicher ist? Es kommt zur Konstellation: Der Protagonist weiß es nicht und der Leser weiß es auch nicht. Mathematisch gedacht führt diese doppelte Negation zur Positivierung, sprich dem Wissen, und so ist es ja auch in diesen Texten. Denken wir weiter: Der in einem familiären Um-

⁸⁸⁷ Sigmund Freud: Notiz über den »Wunderblock«. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. 10 (1/1924), S. 1-5.

⁸⁸⁸ Gideon Stiening: Über die Grenzen des Verstehens und die Gefahren ihrer Missachtung. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart 2019. S. 54-70., S. 55-56. Siehe auch: Andreas Kablitz: Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur. Freiburg 2013.

feld lebende Mensch zieht nicht in Zweifel, Kind seiner (juristischen) Eltern zu sein. Die fehlende Frage nach dem „Woher“ ist eine Leerstelle, die sich allenfalls in einer Metaebene erschließt, durch Inkongruenzen oder Andeutungen einer Unstimmigkeit. Die Metaebene des Unstimmigen (ähnlich der Ahnung des Unheimlichen bei E.T.A. Hoffmann) ist wiederum eine laute narrative Stimme aus leisen Tönen, aus Andeutungen, die gehört, meint gelesen, meint verstanden werden wollen, um im Geschriebenen die Vorgeschichte zu errahnen. Diesem Ahnen kommt narrativ eine wichtige Rolle im Erfassen des Dahinter zu, denn mit der offenbarten Vorgeschichte, etwa eines Inzest, öffnet sich der Blick ad hoc und nimmt dem Text den magischen Untergrund des Suggestiven. Die folgenden Effekte sind durchaus wichtig, nicht umsonst haut es Eckbert nach der Eröffnung durch die Alte schlichtweg um, doch solche deus ex machina Szenarien sind weniger relevant für die Transportfunktion des Textes. Die häufig durch Analepsen artikuliert Vorgeschichte des Inzest benennt zunächst einmal ein allenfalls geahntes, oft auch ungeahntes Davor. Doch wann, im übergeordneten Kontext des Lebens, werden wir eine solche Information erhalten. Zu ahnen, dass die gegenwärtige Existenz auf einer Vorgeschichte beruht, deren Narrativ keineswegs unterhinterfragt ist, erscheint mir die wichtigere Grundbedingung. Auch wenn das frühere Wissen die Basis des eigenen Lebens ist (siehe die „Haltekräfte der Tradition“), so wird doch jeder Einzelne sich seine eigenen Welten schaffen müssen, ohne sich der Herkunftsbezüge immer ganz sicher sein zu können.

Am komplexesten werden die intrafamiliären Verunsicherungen und Rekombinationen durch inzestuöse oder nicht gewusste Paarkonstellationen in Christian Fürchtgott Gellerts Roman „Leben der schwedischen Gräfin G***“ dargestellt. Uneheliche voreheliche Kinder des Grafen, dessen Rückkehr nach seinem vermeintlichem Tod und sein erneuter Eintritt in die Ehe, die de jure schon als nicht mehr existent galt. Weiter, das Inzestverhältnis seiner beiden Kinder, der Tod des Sohnes und die Heirat der Tochter mit dessen Mörder. Es ist kaum vorstellbar, wie die schwedische Gräfin trotz aller Wirren die Contenance behält. Das Leben ist ein Roman, der uns erzählt, dass die Gegenwärtigkeit der eigenen Persönlichkeit eine wesentliche Voraussetzung für ein erfolgreiches Leben ist. Das Stilelement der Leerstellen der Herkunft steht hierzu in negativer Korrespondenz.

Die Unbestimmtheit der Vorgeschichte ist aber nicht allein an den Inzest gebunden. Auch das Vertauschen von Kindern, ändert deren Familienkonstellation. In Achim von Arnims „Das Majorat“ kehrt der junge Majoratsherr nach dem Tod seiner (juristischen) Mutter in den Heimatort zurück, meidet es aber im stattlichen und in Schuss gehaltenen Majoratshaus zu wohnen, lieber zieht er zu einem Verwandten. Diese, auf den ersten Blick schwerlich nachvollziehbare Entscheidung, kann als Ausdruck einer geahnten Irritation gelesen werden, die den Leser aufmerksam machen sollte. Es stellt sich im Verlaufe der erzählten Geschichte heraus, dass die Hofdame, der er sich vorstellt, seine Mutter ist und man die Kinder tauschte, da der alte Majoratsherr mit seiner Frau eine Tochter, mit der Geliebten aber einen Sohn hatte, der als Nachfolger platziert werden sollte. Wichtiger als diese Eröffnung der Herkunft scheint mir aber die Anagnorisis, wenn der junge Majoratsherr in der Hofdame seine Mutter ad hoc erkennt, ohne sie zuvor wissentlich gesehen zu haben. Hier kulminieren die beiden Leerstellen der Herkunft in einem Absatz, das Ahnen (via meiden des Majoratshauses) und das Erkennen / Benennen der leiblichen Mutter und beides mündet in Wissen und Gewißheit um die genealogischen Bezüge. Die Leerstelle wird mit Wissen gefüllt.

Eine aus dem Text lesbare, im Text aber nicht gefüllte Leerstelle ist die Frage, ob Josephe und Don Fernando in Kleists „Erdbeben in Chili“ eine Liebschaft hatten und ob gar Philipp das Kind beider ist.⁸⁸⁹ Für Maximilian Bergengruen und Roland Borgards finden sich hierzu Hinweise im Text aus „[...] Momenten narrativer Exklusion [...]“.⁸⁹⁰ Die Leerstellen des Erzählens finden sich im kurzen zögern Josephes nach Don Fernandos Frage, ob sie bereits wäre, sein Kind zu stillen.

„[...] als ein junger wohlgekleideter Mann, mit einem Kinde auf dem Arm, zu Josephen trat, und sie mit Bescheidenheit fragte: ob sie diesem armen Wurme, dessen Mutter dort unter den Bäumen beschädigt liege, nicht auf

⁸⁸⁹ Maximilian Bergengruen / Roland Borgards: Bann der Gewalt. Theorie und Lektüre (Foucault, Agamben, Derrida / Kleists *Erdbeben in Chili*). In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 81(2/2007), S. 228-256., S. 248. und Amanda Norton: Another Meditation on „Das Erdbeben in Chili“: Heinrich von Kleist and the Work of the Reader. In: The German Quaterly 81 (2/2008), S. 137-151.

⁸⁹⁰ Bergengruen / Borgards: Bann der Gewalt, S. 248.

kurze Zeit ihre Brüste reichen wolle? Josephe war ein wenig verwirrt, als sie in ihm einen Bekannten erblickte; doch da er, indem er ihre Verwirrung falsch deutete, fortfuhr: es ist nur auf wenige Augenblicke, Donna Josephe, und dieses Kind hat, seit jener Stunde, die uns alle unglücklich gemacht hat, nichts genossen; so sagte sie: »ich schwieg – aus einem andern Grunde [...]«⁸⁹¹

Die Assoziation, dass Josephe an beider Verbindung gedacht haben könnte, bevor sie antwortete, wird genährt durch weitere Textstellen, auf die Bergengruen und Borgards hinweisen. So spricht Josephe Don Fernando beim Aufruhr in der Kathedrale zweimal an, wenn sie sagt: „[...] Don Fernando, retten Sie Ihre beiden Kinder [...]“⁸⁹² und später „[...] leben Sie wohl, Don Fernando mit den Kindern!“⁸⁹³ Bemerkenswert ist auch, dass die Menge in der Kirche zunächst Don Fernando für Jeronimo hält, bis dieser sich zu erkennen gibt.⁸⁹⁴ Auch sein Umgang mit Donna Elisabeth, der Schwester seiner Frau, nährt Verdacht. Auf seinem Weg zur Kirche eilt sie ihm, ihn rufend, nach:

„Don Fernando hielt, und kehrte sich um; harrte ihrer, ohne Josephen loszulassen, und fragte, da sie, gleich als ob sie auf sein Entgegenkommen wartete, in einiger Entfernung stehen blieb: was sie wolle? Donna Elisabeth näherte sich ihm hierauf, obschon, wie es schien, mit Widerwillen, und raunte ihm, doch so, daß Josephe es nicht hören konnte, einige Worte ins Ohr. Nun? fragte Don Fernando: und das Unglück, das daraus entstehen kann? Donna Elisabeth fuhr fort, ihm mit verstörtem Gesicht ins Ohr zu zischeln. Don Fernando stieg eine Röte des Unwillens ins Gesicht; er antwortete: es wäre gut!“⁸⁹⁵

Die Leerstelle des Wissens um die mögliche Beziehung zwischen Josephe und Don Fernando relativiert das Bild der Rekombination der Familie am Ende der Novelle, hebt

⁸⁹¹ Kleist: Erdbeben, S. 190.

⁸⁹² Ebd., S. 199.

⁸⁹³ Ebd., S. 199.

⁸⁹⁴ Ebd., S. 197.

⁸⁹⁵ Ebd., S. 195.

dessen Aussage aber nicht auf, denn auch so fügen sich Menschen in einer neuen familiären Konstellation zusammen.

Es ist der Assoziationsraum des Unbestimmten, der durch die Leerstellen des Textes eine Anregung dazu gibt, hinter dem Offenbaren das Ungewisse zu ahnen.

12. Buch und Zeit

Mit dem Begriff der „Archive“, der den hier vorgelegten Untersuchungen zugrunde liegt, bietet es sich an zu fragen, ob nicht auch das haptische „Buch“ an sich und sein literarisches Format als Roman, speziell als Bildungsroman in der Zeit um 1800, als Ausdruck eines Wissensarchivs verstanden werden kann, quasi als Außenwelt der narrativen Innenwelt, in der wir bereits Personen, Orte, Bauwerke und Krankheiten als Symbol-Archive angesprochen hatten.

Die physische Präsenz des Buches führt schließlich durch seine Einordnung in Bibliotheken und Archivbestände wiederum zu einer Auseinandersetzung mit der Ordnung des „Lesestoffs“. Das Verbringen der Bücher in Archive induziert eine Ordnung, die in der gewählten Struktur zurück wirkt auf das systemische und systematische Verständnis des Geschriebenen, einer „Ordnung der Dinge“, um Foucaults Terminus zu wählen. Ähnlich wie die Gegenwart, hat auch ein Archiv keine statische Zeitlosigkeit, sondern es ist Reorganisationen, Inklusionen und Exklusionen ausgesetzt, so dass es, ähnlich der Zeitstruktur, im Moment seiner aktuellen Ordnung die jeweilige Zeit und deren Denken und Wissen repräsentiert, um dann mit einer Neuordnung sich dem fortschreitenden Wissen in der fortgeschrittenen Zeit anzupassen. Ein „gegenwärtiges Archiv“ für die „gegenwärtige Gegenwart“.

Archiv – Buch – Darstellungsformat (Roman) ist ein Dreiklang, den wir als „Außenwelt der erzählten Innenwelt“ verstehen wollen. Ein Dreiklang, der sich der jeweiligen Zeit anpasst in seiner Systematik (Archiv), Haptik (Buch) und Darstellungsform (Roman).

Zur Trinität der Außenwelt (Archiv – Buch – Roman) tritt der „Autor“ oder „Scripteur“⁸⁹⁶, der unabdingbar ist für das Geschriebene und dessen Funktion als Teil der Innen- oder Außenwelt zu überdenken sein wird. Vom reinen Biographismus bis zum „Tod des Autors“ (Roland Barthes) wurde und wird seine Funktion kontrovers diskutiert.

⁸⁹⁶ Roland Barthes: Der Tod des Autors. In: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hrsg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2000. S. 185-193., S. 189.

„[...] In Abwesenheit des Lesers vollbringt der Autor seine semiotische Leistung, indem er Ausdruck produziert. In Abwesenheit des Autors vollbringt der Leser seine semiotische Leistung, indem er, mehr als nur lesend, Leerstellen füllt und Sinn produziert.“⁸⁹⁷

Für die Zeit um 1800 ergeben sich Spezifika, denn gerade dem Bildungsroman ist die Vorgeschichte seiner Zeit eingeschrieben, als literarischer Ausdruck einer individualisierten Welterfahrung, die sich von der geschichtlichen Vergangenheit und von der gruppenspezifischen Vorgeschichte löst und damit als Ausdruck eines anti-genealogischen Prinzips fungiert. Das „Wahrscheinlichkeitsgebot“ der Literatur im 17. Jahrhundert, wurde von den Autoren des 18. Jahrhunderts zunehmend zu einem „Wirklichkeitsgebot“ entwickelt.⁸⁹⁸ Die Inhalte der literarischen Texte vermittelten zudem zunehmend reale und aktuelle Begebenheiten und fokussierten auf das Subjekt.⁸⁹⁹ Das Neue galt es zu schaffen und das Genie schöpfte aus sich selbst.⁹⁰⁰

„Der Ursprung (lat. *origo*) des Schreibens lag nicht mehr in der historischen Rückbesinnung und Orientierung am Vergangenen, an der großen Vorbildern, sondern verankerte sich in der erlebten Gegenwart und schöpferischen Eigenart des schreibenden Subjekts.“⁹⁰¹

⁸⁹⁷ Heinrich Bosse: Der Autor als abwesender Redner. In: Ders.: Bildungsrevolution 1770-1830. Hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari. Heidelberg 2012. S. 237-249., S. 246.

⁸⁹⁸ Katharina Rennhak: Das moderne Subjekt: Identität und Erzählung. In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart/ Weimar 2011. S. 217-231., S. 217-218.

⁸⁹⁹ Ebd., S. 218.

⁹⁰⁰ Magnus Wieland: Exzerpte aus Eden: Sekundäre Schöpfung bei Jean Paul. In: KulturPoetik 13(1/2013), S. 26-40., S. 32

⁹⁰¹ Ebd., S.32

Diese Hinwendung zur „Gegenwart“ ruft die Frage nach dem Bezug zur Vergangenheit auf den Plan, die weiter Einfluss auf die Menschen nimmt. Im weiteren wird zu fragen sein, wie diese „vergangene Gegenwart“ zu verstehen ist und wie die Begriffe „Vergangenheit“ und „Vorgeschichte“ sich zueinander verhalten, eine Frage, die in einer Art Analepse die Zeitbezüge ausformulieren soll, die unseren Ausführungen von Beginn an zugrunde lagen.

Diesen beiden Aspekten, der Aussenwelt des literarischen Textes und dem Verständnis der „Vergangenheit“, wollen wir uns im Folgenden zuwenden.

12.1. Die Außenwelt der Innenwelt: Autor / Schreiben / Archive

Das Verständnis von „Vorgeschichte und Gegenwart“ lässt sich aus literarischen Texten der Zeit um 1800 anhand der erzählten Geschichte ableiten, wie auch aus den Leerstellen, deren Benennung oder Entschlüsselung sich als Enzyme des Verstehens erweisen. Darüber haben wir in den vorherigen Abschnitten nachgedacht. Doch das Schreiben braucht Autoren, die die Texte gestalten, anders gesagt, die sie *schreiben*. Dies wurde bereits artikuliert (siehe „Von Zeit und Schreiben“) im post hoc verorteten Versuch, das Geschriebene zu verstehen. Selbst wenn sich literarische Texte auf geschichtliche Daten, naturwissenschaftliche oder gesellschaftspolitische Fakten stützen, so fließt, so war unsere Aussage, im Schreiben doch ein subjektives Element ein, das den Text von einer Sachstandsbeschreibung unterscheidet: der literarische Text speist sich eben wesentlich auch aus dem intuitiven Wissen des Autors. Diese Intuition wiederum generiert sich aus dem gelebten und reflektierten Leben, kurz, ein literarischer Text, so hatten wir konkludiert, ist ein *assoziatives Konstrukt*. Desweiteren hatten wir das Kunstwerk (den Text) im Sinne Schellings als Gesamtkunstwerk verstanden. Das Kunstwerk drückt das Gegenständliche der Welt außerhalb des inneren Bewusstseins aus und eröffnet bei seiner Betrachtung dem Wahrnehmenden wiederum die (rückwirkend von ihm wahrgenommene) Erkenntnis des eigenen Bewusstseins, welches das Werk geschaffen hatte. Das so ge- und erschaffene Kunstwerk führt somit Natur und Erkenntnis zusammen und „[...] reflektiert uns die Identität der bewussten und unbewussten Tätigkeit.“⁹⁰² Nicht nur fließen hier bewusste und unbewusste Einflüsse ein, das daraus entstandene Kunstprodukt hat eine darüber hinaus gehende Wirkmacht:

„Der Künstler scheint in seinem Werk außer dem, was er mit offener Absicht darein gelegt hat, instinktmäßig gleichsam eine Unendlichkeit dargestellt zu haben, welche ganz zu entwickeln kein endlicher Verstand fähig ist.“⁹⁰³

⁹⁰² Schelling: Idealismus, S. 290.

⁹⁰³ Ebd., S. 290.

Wenn, wie bei Schelling zu lesen, der Künstler so sehr mit dem Kunstwerk verwoben ist, dann wollen wir an dieser Stelle über die Rolle des Autors als Verfasser des Textes und *seiner* Aussagefunktion nachdenken. Wenn schon Figuren des erzählten Textes als „Archive“ eines vorgeschichtlichen Wissen verstanden werden können, so kommt, so meine Hypothese, auch dem Autor selbst eine solche Funktion im Textverständnis zu. Autoren kreieren den Text, als wissendes und intuitives Wesen. Sie reagieren auf die Zeit in der sie leben, auf persönliche Erfahrungen und literarische Tendenzen. Letztlich sind literarische Texte in ihrem Verständnis auch gebunden an die Intertextualität, in die hinein und aus der heraus der Autor sie geschrieben hat. Dabei wird dem Autor die Funktion des Schöpfers wie des Schreibenden zugewiesen. So verweist schon Karl Morgenstern in seinen Überlegungen zum Bildungsroman (1820) darauf, dass neben der eigentlichen Funktion des literarischen Textes, ein „wahrhaft schönes Kunstwerk“ und kein didaktischer Text zu sein, dem Autor dennoch eine darüber hinausgehende Funktion zukommt:

„Aber, da der Dichter zugleich Mensch ist, der, wie er dem Grundgesetz der Aesthetik zufolge als Dichter und als Künstler überhaupt nach Hervorbringung des Schönen strebt, so dem Grundgesetz der Moral zufolge als Mensch Gutes erstreben soll in sich und in Andern: so wird der Romandichter mit dem Zwecke der Kunst, durch Schönes zu gefallen und zu erfreuen, die reinmenschliche Absicht zu nützen, zu belehren, zu bessern, - mit Einem Worte, zu *bilden*, weise verbinden [...].“⁹⁰⁴

Die Frage, ob man dem Autor selbst aber eine Archivfunktion zuschreiben kann, trifft auf das Verständnis seiner Funktion in der Analyse literarischer Texte und dieses Verständnis ist in vielfältiger Sicht diskutiert worden.⁹⁰⁵ Unbestritten ist die Leitfunktion des Autors in der Wahrnehmung von Literatur durch den Leser, aber auch in der Fokus-

⁹⁰⁴ Karl Morgenstern: Ueber das Wesen des Bildungsromans (1820). In: Hartmut Stein-ecke (Hrsg.): Romanpoetik in Deutschland. Von Hegel bis Fontane. Tübingen 1984. S. 51-53., S. 52.

⁹⁰⁵ Torsten Hoffmann / Daniela Langer: Autor. In: Thomas Anz (Hrsg.): Handbuch Li-teraturwissenschaft. Band 1. Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart / Weimer 2013. S. 131-170.

sierung auf Autoren im Literaturbetrieb, etwa in Gesellschaften, Archiven oder Gedenkstätten.⁹⁰⁶ Sieht man im Autor selbst eine Archivfunktion, ähnlich der Rolle eines Protagonisten in der erzählten Geschichte, dann bedeutet dies, dass der Text über die Person und Biographie des Autors zu verstehen sein müsste. Dann, so wäre zu postulieren, dominiert der Autor selbst ganz wesentlich die Aussage des von ihm geschriebenen Textes. Diese als „Biographismus“ bezeichnete Sichtweise wird in dieser Absolutheit allerdings in der Literaturwissenschaft nicht vertreten, zumindest müssen auch Einflüsse der Fiktionalisierung des Textes berücksichtigt werden, die Text und Biographie letztlich als nicht einheitlich verstehen lassen.⁹⁰⁷ Neben der rein biographischen Bezugnahme bestehen aus hermeneutischer Sicht Überlegungen den Text im Sinne Friedrich Schlegels aus der Intention des Autors heraus zu verstehen oder mit Wilhelm Dilthey nicht den Autor, sondern ein Erlebnis des Autors in und mit seiner Welt, zum Ausgangspunkt des Schreibens und Verstehens zu machen.⁹⁰⁸ Das von Sigmund Freud und seiner Schule angestoßene Literaturverständnis aus psychoanalytischer Sicht, fokussiert schließlich auf den, dem Autor unbewusst bleibenden Intentionen des Schreibens.⁹⁰⁹ Gerade in der anzunehmenden Intention des Schreibens durch den Autor liegt aber, so meine ich, ein Argument, den Autor als Archiv zu werten. Denn seine Intention drückt ja faktisch seine Weltsicht zur Zeit des Schreibens aus und wird via Text damit zu einer Größe, zu einer Aussage, die nicht der Text ist, ohne die aber der Text nicht wäre. Wenn wir zeigen könnten, dass die Thematik von „Vorgeschichte und Gegenwart“ speziell in der Zeit um 1800 in den literarischen Texten nachweisen lässt, so spielt die Lebenserfahrung und Lebenssicht des Autors unweigerlich hierfür eine entscheidende Rolle. So wird auch er zum Symbol seines Textes, denn gerade bei etablierten Autoren impliziert sein Name mittelbar eine Haltung, die den Text charakterisiert und den Käufer bindet, denn nicht zuletzt kaufen Leser auch deshalb ein Buch, weil sie sich von einem bestimmten Autor eine bestimmte Aussage (und Sprache) erwarten. Der Autor ist

⁹⁰⁶ Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko: Einleitung. Autor und Interpretation. In: Dies. (Hrsg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2000. S. 7-29., S. 7-8.

⁹⁰⁷ Ebd., S. 11.

⁹⁰⁸ Ebd., S. 11-12.

⁹⁰⁹ Ebd., S. 12.

somit auch ein Archiv *seines* Schreibens (seines Schreibstils).⁹¹⁰ Nicht unpassend hierzu ist darauf hinzuweisen, dass just im 18. Jahrhundert die Urheberschaft eines Textes durch Angabe des Autornamens kenntlich gemacht wurde⁹¹¹ und darauf dass der Wandel vom „[...] vormodernen stratifikatorischen zum funktionsorientierten modernen Gesellschaftstyp [...]“⁹¹² die Entwicklung des *modernen* Autors förderte.

Jenseits der Funktion des Autornamens ist das Schreiben des Schreibenden für die Texte von zentraler Bedeutung. Das Schreiben selbst wird im gegenwärtigen Verständnis als aktives Verfahren verstanden, das mehr ist als eine alleinige funktionelle Handlung.

„Schreiben [...] ist kein »Null-Medium«, das sich zum Aufgezeichneten neutral verhält oder umstandslos instrumentell verwendet werden kann. Die historisch und (medien)technisch variablen Eigenlogiken von Schreibverhältnissen sind vielmehr konstitutiv mitbeteiligt an poetischen ebenso wie an wissenschaftlichen Produktionsprozessen.“⁹¹³

Die Bedeutung des Schreibens an sich und in seiner Materialität für den Schreibenden als Autor, wird transparent in einem Gespräch mit dem zeitgenössischen südkoreanischen Autor Un-Su Kim. Gefragt nach dem Ursprung seiner Entscheidung, schon als 16-jähriger literarische Texte zu verfassen, gab er die folgende Erklärung:

⁹¹⁰ Eine Negierung der Rolle des Autors hat hingegen Roland Barthes formuliert. Barthes: *Autor*, S. 189: „Hingegen wird der moderne Schreiber [*scripteur*] im selben Moment wie sein Text geboren. Er hat überhaupt keine Existenz, die seinem Schreiben voranginge oder es überstiege; er ist in keiner Hinsicht das Subjekt, dessen Prädikat sein Buch wäre.“

⁹¹¹ Jannidis / Lauer / Martinez / Winko: *Einleitung*, S. 15.

⁹¹² Simonis / Simonis: *Literaturwissenschaften*. S. 156.

⁹¹³ Stephan Kammer: *Schreiben*. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pe-thes / Yvonne Wübben (Hrsg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart / Weimar 2013. S. 50-54., S. 50.

„Dass ich zu schreiben anfang, beruht auf einem winzigen Ereignis. Ein Mitschüler besaß einen silbernen Füllfederhalter von Parker. Ich bat darum, ihn auszuprobieren. Ich nahm ihn, öffnete mein Heft und schrieb etwas, ohne nachzudenken. Als ich die erste Silbe zu Papier brachte, war ich fasziniert von dem Gefühl und der dicken schwarzen Tinte, die aus der Feder quoll. Es war, als gäbe es im ganzen Universum nur noch den Füllfederhalter, die Tinte, das Papier und die Buchstaben. Als ich den Füller zurückgab, beschloss ich aus heiterem Himmel, Schriftsteller zu werden.“⁹¹⁴

Das Verständnis um das Wesen des Schreibens variiert. Rüdiger Campes Sichtweise ist von einer anderen Komplexität als der Ansatz Villem Flussers. Dieser benennt die Notwendigkeiten von Werkzeug (etwa Papier und Stift), Regeln (Grammatik) und Botschaft und sieht die Schwierigkeit des Schreibens in der Heterogenität dieser Faktoren. Der Ansatz erinnert an die geschichtstheoretische Konstruktion von Aggregaten, deren Nebeneinander eine Ganzheit ausdrücken sollte. Der entwicklungsorientierten Dynamik der Universalgeschichte steht hingegen Rüdiger Campes Vorschlag näher, der im Schreiben ein „[...] »nicht-stabiles Ensemble von Sprache, Instrumentalität und Geste [...]« sieht.⁹¹⁵ Das Schreiben selbst wird damit zu einer Praktik, die als Konstitutiv des Textes denselben durch das Geschriebenwerden bildet und prägt und in das, wie gesagt, Fakten und Subjektivität Einfluss finden.

„Schreiben – als eine sowohl historisch als auch situativ in ihren Bedingungen und Effekten eigen zu spezifizierende, kulturell gerahmte Praktik – ist eine Angelegenheit von Zeichen(gebrauch), (Medien-)Techniken und Körperlichkeit zugleich, deren Genealogie entsprechend nur in präziser, fall- und umstandsbezogener Differenzierung nachzuvollziehen ist [...].“⁹¹⁶

Die Betonung der fallbezogenen Nachvollziehbarkeit findet sich auch in anderen Künsten. Nehmen wir hierzu einen kurzen Exkurs zur modernen Kunst: Der Bildhauer

⁹¹⁴ Tobias Gohlis / Un-Su Kim: »Wie traurig das Chaos ist«. Aus dem Koreanischen übersetzt von Ki-Hyang Lee. In: Die Zeit. 45(29.Oktober 2020), S. 65., S. 65.

⁹¹⁵ Kammer: Schreiben, S. 51.

⁹¹⁶ Ebd., S. 51

Richard Serra formuliert seinen Weg zur Kunst und zum Kunstwerk als eine Auseinandersetzung mit dem leeren Raum.⁹¹⁷ Nicht die Idee des Werks an sich, sondern die *Möglichkeiten* des Raums, leiten ihn in seinem kreativen Schaffen. Rückblickend ist das Verständnis des Existenten, des realisierten Werks, dann auch nur möglich, wenn die Leere und Struktur eines Raums in einer Zeit vor der Erschaffung des Kunstwerkes, mitgedacht werden und dies zur Grundlage des analytischen Verständnisses wird. Es ist nachvollziehbar, dass sich hieraus Limitationen ergeben und die Gestaltung post hoc mehr empfunden als verstanden sein kann. Auch das Verständnis eines Textes fordert ein rückdenken der Bedingungen des Schreibens, der Handlung des Schreibens an sich und des Schreibenden. „Die Schreibszene. Schreiben“ nennt denn auch Rüdiger Campe seinen Text.⁹¹⁸

Ähnlich dem Verständnis der Raumgestaltung Serras, liegt weit mehr als die erzählte Geschichte der Analyse der Texte zugrunde. Es sind zusätzlich auch die von Gérard Genette als „Paratexte“ bezeichneten Attribute, wie Umschlag, Textgestaltung, die auf unsere Wahrnehmung wirken.⁹¹⁹ Die Wahrnehmung und Auseinandersetzung mit der Stofflichkeit der Texte beginnt bereits beim Autor und seinem Schreiben und nicht erst beim Leser. Für Roland Barthes bedingt die Textur des Schreibmaterials (etwa Glätte, Härte, Farbe) die Geste des Schreibens. Es entsteht eine sinnliche Interaktion zwischen dem Schreibenden und dem Schreibmaterial, die sich zur intellektuellen und konzeptuellen Dimension des Schreibens hinzufügt.⁹²⁰ Dies setzt die Verfügbarkeit von Schreibmaterialien voraus. So wurde erst Ende des 18. Jahrhunderts der Bleistift gebräuchlich, Tinte hingegen wurde selbst gemischt und mit dem Gänsekiel aufgetragen. Sie war, je nach Herstellung, von unterschiedlicher Haltbarkeit. Dies besserte sich dank

⁹¹⁷ Maria Anna Tappeiner: Richard Serra – Thinking on your feet. Absolut medien (DVD). Fridolfing 2005.

⁹¹⁸ Rüdiger Campe: »Die Schreibszene. Schreiben«. In: Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt a.M. 1991. S. 759-772.

⁹¹⁹ Gérard Genette: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Frankfurt a.M. 2001.

⁹²⁰ Cornelia Ortlieb: Materialität. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2013. S. 41-45., S. 42.

neuer chemischer Verfahren erst ab 1870.⁹²¹ Jean Pauls Erzählung von der verblassenden Tinte im „Siebenkäs“ mag auch eine Replik auf die technischen Grenzen des Schreibens und des Fixierens, meint auch Archivierens, sein. So stoßen wir in Bezug auf die Archivfunktion der Texte auf materielle Limitationen, wenn der Text verblasst und damit nicht mehr verfügbar ist. Auch in der Photographie gelang die Konservierung des Bildes wesentlich später als die Möglichkeit der photographischen Aufnahmetechnik an sich.⁹²² Bleiben wir noch kurz beim Verblässen der Schrift, so generiert dies doch (vordergründig) wieder ein weißes Blatt Papier. Ein solches Papier ist ja primär auch die Grundlage des Schreibens, ein Blatt, dem „[...] Reinheit, Unberührtheit und Unschuld [...]“ zugewiesen werden.⁹²³ Und diese Reinheit, der man auch das Attribut der sexuellen Keuschheit zuordnen könnte, findet sich auch im „Siebenkäs“, wenn das Dilemma des verschwundenen Vertrags offenbar wird:

„[...] aber der Heimlicher Blasius hatte, um das unglaublich verschwendete Papier zu schonen, seine Anerkennung des eingetauschten Namens mit einer Dinte geschrieben, welche von selber wieder den Papierbogen verläßt und durch Verfliegen ihn gleichsam weiß wieder herstellt und rehabilitiert in integrum.“⁹²⁴

Das „Rehabilitieren“ ist ein interessanter Begriff, denn er suggeriert die Übergriffigkeit des Schreibens. Das vom Schreibenden durch das Schreiben verletzte, vormals jungfräuliche Material, wird „rehabilitiert“. Zu fragen ist allerdings, ob durch das Beschreiben des Blattes trotz des Verblässens der Tinte nicht doch Spuren verbleiben, die – bei

⁹²¹ Ebd., S. 42.

⁹²² Johnson, William S. / Mark Rice / Carla Williams: Geschichte der Photographie. Von 1839 bis heute. In: Therese Mulligan / David Wooters (Hrsg.): The George Eastman Collection. Köln 2012., S. 36: 1839 entwickelten Louis Jacques Mandé Daguerre (Frankreich) und William Henry Fox Talbot (England) unabhängig voneinander photographische Verfahren zur Fixierung photographischer Aufnahmen. Doch bereits 1727 hatte Johann Heinrich Schulze in Deutschland mit der Lichtempfindlichkeit von Chemikalien experimentiert.

⁹²³ Ortlieb: Materialität, S. 43.

⁹²⁴ Jean Paul: Siebenkäs, S. 56.

genauer Analyse – auffindbar wären. Material und Schreiben, Paratexte und Texte würden dann eine Verbindung eingehen, die man mit dem Begriff des Einschreibens benennen könnte. So könnte man dem Schreiben in seiner Intention neue Gedanken, eine „neue Philosophie“ in seiner Zeit zu formulieren und damit die Grundlage für eine zukünftige Entwicklung zu bilden, so könnte man an dieser physischen Aggression des Schreibens gegenüber dem Material, die damit verbundene, ganze Kraft ablesen, sich in der „Gegenwart“ durch das Schreiben vom Status ante frei zu schreiben, dies dem Material, sagen wir der „Gegenwart“, einzuschreiben.⁹²⁵ Ähnlich der Flüchtigkeit der kurzen „gegenwärtigen Gegenwart“, würde dann das Geschriebene der Gegenwart als Nachhall verbleiben und in die Zeit der „vergangenen Gegenwart“ transzendieren, ohne verloren zu sein, und auch wenn vom unbewaffneten Auge nicht mehr sichtbar, sich behaupten. In Goethes Worten: „Das Gedichtete behauptet sein Recht wie das Geschehene.“⁹²⁶

Nehmen wir an dieser Stelle nochmals einen Exkurs zu Sigmund Freuds „Notiz über den »Wunderblock«“ (1924).⁹²⁷ Freud sah im Schreib-Mechanismus des „Wunderblock“ einen technischen Ausdruck seiner Gedächtnistheorien. Auf einer Wachsmasse haftet ein dünnes Blatt, das beschrieben wird. Durch die druckinduzierte Verbindung der beiden Schichten entsteht die Schrift, die sich durch das Anheben des Blattes wieder löschen lässt. Faktisch jedoch hinterlässt der Stift die Schrift im Wachs, doch kann diese nach dem erneuten anlegen des Blattes nicht mehr erkannt werden. Wohl aber ist sie nicht verloren, sondern dem Wachs „eingeschrieben“. Man könnte von einer Hintergrundaktivität sprechen, die die Archivfunktion des Textes bildet.

⁹²⁵ Hierzu Heinrich Bosse: „Der sprechende Gegenstand entsteht, analytisch gesprochen, im Schreibakt, mythisch gesprochen, durch Zeugung.“ Bosse: Redner, S. 243.

⁹²⁶ Johann Wolfgang Goethe: Gespräche. In: Ders.: Weimarer oder Sophienausgabe: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abtlg. I-IV. 133 Bde. in 143 Tln. III. Abteilung, Bd. 13. Weimar 1887-1919. 1811 an Friedrich Wilhelm Riemer.

URL: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Goethe,+Johann+Wolfgang/Gespräche>. (abgerufen am 6.12.2020).

⁹²⁷ Freud: Wunderblock.

Dem Prozess des Schreibens wurde zunehmend auch ein praktischer Aspekt zugewiesen, nachdem der „practical turn“ der Naturwissenschaften auch von der Literaturwissenschaft aufgegriffen wurde.⁹²⁸ In den Fokus geraten dabei Handlungen wie „[...] Beobachten, Fragen, Notieren, Schreiben, Entwerfen, Wiederholen, Archivieren, Messen, Modellieren, Sammeln, Verwerfen, Abstimmen, Anpassen, usw.“⁹²⁹ Den hierbei wahrgenommenen Prozessen des Protokolls oder der Notizen kommt nicht nur eine Praxis zu, sondern sie sind gekennzeichnet durch regelmässige Abläufe.⁹³⁰ In der Wahrnehmung der Zeit erinnert dies an die Regularität des Erscheinens der Zeitungen im 17. Jahrhundert, die mit ihrem regelmässigen, täglichen Druck den zeitdynamisch zunächst leeren Raum der Gegenwart strukturierten und damit erfahrbar machten.⁹³¹ So könnte man auch in den Praktiken des Schreibens eine Funktion sehen, das Geschriebene nicht nur als Verschriftlichung von Gedanken, sondern – ich wiederhole mich – als Einschreiben des Textes in das Blatt und damit des Wissens in die Zeit zu verstehen. Das ritualisierte Bespielen eines Raums durch Handlung, die Erschaffung des Raums durch Kunst (Serra), die Wahrnehmung des Raums durch Bewegung (kindliche Entwicklung), alles dies sind vergleichbare Faktoren, sodass man formulieren könnte, dass die Praxis des Schreibens dem Text einen sozialen Raum eröffnet. Die so entstandenen Texte generieren mehr, indem sie verwaltet und archiviert werden, geordnet und gespeichert.⁹³² Und so ist der Text nicht allein ein „Archiv des Verborgenen“, sondern der Text, die Texte, bieten selbst Anlass für Archive, deren Struktur zurückwirkt auf die Strukturierung des Wissens von Gegenwart und Einfluss nehmen auf die Zukunft, in der die Gegenwart Vergangenheit sein wird. „Unter den anthropologischen Bedingungen, die sich seit Mitte des 18. Jh.s etabliert haben“, so konkludiert Stephan Kammer, „wird der

⁹²⁸ Margarete Vöhringer: Praktiken. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2013. S. 45-50., S. 45

⁹²⁹ Ebd., S. 45.

⁹³⁰ Ebd., S. 47.

⁹³¹ Landwehr: Gegenwart, S. 97.

⁹³² Ebd., S. 48.

Mensch zu einem Wesen, das (sich) schreibt.“⁹³³ Die Literatur wird somit in dieser Zeit ein Medium zur Herausbildung neuer anthropologischer Konzepte.⁹³⁴

Die Schwierigkeit der Konzeptualisierung mag man ablesen an der Erzählung „Das Sandbuch“ (1975) des argentinischen Autors Jorge Luis Borges.⁹³⁵ Borges beschreibt exemplarisch den Verlust *gesicherten* Wissens im Tausch der traditionellen (und von späteren Hinzufügungen unverfälschten) Wyclif-Bibel gegen das „Sandbuch“, in dem eine strukturierte Lese-Orientierung nicht möglich ist. Der Verkäufer des „Sandbuches“ verweist auf dessen Besonderheiten. Auf Seite 40514 etwa folgt Seite 999. Die Abbildung auf einer speziellen Seite findet sich beim erneuten Aufschlagen des Buches dort nicht mehr, unbekannt sind Herkunft und Alter des Buches. „Sein Buch heißt Sandbuch, sagte er, weil weder das Buch noch der Sand Anfang oder Ende hätten.“⁹³⁶ Der Käufer setzt für den Erwerb des Buches seine Pensionsansprüche (und damit seine Zukunftssicherung) und sein Exemplar der Wyclif-Bibel ein. Er löst sich für den Erwerb dieses Sandbuches, sagen wir, dieser neuen Lese- und Lebensstruktur, aus seiner sozialen (Pension) und traditionellen, geschichtsphilosophischen (theologisches Geschichtsnarrativ der Wyclif Bibel) Verortung. Wofür? Für die Faszination am Neuen, für die Möglichkeit des Neuen, für den intellektuellen Reiz am Komplexen. Letztlich tauscht er Sicherheit für Möglichkeit und scheitert (vorerst) daran. Ohne Leseordnung verliert er sich im Buch und isoliert sich zunehmend aus seinen sozialen Strukturen. Dem Buch, das ihm wie Sand durch die Hände rinnt, nicht gewachsen, verbringt er es schließlich in die Nationalbibliothek und stellt es unbeobachtet zwischen die vielen dort archivierten Bände. „Mir fiel ein, gelesen zu haben, daß das beste Versteckspiel für ein Blatt der Wald ist.“⁹³⁷

⁹³³ Kammer: Schreiben, S. 53.

⁹³⁴ Ebd., S. 53.

⁹³⁵ Jorge Luis Borges: Das Sandbuch. In: Ders.: Erzählungen 3. Gesammelte Werke, Band 4. München 1982. S. 93-98.

⁹³⁶ Ebd., S. 95.

⁹³⁷ Ebd., S. 97-98.

Eine frühere Erzählung von Borges mag man als Kommentar des Sandbuchs lesen. Im „Unerbittlichen Gedächtnis“⁹³⁸ (1942) verliert der Protagonist Funes die Fähigkeit zur selektiven Wahrnehmung. Gelähmt nach einem Unfall, liegt er im Bett, physisch bewegungslos, aber unbegrenzt gesteigert in der Potenz der Wahrnehmungen. Das zuvor oberflächliche Leben, „[...] er sah ohne wahrzunehmen, hörte ohne zu hören, vergaß alles, fast alles [...]“, ist nach dem Sturz reicher, denn „[...] als er wieder zu sich kam, war die Gegenwart fast unerträglich reich und klar, und ebenso seine frühesten und bei-läufigsten Erinnerungen.“⁹³⁹ Seine Wahrnehmungen und Erinnerungen haben eine synaesthetische Qualität, „[...] jedes optische Bild war verbunden mit Muskel-, Wärmeempfindungen [...]“.⁹⁴⁰ Doch ähnlich wie im „Sandbuch“ überfordert die ungefilterte Vielheit der Erinnerungen und Wahrnehmungen den Protagonisten. Auch der Versuch Inhalte zu verknappen, „Statt siebentausenddreizehn sagte er (zum Beispiel) *Máximo Perez*, [...]“, hilft nicht.⁹⁴¹ Er muss feststellen, „»Mein Gedächtnis, Herr, ist wie eine Abfalltonne.«“⁹⁴²

Man mag in den Texten von Borges einen verborgenen Hinweis auf die Existenz und Notwendigkeit einer Vorgeschichte der Gegenwart erkennen. Die Gegenwart, so lernen wir, ist so vielfältig beeinflusst durch Erinnerung und Wahrnehmung, dass sich ein Leben aus dieser Fülle nicht (sinnvoll) generieren lässt. Ein scheinbar oberflächliches Leben macht es banaler, aber lebbar. Einmal hinter den Vorhang aller Details geschaut, wird das Leben unverstehbar und damit unlebbar. Die Verschiebung vorgeschichtlicher Handlungen in den Bereich des nicht Gewussten, ist somit ein unbedingt notwendiger Schutzmechanismus. Eine solche Vorgeschichte kann sich dann nur punktuell melden, durch subtile Zeichen, verbal (als analeptische Binnenerzählung in einem Text) oder nonverbal (durch Erkrankung der Figuren etwa). Wir schließen daraus, Vorgeschichte

⁹³⁸ Jorge Luis Borges: Das unerbittliche Gedächtnis. In: Ders.: Im Labyrinth. Erzählungen Gedichte Essays. Hrsg. und mit einem Nachwort von Alberto Manguel. Frankfurt am Main 2003. S. 107-115.

⁹³⁹ Ebd., S. 112.

⁹⁴⁰ Ebd., S. 112.

⁹⁴¹ Ebd., S. 113.

⁹⁴² Ebd., S. 112.

ist ad personam wie im kulturellen Gedächtnis individual- oder gruppenspezifisch, nicht aber ubiquitär.

Diese Engführung des Lebensverständnisses zeigt sich auch im paradigmatischen Format der Texte um 1800, im „Bildungsroman“.⁹⁴³ Uns interessiert an dieser Stelle punktuell die Darstellungsintention der literarischen Form. Der „Bildung“ kommt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine zunehmende Bedeutung zu (siehe Heinrich Bosse), doch die Bedeutung der Gattungsbezeichnung „Bildungsroman“ ist nicht eindeutig.⁹⁴⁴ Eine übergeordnete Sicht scheint angemessen, etwa die Vorstellung, „[...] daß der Entwicklungsgang einer zentralen Figur erzählt wird, der über bald bereichernde, bald desillusionierende Erfahrungen zur Selbstfindung und zum Eintreten in bejahte Bindungen führt.“⁹⁴⁵ Das in der Goethezeit akzentuierte Bewusstsein, „[...] von der unwiederholbaren Besonderheit der einzelnen menschlichen Person“, kann als wesentliche Grundlage des Bildungsromans angesprochen werden, als die Entwicklung des Individuellen im Allgemeinen.⁹⁴⁶ Karl Morgenstern, auf den der Begriff „Bildungsroman“ zurückgeht⁹⁴⁷, hatte diesen 1820 wie folgt definiert:

„Bildungsroman wird er heißen dürfen, erstens und vorzüglich wegen seines Stoffs, weil er des Helden Bildung in ihrem Anfang und Fortgang bis zu einer gewissen Stufe der Vollendung darstellt; zweytens aber auch, weil er gerade durch diese Darstellung des Lesers Bildung, in weitem Umfange als jede andere Art des Romans, fördert.“⁹⁴⁸

⁹⁴³ Rolf Selbmann: Der deutsche Bildungsroman. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Stuttgart / Weimar 1994.

⁹⁴⁴ Jürgen Jacobs / Markus Krause: Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. München 1989., S. 19.

⁹⁴⁵ Ebd., S. 20.

⁹⁴⁶ Ebd., S. 20.

⁹⁴⁷ Deiters: Klassik, S. 235.

⁹⁴⁸ Morgenstern: Bildungsroman, S. 51.

Ähnlich wie sich Zeit von Ewigkeit trennt, durch die Erfahrung einer Bewegung im scheinbar Unendlichen, ähnlich schafft sich ein Individuum ein Weltverständnis durch individuelle Erfahrungen in einer Welt, die ein tiefes „kulturelles Gedächtnis“ vorhält. Die Moderne entsprang denn auch aus der Abgrenzung zur Antike, wie durch die *Querelle des Anciens et de Modernes* angestoßen oder als Abgrenzung zur Vormoderne in der Sattelzeit, in der es zu einer „[...] Ausdifferenzierung funktionsorientierter auto-poietischer sozialer Systeme, einschließlich des Literatursystems [...]“ kommt.⁹⁴⁹ Der Umschlag der Weltwahrnehmung im 18. Jahrhundert zeigt sich insbesondere auch an den Konsequenzen der Diskussion in Folge der „Querelle“. Hierbei kam der Literatur Mitte des 18. Jahrhunderts die Rolle einer „[...] poetischen Nationalliteratur [...] zur symbolischen Entfaltung nationaler Identität“⁹⁵⁰ Zu. Dieser ihr zugewiesenen Funktion lagen jedoch nicht allein politische, sondern auch poetologische Bestrebungen zugrunde. Zur Diskussion stand das Verständnis um die Rolle der „Nachahmung“ und in diesem Zusammenhang der Bedeutung von „Historizität des Geschmacks“ und der „Unwiederholbarkeit kultureller Leistungen.“⁹⁵¹ Nicht mehr nur die griechische Poesie, sondern auch moderne, europäische Literaturen wurden als Vergleichsmaßstab herangezogen und akzeptiert.⁹⁵² Damit setzt auch ein Kulturtransfer ein, der durch Herder sowie die Brüder Schlegel befördert wurde.⁹⁵³ Und Friedrich Schlegel verteidigt denn auch in seinem „Brief über den Roman“ (1800) die Qualität der Romane und Künste gegenüber den Werken der Antike.⁹⁵⁴ Für das in der Literatur als autonom und individuell dargestellte Individuum wird „[...] die Verortung des Helden im gesellschaftlichen Jetzt und Hier“ von maßgeblicher Relevanz.⁹⁵⁵ Damit findet John Lockes erkenntnistheoretische Vorstellung „[...] vom menschlichen Geist als *tabula rasa* und dem Ursprung allen

⁹⁴⁹ Simonis / Simonis: Literaturwissenschaften., S. 159.

⁹⁵⁰ Claude D. Conter: Kulturtransfer bei Herder und den Brüdern Schlegel: Eine Herausforderung für die nationale Literaturgeschichtsschreibung. In: KulturPoetik 10 (1/2010), S.25-47., S.25.

⁹⁵¹ Ebd., S. 25.

⁹⁵² Ebd., S. 26.

⁹⁵³ Ebd., S. 26.

⁹⁵⁴ Friedrich Schlegel: Brief über den Roman. Herberbert Uerlings (Hrsg.): Texte der Romantik. Stuttgart 2000. S. 90-102.

⁹⁵⁵ Rennhak: Subjekt, S. 221.

Denkens und Wissens in der Erfahrung [...]“ Eingang in die Konzeption der literarischen Texte. Locke hatte sich, im Unterschied zu Descartes, gegen die Theorie des „Innatismus“ gewendet und „[...] argumentierte für die empiristische These, dass unser Geist alle Ideen und damit die Bestandteile unserer Erkenntnisse letztlich aus der Erfahrung gewinnt.“⁹⁵⁶

„Die Lockesche Vorstellung vom modernen Subjekt, dessen ganzes Denken und Handeln in der Erfahrung gründet, hat auch zur Folge, dass dieses Subjekt nur über seine Geschichte verstanden werden kann, denn es macht die Erfahrungen, die ihm seine Identität verleihen, unweigerlich im Laufe der Zeit.“⁹⁵⁷

In einem von Goethe und Schiller verfassten, erst 1827 publizierten Statement zu Epik und Drama, fokussieren die Autoren auf die Rolle der beiden literarischen Formen.

„Der Epiker und Dramatiker sind beide den allgemeinen poetischen Gesetzen unterworfen, besonders dem Gesetze der Entfaltung; ferner behandeln sie beide ähnliche Gegenstände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer wesentlicher Unterschied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt.“⁹⁵⁸

Die Romanform entwickelt somit nicht die spekulative Zukunft, sondern beginnt im medias res eine Geschichte, deren Beginn in analeptischen Erzählpassagen nachgeholt wird. Damit wird verdeutlicht, dass die erzählte Geschichte sich einer Vorgeschichte

⁹⁵⁶ Stephan Schmid: Frühe Neuzeit. In: Martin Grajner / Guido Melchior (Hrsg.): Handbuch Erkenntnistheorie. Stuttgart 2019. S. 21-27., S. 23.

⁹⁵⁷ Rennhak: Subjekt, S. 222.

⁹⁵⁸ Johann Wolfgang Goethe / Friedrich Schiller: Über epische und dramatische Dichtung. In: Friedrich Schiller: Theoretische Schriften. Hrsg. von Rolf-Peter Janz unter Mitarbeit von Hans Richard Brittnacher / Gerd Kleiner / Fabian Störmer. Frankfurt am Main 2008. S. 1085-1087., S. 1085.

schuldet. Somit ist der Roman letztlich als Konstruktion des Erzählens selbst bereits Ausdruck einer Vorgeschichte, deren Einfluss dem Leser dargestellt und transparent gemacht wird. So können wir nicht nur Protagonisten und dem Autor, sondern auch den Roman, die Romanform selbst als Ausdruck eines Archivs des Vorgeschichtlichen ansehen. Einen Roman zu verfassen heißt somit, dass der unter dem Einfluss der Vorgeschichte stehende Autor, einen die Vorgeschichte repräsentierenden Protagonisten darstellt, dessen vergangene Geschichte erzählt wird. Aus dieser sammelnden, archivari-schen Funktion des Romantextes kann der gegenwärtige Leser eine Summe ziehen. Man könnte sagen, der Roman komprimiert das Gewusste und der Leser, wir würden heute sagen „entzippt“ dieses summarische Wissen, um es für seine gegenwärtige Standortbestimmung zu verwenden. So kommt denn auch dem die Vergangenheit be-schreibenden Roman eine Gegenwärtigkeit zu.

„Jeder literarische Text – sei er lyrisch, dramatisch oder narrativ – entsteht in einem bestimmten lebensweltlichen Kontext und wird in einem immer ande-ren rezipiert. Dabei lassen sich Literatur und Lebenswelt nicht in ein einfa-ches Vordergrund/Hintergrund-Verhältnis bringen, sondern zeichnen sich durch eine dialektische Wechselbeziehung aus, die in einer variablen Ge-genwart durch den Leser fortwährend neu aktualisiert wird.“⁹⁵⁹

Könnte man den „Bildungsroman“ somit als literarischen Ausdruck eines anti-genealogischen Prinzips verstehen? Vielleicht. Das Aufbrechen aus familiären Struktu-ren, wie etwa im „Wilhelm Meister“, sind solche Brechungen in nuce. Das Scheitern oder eingefangen werden in Konventionen, limitiert die allgemeine Kraft individueller Dynamiken für das System. Das Genie unterzieht sich jedoch keiner Bildung, es stürmt und drängt nach Vorne, um Neues zu schaffen, im Guten oder Bösen. Ist der Bildungs-roman nun Ausdruck eines anti-genealogischen Prinzips? Ich würde sagen: Er ist Aus-druck einer Individualisation, die eine gesellschaftliche Stimmung anzeigt, in der Tradi-tionen ihre Haltekräfte einbüßen, aber nicht verloren haben. So versteht sich der Bil-dungsimpuls eher als passive Ausweitung des Individuums im Zurückweichen des Tra-

⁹⁵⁹ Christian Klein / Lukas Werner: Pragmatik des Erzählens: Der Paratext. In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch der Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart / Weimar 2011. S. 17-29., S. 17.

ditionellen, denn erst durch Erfahrung erwachsen dem Individuum die Kräfte, um (sukzessive) eine anti-genealogische Bewegung in Gang zu setzen. Die Bildung an sich, die sich im 18. Jahrhundert verbreitet und verbreitert, legt somit den Grundstein für einen Bruch, indem Sie Wissen schafft. Der „Bildungsroman“ beschreibt also einen Weg in die Zukunft über die (Rück)Versicherung des Individuums auf und mit sich selbst. In seinem „Versuch über den Roman“ (1774) benennt denn auch Blankenburg die Rolle des Dichters (und damit letztlich auch seiner Texte) sehr moderat.

„Der Dichter soll die Empfindungen des Menschen bilden; er soll es uns lehren, was werth sey, geschätzt und geachtet, so wie gehaßt und verabscheuet zu werden. Er soll unsre Empfindungen nicht irre leiten; sondern uns Gelegenheit verschaffen, sie an würdigen Gegenständen zu üben, damit hernach, in der Wirklichkeit, wir sie nie verschwenden, oder unrecht (!) ausspenden.“⁹⁶⁰

Auch Hegel kann in seinen „Vorlesungen über die Ästhetik“ im Roman nur ein Aufbegehren, nicht aber ein Aufbrechen sehen. Statt wildem Rittertum begehren die Individuen der Romane vor dem Hintergrund einer sicheren staatlichen Ordnung auf, die sie wieder auffängt.⁹⁶¹

„Diese Kämpfe nun aber sind in der modernen Welt nichts weiteres als die Lehrjahre, die Erziehung des Individuums an der vorhandenen Wirklichkeit, und erhalten dadurch ihren wahren Sinn. Denn das Ende solcher Lehrjahre besteht darin, daß sich das Subjekt die Hörner abläuft, mit seinen Wünschen und Meinen sich in die bestehenden Verhältnisse und die Vernünftigkeit derselben hineinbildet, in die Verkettung der Welt eintritt und in ihr sich einen angemessenen Standpunkt erwirbt.“⁹⁶²

⁹⁶⁰ Blanckenburg: Roman, S. 435.

⁹⁶¹ Selbmann: Bildungsroman, S. 13.

⁹⁶² Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Vorlesungen über die Ästhetik (1835-1838). Entwicklung des Ideals zu den besonderen Formen des Kunstschönen: Das Romanhafte. URL: <https://www.textlog.de/6021.html>. (abgerufen am 22.11.2020).

All diese Auseinandersetzungen auf dem Boden literarischer Texte entstehen durch Schrift. Die frühen graphischen Zeichen an Höhlenwänden, die der Paläontologe Leroi-Gourhan als „Mythogramme“ bezeichnete, dienten als Erinnerungstützen einer bekannten Geschichte, die analog zu den Bildern erinnert und nacherzählt wurde. Der Vortrag der Erzählungen blieb allerdings demjenigen vorbehalten, der in die Geschichte eingeweiht war, die sich ansonsten aus den Bildern selbst nicht erschlossen hätte. Das Nebeneinander von Sprache und Schrift bedeutete, so Leroi-Gourhan, dass Schrift nicht der Sprache folgt, sondern dass die beiden Sprachen (gesprochenes Wort und Zeichen) aus derselben Quelle stammen.⁹⁶³ Nicht ein Nacheinander, sondern ein Nebeneinander von Sprache und Zeichen befruchtet die Geschichte wechselseitig. Zunehmend kam es zu einer linearen Anordnung von Zeichen und damit zu einer Trennung vom „kollektiven Gedächtnis“.⁹⁶⁴ Schrift war nun von demjenigen lesbar, der die Technik des Lesens beherrschte, nicht von demjenigen der eine tradierte Geschichte kannte, es kam durch Schrift zur Aufzeichnung „unerhörter“ Inhalte.⁹⁶⁵

„Schrift bedeutet daher nicht nur die Trennung von Leser und Nichtleser, sondern zugleich die Verfügbarkeit über ein unbegrenztes Notationssystem, das alle Erinnerungen und Vorgänge der Welt reproduzierbar machen konnte.“⁹⁶⁶

Das so konstruierte Wissen benötigte Archive, während die erzählten Geschichten anhand der Mythogramme eine orale Speicherung erfuhren, und mit der Schrift festigten sich auch Machtstrukturen.

„Indem die Beherrschung der Schrift im Stand der Beamtenpriester institutionalisiert wurde, hatten diese die Verfügungsgewalt über ein einzigartiges Kommunikationsmittel erhalten: Sie konnten nicht nur die Geschichten von Göttern aufschreiben – Geschichten, die nur sie wiedergeben konnten –, son-

⁹⁶³ Jochum: Bibliotheksgeschichte, S. 11. und André Leroi-Gourhan: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst. Frankfurt am Main 1987.

⁹⁶⁴ Jochum: Bibliotheksgeschichte, S. 12.

⁹⁶⁵ Ebd., S. 12.

⁹⁶⁶ Ebd., S. 12.

dern auch alle Verwaltungsvorgänge notieren, die zur Beherrschung der in den Flußtätern sich bildenden Hochkulturen notwendig waren.“⁹⁶⁷

Die totalitär angeordnete Zerschlagung gesicherten Wissens und die damit verbundene Notwendigkeit, zu einer oralen Wissensweitergabe zurückzukehren, beschreibt Ray Bradbury in seiner sozialen Dystopie „Fahrenheit 451“ (1953).⁹⁶⁸ Die staatliche „Feuerwehr“ löscht in dieser Geschichte kein Feuer, sondern verbrennt aufgefundene Bücher öffentlich bei 451° Fahrenheit, der Temperatur, bei der Papier Feuer fängt. Eine kleine Gruppe von Abtrünnigen tradiert die Texte der Bücher, indem jeder von ihnen ein Buch auswendig lernt und repetiert, bis dies vor seinem Tod einem anderen Mitglied der Gruppe überliefert wird, um es vor dem Vergessen zu bewahren. Das verschriftlichte Wissen wird in das Gedächtnis gerettet.

Auch wenn dem Buch und den Bibliotheken die Rolle des Wissens und Gewissens der Welt zukommt, ist festzuhalten, dass im Übergang von der oralen zur schriftlichen Aufzeichnung und Kommunikation bis Ende des 18. Jahrhunderts das Gespräch das Grundmodell der verschriftlichen Literatur blieb.⁹⁶⁹ In dieser Zeit verschiebt sich die Betonung von der „rhetorischen Kommunikationsstrategie“ auf die „hermeneutische Kommunikationsbegründung“, womit dem „Sprachzusammenhang“ zwischen den Sprechenden eine neuartige Bedeutung zukommt. Das Sprechen wird damit zum „Fundament sozialer Interdependenz“.⁹⁷⁰

Doch zurück zum Buch. In den barocken Sammlungen nimmt das Buch zunächst gegenüber den Artefakten einer verlorenen Zeit eine Sonderstellung ein. Die nach dem dreißigjährigen Krieg überlieferten Trümmer werden zu „Objekten der Vergangenheit“. Das Buch hingegen überlebt den Untergang und bewahrt das vormalige Wissen, auch um die Katastrophen.

⁹⁶⁷ Ebd., S. 12-13.

⁹⁶⁸ Ray Bradbury: Fahrenheit 451. München 2010.

⁹⁶⁹ Bosse: Redner, S. 237.

⁹⁷⁰ Koschorke: Körperströme, S. 396.

„In diesem Überleben aber kündigt das Buch von all den Untergängen, die es überlebt hat, während die Trümmer nichts anderes sind als Trümmer, deren Bedeutung sich erst in Büchern enthüllt. Dadurch aber wird das Buch, das seltene zumal, zu einem Zeugnis des permanent drohenden Untergangs, der in den Büchern verzeichnet und zugleich gebannt ist – wobei es freilich irrelevant ist, die Bücher auch zu lesen; es genügt ihre bloße Präsenz, [...]“⁹⁷¹

Nach den initial fürstlichen oder Klosterbibliotheken mehrte sich die Anzahl privater Bibliotheken im 18. Jahrhundert. Es verbreitet sich über sogenannte „Bibliotheksreisen“ das Wissen um den Stand von Sammlungen und machte diese und ihren Bestand damit „öffentlich“. Dies signalisiert auch den Umschwung, Wissen von den Höfen auf die Universitäten zu verlagern, woraus sich „wissenschaftliche Gebrauchsbibliotheken“ etablierten.⁹⁷² Die gesellschaftlichen und staatlichen Umbrüche am Ende des 18. Jahrhunderts prägten auch die Rolle der Archive.

„Das Ende der alten Ständegesellschaft nach 1789 veränderte das europäische Archivwesen. Die Archive verloren ihren gegenwartsbezogenen juristischen Nutzen. Sie wurden zu »historischen Archiven«, d. h. zu Quellenreservoirs für die entstehende akademische Geschichtswissenschaft, die sich zusehends über Archivarbeit definierte. Das revolutionäre Archivgesetz Frankreichs aus dem Jahr 1794 formulierte zudem erstmals den Gedanken einer Demokratisierung der öffentlichen Archive, der langfristig in den westlichen Gesellschaften zu einer Leitidee wurde.“⁹⁷³

Das Archivwesen unterliegt somit politischen und gesellschaftlichen Einflüssen. Einem Archiv, und dies ist zu betonen, kommt ja per se eine *Selektivität* der aufbewahrten Dokumente zu. Nicht die allgemeine oder globale Speicherung von Wissen ist damit verbunden, vielmehr unterliegt die Auswahl des zu Speichernden einer „Politik des Ar-

⁹⁷¹ Jochum: Bibliotheksgeschichte, S. 101.

⁹⁷² Ebd., S. 111-112.

⁹⁷³ Markus Friedrich / Helmut Zedelmaier: Bibliothek und Archiv. In: Marianne Sommer / Staffan Müller-Wille / Carsten Reinhardt (Hrsg.): Handbuch Wissenschaftsgeschichte. Stuttgart 2017. S. 265- 275., S. 270.

chivs“, die je nach Epoche anders gestaltet wird und auch zu Ausschlüssen von Material, den sogenannten „Kassationen“, führen kann.⁹⁷⁴ Dies betont, dass auch die im Text inkorporierte, meint archivierte, „Vorgeschichte“ bereits primär einer Selektivität unterliegt, die nicht nur in der personen- oder gruppenspezifischen Abfrage (oder Verständnis) zu sehen ist, sondern auch in der primär angelegten Verfügbarkeit von vorge-schichtlichem Wissen. Auch eine andere Funktion des „Archivs“ lässt sich mit der Textstruktur vergleichen, der Zugang zum Archiv. Öffentliche, private und geheime Archive sind unterschiedlichen Nutzergruppen zugänglich.⁹⁷⁵ Auch Texte erschließen sich selektiv, denn die Vorgeschichte muss, sieht man von sehr globalen Bezügen ab, aus ihr heraus oder in sie hinein gelesen werden und dies ist abhängig vom Bezug des Lesers zum Thema, zum Text und auch von seiner Bildung und Gruppenzugehörigkeit. Ähnlich wie Texte in verschiedenen Epochen und von verschiedenen Lesern (vielleicht wiederum zu verschiedenen Zeiten) gelesen und verstanden werden, sind Archive oft auch dynamische Systeme, die das reine „storage und retrieval“ Modell zu einem Prinzip des Konservierens und Aktualisierens funktionalisiert haben.⁹⁷⁶ Im Sinne Foucaults entwickelt sich ein „System der Diskursivität“ als Beziehungssetzung zwischen Gesagtem, Möglichem und Unmöglichem aus den archivierten Kontexten heraus.⁹⁷⁷ So treten auch neueste Daten zu vormals gespeicherten in Beziehung, wie dies Wirth in Bezug auf Régis Debray formuliert:

„Dabei kommt die »jüngste Schicht der Zeichen« durch »die allerältesten in einen Prozeß der eigenen Neueinschreibung auf uns zu, sodass das Neue seine Wirksamkeit in und auf dem Alten entfaltet.«⁹⁷⁸

Die älteren Wissensinhalte liegen also, bildhaft gesprochen, tiefer, wie in einem Erdreich verschüttet, wie dies, so Uwe Wirth, von Walter Benjamin formuliert wurde. Erweiternd hierzu wäre dann zu fragen, in welchem Spannungsverhältnis, in welcher „In-

⁹⁷⁴ Uwe Wirth: Archiv. In: Alexander Roesler / Bernd Stiegler (Hrsg.): Grundbegriffe der Medientheorie. München 2005. S. 17-27., S. 17.

⁹⁷⁵ Ebd., S. 18.

⁹⁷⁶ Ebd., S. 18.

⁹⁷⁷ Ebd., S. 19.

⁹⁷⁸ Ebd., S. 20.

terferenz“ der Ort des Findens und der Ort des Archivierens zueinander stehen.⁹⁷⁹ Auf Sigmund Freuds Bild des „Wunderblock“ als Modell eines Gedächtnisspeichers hatten wir schon hingewiesen, dies korreliert im Wissenszugriff zum Schichtenmodell eines Archivs.

Die dynamische Selektivität der Bibliothekssammlungen führt Jorge Luis Borges in seiner Erzählung „Die Bibliothek von Babel“ (1941) ad absurdum.⁹⁸⁰ Die ins Gigantische gesteigerte Struktur der Bibliothek lässt es sicher erscheinen, dass die Bücher dort verwahrt werden, gleichzeitig ist es fraglich, ob einzelne Werke sicher aufzufinden sind.

„Als verkündet wurde, die Bibliothek umfasse alle Bücher, war der erste Eindruck ein überwältigendes Glücksgefühl. [...] Auf die überschwängliche Hoffnung folgte ganz natürlich übermäßige Verzagtheit. Die Gewißheit, daß irgendein Regal in irgendeinem Sechseck kostbare Bücher barg und daß diese Bücher unzugänglich waren, schien nahezu unerträglich.“⁹⁸¹

Die „Bibliothek von Babel“ gerät zur Metapher des Universums.

„Das Universum (das andere Bibliothek nennen) setzt sich aus einer unbestimmten, vielleicht unendlichen Zahl sechseckiger Galerien zusammen, mit weiten Luftschächten in der Mitte, eingefaßt von sehr niedrigen Geländern. Von jedem Sechseck kann man die unteren und oberen Stockwerke sehen: ohne Ende.“⁹⁸²

⁹⁷⁹ Ebd., S. 20.

⁹⁸⁰ Stefan Gradmann: Borges: Die absurde Apotheose der »Sammlung«. In: Konrad Umlauf / Stefan Gradmann (Hrsg.): Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart / Weimar 2012., S. 8.

⁹⁸¹ Jorge Luis Borges: Die Bibliothek von Babel. In: Ders.: Im Labyrinth. Erzählungen Gedichte Essays. Hrsg. und mit einem Nachwort von Alberto Manguel. Frankfurt am Main 2003. S. 97-106.S. 102-103.

⁹⁸² Ebd., S. 97-98.

Die Diskursivität und damit Dynamik des Archivierten, die den Zeitläuften und Sichtweisen der Epochen entspringt und sich aus einer Umwälzung und Interaktion zwischen Altem und Neuem heraus entwickelt, lässt sich speziell auch in Beziehung zur Zeit um 1800 setzen, denn die „Goethezeit“, so Magnus Wieland, war eine „Wegwerfkultur“.⁹⁸³ Wieland illustriert dies auch an Goethes „Faust“, wo sich Faust in der Studierzimmerszene vom Wissen als Ballast erdrückt fühlt und sich zu befreien sucht, um Neues zu schaffen, etwa mit der Bibelübersetzung ins Deutsche und damit zu neuen Begriffen kommt, so „Tat“ statt „Wort“.⁹⁸⁴ Das Neue, die „Originalität“, dominierte das kreative Verständnis im 18. Jahrhundert und zwangsläufig gerieten Texte auch rasch wieder in Vergessenheit. Für das Verständnis auch gerade dieser Zeit, bezieht sich Magnus Wieland auf Ausführungen Odo Marquards, der „drei repräsentative Formen des Ausrangierens“ beschreibt:⁹⁸⁵

1. „Die methodische Neutralisierung der Traditionswelt“

In der Geniebewegung löst man sich mit dem Streben nach Originalität und Autonomie von der Tradition. Die „Neuheit“ wird zum Marketingfaktor.

2. „Das Vergessen der Traditionswelt“

Durch das Umerinnern kommt es zum Vergessen der „obsoleten“ Vergangenheit, die zum Gegenwärtigen „erinnert“ wird. So wird etwa der Schriftsteller oder die „polyhistorische Gelehrtenkultur“ im 18. Jahrhundert im Kontrast zum Genie zur „Spottfigur“.

3. „Das Wegwerfen“

Der boomende Buchmarkt des 18. Jahrhunderts führt zur kurzlebigen Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur, die, wenn nicht mehr aktuell, vom Markt verschwindet. Die Texte werden nicht mehr „Für die Ewigkeit“ geschrieben.

⁹⁸³ Wieland: Exzerpte aus Eden, S. 26.

⁹⁸⁴ Ebd., S. 27.

⁹⁸⁵ Odo Marquard: Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur. In: Andreas Grote (Hrsg.): *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450-1800*. Wiesbaden 1994, S. 909-918. Zitiert nach Wieland: Exzerpte aus Eden, S. 28-29.

Fichte führte hierzu passend schon 1805 in seinen Vorlesungen zur Rolle des zeitgenössischen Autors aus:

„Was ferner wissenschaftliche Werke betrifft, so muß der Verfasser eines solchen Werks die Wissenschaft nicht bloß historisch aufgefaßt, und von andern sie überliefert erhalten haben, sondern er muß sie durch sich selbst von irgendeiner Seite idealisch durchdrungen, sie selbst-schöpferisch, und auf eine neue, vorher schlechthin nicht da gewesene Weise aus sich hervorgebracht haben. [...] Das, was schon einmahl gethan ist, noch einmahl thun, heißt nichts thun, und diesen Müßiggang erlaubt sich kein Mann, der auch nur die anzumuthende Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit besitzt.“⁹⁸⁶

Zurück zum Archiv: Die Archivfunktion der Texte bietet also die Möglichkeit in der Ungeordnetheit der Gegenwart Strukturen zu entwickeln, die sich als „Konstruktion von Wirklichkeit“ erweisen. Das Geschriebene extrahiert durch den Schreibenden ein Wissen um die Zeitfragen, die dem Leser als Pflöcke in der Vielfalt der Möglichkeiten dienen und ihm erlauben, mit dem Text eine Struktur seiner Lebenswelten individualisiert für sich heraus und in den Text hinein zu lesen. So sind literarische Texte um 1800 nicht allein als „vordergründige Gegenwart“ vor dem Hintergrund vorgeschichtlicher Bezüge zu lesen, sondern auch als Kommentar und Strukturprinzip der Gegenwart in der Gegenwart selbst. Der Text fungiert somit nicht allein als Archiv des subtilen vorgeschichtlichen Einflusses, sondern auch als neu angelegte Archivstruktur in einer bislang ungeordneten Gegenwart. So verbindet das Verbringen des unverständlichen „Sandbuchs“ in eine Bibliothek denn auch beide Bezüge: Das (willkürliche) Einfügen des Buches in die geordnete Struktur einer Bibliothek, die wiederum das vorgeschichtliche Wissen inkorporiert und repräsentiert. Diese Bibliothek nimmt das Buch auf, dessen Kanonisierung bedeuten kann, dass sich seine Sprengkraft in den Weiten des geordneten Wissens verliert, vielleicht aber, und gerade, dass sich seine Sprengkraft in den (bislang) geordneten Weiten des geordneten Wissens *entfaltet*. Borges lässt die Antwort offen. Aus der Entwicklung von Unikaten wie Genies und Missgeburten, aus Sloterdijks

⁹⁸⁶ Johann Gottlieb Fichte: Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. In öffentlichen Vorlesungen, gehalten zu Erlangen, im Sommer-Halbjahre 1805. Berlin 1806., S. 206-207.

„schrecklichen Kindern der Neuzeit“, wissen wir welche Folgen es haben wird, wenn das Neue einmal in die Welt gekommen ist.

Wenden wir uns nochmals dem Buch zu. Aus Sicht des Lesers beeinflusst gerade das haptisch fassbare und erfahrbare Buch sein Leseverhalten. Die im Text verortete Geschichte, die dort formulierten Gedanken, vermitteln sich im Material, der Text geht durch Hand und Auge in den Kopf.

„Auch die Lektüre, die in einer starken hermeneutischen Tradition als Prozess der Transzendenz vom materiellen Buchstaben zu den immateriellen Dimensionen von Sinn und Bedeutung aufgefasst wurde [...], ist zunächst ein körperlicher Akt der Handhabung eines dreidimensionalen, materiellen Gegenstands. So liefert – mit erheblichen nationalen Unterschieden – bereits die mit allen Sinnen wahrnehmbare äußere Gestalt des Buches wichtige Informationen über den zu erwartenden Inhalt.“⁹⁸⁷

Im Abtasten der Buchseiten verschafft sich das Auge mit Blicksaccaden einen Überblick über den Text, ein Wahrnehmungsverhalten, das vorausschauend in der Textgestaltung berücksichtigt wird.⁹⁸⁸ Hier findet sich ein Bezug zur Analyse der personellen Identität im Sinne von Sartres Blickanalyse, wie auch im „Sandmann“ und im „Demetrius“. Das Abtasten des Gegenübers bestimmt das Erkennen. Der Blick transformiert das Gegenüber vom Objekt zum Subjekt, so auch das Material zum Text, zum Buch und damit zum intellektuellen Gegenüber, aus dem heraus man etwas lesen und verstehen kann. Jorge Luis Borges zitiert hierzu Schopenhauer, der gesagt habe „[...] Lesen sei denken mit fremdem Gehirn.“⁹⁸⁹

⁹⁸⁷ Ortlieb: Materialität, S. 43.

⁹⁸⁸ Ebd., S. 43.

⁹⁸⁹ Jorge Luis Borges / Osvaldo Ferrari: Über den Bücherkult. In: Dies.: Lesen ist denken mit fremdem Gehirn. Gespräche über Bücher & Borges. Zürich 1990. S. 84-94., S. 84.

12.2. Die wiedergefundene Zeit: Vergangenheit / Vorgeschichte

Vergangenheit und Vorgeschichte sowie Erinnern und Gedächtnis bedürfen einer abschließenden Bewertung und Ordnung, die im Folgenden dargestellt werden soll. Dabei geht der Blick von der Gegenwart aus, in der sich der erinnernde Mensch befindet. Seiner Erinnerung kommt eine *soziale* Komponente zu, was Maurice Halbwachs zum Ausdruck bringt, wenn er sagt, „Der sich erinnernde Mensch ist niemals allein.“⁹⁹⁰

„»Es gibt kein mögliches Gedächtnis außerhalb derjenigen Bezugsrahmen, deren sich die in der Gesellschaft lebenden Menschen bedienen, um ihre Erinnerungen zu fixieren und wiederzufinden.«⁹⁹¹

In Bezug auf die Individuation und Subjektivierung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, speziell im Bildungsroman als literarischem Format dargestellt, bedeutet dies, dass der einzelne, gegenwärtige Mensch seine gesellschaftlichen Bezüge benötigt, besser gesagt mit sich bringt, wenn er sich erinnernd verortet. Hiermit haben wir auch die sozialen Haltekräfte der Traditionen verstehbar gemacht. Denn der sich erinnernde Mensch trägt ja seine Sozialisierung in sich, die ihm den „Rahmen“ zuweist, innerhalb dessen er (gruppenspezifisch) die Vergangenheit befragen kann. Dennoch betont Halbwachs, dass das einzelne Individuum ein „individuelles“ Gedächtnis ausbilden kann, dass es Bezüge zu verschiedenen Gruppen hat, aus deren jeweiliger Sicht es in die Vergangenheit schauen kann.⁹⁹² Der von Halbwachs formulierte *Erinnerungsrahmen*, muss dabei dem sich Erinnernden nicht bewusst sein.

„Aus neurowissenschaftlicher Perspektive beschreibt das implizite Gedächtnis Formen nicht bewußter Erinnerung: Menschen werden von vergangenen

⁹⁹⁰ Assmann: Körper und Schrift, S. 70.

⁹⁹¹ Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main 1985a., S. 121..

⁹⁹² Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart 1985b., S. 127.

Erfahrungen beeinflusst, ohne dass ihnen dabei bewusst ist, dass sie sich erinnern.“⁹⁹³

Die Hypothese einer sozialen Prägung der Gedächtnisbildung, des Gedächtnisrahmens, lenkt hin zum Geheimnis um den Inzest, denn der vom Inzest betroffene Mensch (übergeordnet die Menschen mit unkarer Vorgeschichte), entwickelt seine Erinnerungsmöglichkeit in einem anderen sozialen Kontext, als ihm dies bei Kenntnis seiner Abstammung möglich wäre.

„Zwar „haben“ Kollektive kein Gedächtnis, aber sie bestimmen das Gedächtnis ihrer Glieder. Erinnerungen auch persönlichster Art entstehen nur durch Kommunikation und Interaktion im Rahmen sozialer Gruppen. Wir erinnern nicht nur, was wir von andern erfahren, sondern auch, was uns andere erzählen und was uns von andern als bedeutsam bestätigt und zurückgespiegelt wird. Vor allem erleben wir bereits im Hinblick auf andere, im Kontext sozial vorgegebener Rahmen der Bedeutsamkeit. Denn »es gibt keine Erinnerung ohne Wahrnehmung.«⁹⁹⁴

Was bewirkt nun die Erinnerung, das Erinnern?

Durch den sozialen Bezugsrahmen der sich erinnernden Person wird die hierdurch fassbare Erinnerung rekonstruiert.⁹⁹⁵ Der Einzelne schaut dabei als Teil einer ihm zugehörigen Gruppe in die Vergangenheit und generiert auf diese Weise (und damit auch in dieser Beschränkung) ein „individuelles“ Erinnerungsbild,⁹⁹⁶ wobei es (nach Koselleck) „[...] keine kollektive Erinnerung, wohl aber kollektive Bedingungen möglicher Erinne-

⁹⁹³ Moller: Gedächtnis, S. 89.

⁹⁹⁴ Assmann: Kulturelles Gedächtnis, S. 36. und Halbwachs: Soziale Bedingungen, S. 364.: »es gibt keine Erinnerung ohne Wahrnehmung.«

⁹⁹⁵ Assmann: Körper und Schrift, S. 70.

⁹⁹⁶ Moller: Gedächtnis., S. 85.

rungen“ gibt.⁹⁹⁷ Damit ist gemeint, dass im Individuum Bezüge zu anderen Menschen bestehen, der Einzelne (in Hinsicht auf die Erinnerung) aber nur bedingt als Individuum angesehen werden kann. „Das Individuum ist keine Monade“⁹⁹⁸, formulierte Halbwachs und erinnerbar ist nur, „[...] was im (persönlichen, medialen oder gedanklichen) Austausch mit anderen mitteilbar ist.“⁹⁹⁹ So bedeutet dies, dass Vergangenheit erst dadurch entsteht, dass man sich auf die vormalige Zeit bezieht.¹⁰⁰⁰ Jan Assmann erläutert seine These mit Bezug auf Herrscher zur Zeit der Römer und Ägypter:

„Wer in dieser Weise schon im „Heute“ auf das „Morgen“ blickt, muß das „Gestern“ vor dem Verschwinden bewahren und es durch Erinnerung festzuhalten suchen. In der Erinnerung wird Vergangenheit rekonstruiert. In diesem Sinne ist die These gemeint, daß Vergangenheit dadurch entsteht, daß man sich auf sie bezieht.“¹⁰⁰¹

„Erinnerungskultur“ und „Vergangenheitsbezug“ sind maßgebliche Begriffe.¹⁰⁰² Das Erinnern setzt dabei voraus, dass die Vergangenheit ins Bewusstsein tritt und Voraussetzung hierfür ist, dass es vorgeschichtliche Zeugnisse gibt und die Vergangenheit nicht ganz verschwunden ist. Zudem müssen die Zeugnisse „[...] eine charakteristische *Differenz* zum „Heute“ aufweisen.“¹⁰⁰³ Das Konzept der „Differenz“ zwischen Gegenwart und Vergangenheit ist für unsere Ausführungen relevant, zeigt es doch, dass die „Gegenwart“ eine neue Qualität hat, die diese von der Vergangenheit abgrenzt und abhebt und damit auch ihre spezifische Benennung rechtfertigt.¹⁰⁰⁴

⁹⁹⁷ Moller: Gedächtnis., S. 87.

⁹⁹⁸ Assmann: Körper und Schrift, S. 70.

⁹⁹⁹ Moller: Gedächtnis, S. 85.

¹⁰⁰⁰ Assmann: Kulturelles Gedächtnis, S. 31.

¹⁰⁰¹ Ebd., S. 31.

¹⁰⁰² Ebd., S. 31.

¹⁰⁰³ Ebd., S. 31-32.

¹⁰⁰⁴ Siehe zur „Differenz“ auch Stanitzek: Blödigkeit, S. 1.: Zur „Blödigkeit“ im 18. Jahrhundert: „Die Aktualität einer Moderne, welche nicht aufhört, sich in der Differenz zu ihrer Vorgeschichte zu begreifen und in der Differenz jene Vorgeschichte präsent zu halten, begründet die Aktualität dieser Beobachtungen.“

Jan Assmann erwähnt als Beispiel den schleichenden Wandel der Sprachen, der oft erst im Rückblick auf vormalige Sprachstadien bewusst wird.¹⁰⁰⁵ Dies verweist auf die Rezeption von Altdorfers Alexanderschlacht Gemälde durch Friedrich Schlegel und den Unterschied seines Blicks im Vergleich zu demjenigen von Altdorfers Zeitgenossen.

Das Gedächtnis rekonstruiert also die Vergangenheit, die nicht als solche einmalig fixiert ist. Der Blick in das Vergangene, aus dem Bezugsrahmen des Individuums heraus, prägt die je eigene Vergangenheit, die nach diesem Konstrukt Jan Assmanns sich unserem Verständnis einer individuellen Vorgeschichte annähert. Auch für die Wahrnehmung der „Gegenwart“ lassen sich Schlüssel ziehen, wenn Assmann schreibt:

„Auch das Neue kann immer nur in der Form rekonstruierter Vergangenheit auftreten. Traditionen sind nur gegen Traditionen, Vergangenheit nur gegen Vergangenheit austauschbar. Die Gesellschaft übernimmt nicht neue Ideen und setzt diese an die Stelle ihrer Vergangenheit, sondern sie übernimmt die Vergangenheit anderer als der bisher bestimmenden Gruppen.“¹⁰⁰⁶

Dem Erinnern kommt in der Rekonstruktion des Vergangenen also eine Schlüsselfunktion zu und die Differenz zwischen Gestern und Heute, die eine Abgrenzung überhaupt erst möglich macht, betont die „Gegenwart“ als aktiv empfundene Zeiteinheit. Rudolf Heinz benennt dabei den für unseren Kontext relevanten Aspekt der Gegenwart (und individuellen Gegenwärtigkeit) für die Rekonstruktion von Vergangenheit.

„Und als Richtmaß dabei fungiert nicht das bereitliegende Ansich des Vergangenen als solchem, vielmehr die aktuellen Seelenzustände derart, daß jenes diese bloß nachzuahmen vermag, überhaupt nur in den Blick kommt, wenn sich eine von der Gegenwart ausgehende Ähnlichkeitsbeziehung zwi-

¹⁰⁰⁵ Assmann: Kulturelles Gedächtnis, S. 32.

¹⁰⁰⁶ Ebd., S. 42.

schen beiden mit einem entsprechenden Auffangplatz für das Vergangene ergibt.“¹⁰⁰⁷

Gemäß dieser Überlegungen erscheint es plausibel anzunehmen, dass unser heutiger Blick auf die Zeit um 1800 und die den damaligen Texten eingeschriebene Vorgeschichte, sich im Rahmen unserer Erinnerung von der damaligen Sicht unterscheidet. Dies limitiert letztlich die Qualität unserer Analysen. Die heutigen Menschen sind nun einmal, um mit Wilhelm Schapp zu sprechen, in etwas andere „Geschichten verstrickt“

„Wenn wir noch einmal die Eigenverstrickung in den Blick nehmen, so ist die vergangene Geschichte nicht vergangen, soweit ich noch in sie oder in ihre Fortsetzung verstrickt bin. [...] In unserem Sinne gegenwärtig sind alle Geschichten, in die wir noch oder schon wieder verstrickt sind. Wir können also sagen, daß die Gegenwart dieselbe zeitliche Ausdehnung hat wie die Geschichten, die vergangen und zukünftigen, in die wir jeweils verstrickt oder auch nur mitverstrickt sind.“¹⁰⁰⁸

Vermutlich sind diejenigen vorgeschichtlichen Bezüge der Literatur um 1800, die sich auf einen lange tradierten Wissenskanon, etwa die biblischen Texte, beziehen, für den heutigen Leser noch eher nachvollziehbar als zeitnahe Einflüsse, die damals auf den Autor und damit auf den Text gewirkt haben werden. In der Gedächtnistheorie Jan Assmanns fallen diese weit zurück liegenden Erinnerungsdimensionen in das metaphorische „kollektive“ Gedächtnis, mit dem man nicht *erinnert*, sondern *weiß*, lebensnahe Erinnerungen fallen hingegen in das „kommunikative“ Gedächtnis.

¹⁰⁰⁷ Rudolf Heinz: Maurice Halbwachs' Gedächtnisbegriff. In: Zeitschrift für philosophische Forschung. 23(1/1969), S. 73-85., S. 74. Hierzu René Char: Rückkehr stromauf. Gedichte 1964-1975. München 1984., S. 21: „Rast auf Schloß Kloake“: „Die Vergangenheit zögerte das Ausschlüpfen der Gegenwart hinaus, würden da nicht unsere ausgespülten Erinnerungen brüten, ohne Unterlaß. Wir wenden uns zurück an die eine, und die andre nimmt einen Anlauf und springt uns an.“

¹⁰⁰⁸ Wilhelm Schapp: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch zu Ding. Frankfurt am Main 5. Aufl. 2012., S. 142-143.

Neben dem individuellen, die Lebenszeit der eigenen sowie von 3-4 Vorgenerationen umfassenden Zeit („kommunikatives Gedächtnis“), hat Jan Assmann den Begriff des „kulturellen Gedächtnis“ geprägt.¹⁰⁰⁹ Ausgangspunkt der Überlegungen ist dabei die Betonung des gemeinsamen, des kollektiven Erfahrungsraums.

„Was einzelne Individuen zu einem solchen Wir zusammenbindet, ist die konnektive Struktur eines gemeinsamen Wissens und Selbstbilds, das sich zum einen auf die Bindung an gemeinsame Regeln und Werte, zum anderen auf die Erinnerung an eine gemeinsam bewohnte Vergangenheit stützt.“¹⁰¹⁰

In den kollektiv entwickelten Riten, die man mit dem prozeduralen Gedächtnis des Individuums vergleichen könnte, sind „Wiederholung“ und „Vergegenwärtigung“ enthalten, die mit dem (etwa religiösen) Ritus wieder abgerufen werden.¹⁰¹¹

„Mit diesen beiden Polen ist der Spielraum einer Dynamik umrissen, innerhalb dessen die Schrift für die konnektive Struktur von Kulturen bedeutsam wird. Im Zusammenhang mit dem Schriftlichwerden von Überlieferungen vollzieht sich ein allmählicher Übergang von der Dominanz der Wiederholung zur Dominanz der Vergegenwärtigung, von „ritueller“ zu „textueller Kohärenz“. Damit ist eine neue konnektive Struktur entstanden. Ihre Bindekräfte heißen nicht Nachahmung und Bewahrung, sondern Auslegung und Erinnerung. An die Stelle der Liturgie tritt die Hermeneutik.“¹⁰¹²

Die Verquickung zwischen dem „kulturellen Gedächtnis“ und dem „kommunikativen Gedächtnis“ ist nach Assmann so zu verstehen, dass das kulturelle Gedächtnis „gesellschaftliche und kulturelle Rahmenbedingungen“¹⁰¹³ schafft, innerhalb derer die Auswahl der mnestisch zu konsolidierenden Kontexte individuell erfolgt. Dieses Konzept

¹⁰⁰⁹ Assmann: Kulturelles Gedächtnis.

¹⁰¹⁰ Ebd., S. 16-17.

¹⁰¹¹ Ebd., S. 17.

¹⁰¹² Ebd., S. 17-18.

¹⁰¹³ Ebd., S. 20.

wurde primär von Maurice Halbwachs formuliert („*mémoire collective*“) und inkorporiert Handlungsabfolgen („mimetisches Gedächtnis“), Objekte („Gedächtnis der Dinge“), Sprache und Kommunikation („kommunikatives Gedächtnis“) und „Überlieferungen des Sinns“, in denen die drei genannten Aspekte zusammengefügt werden („kulturelles Gedächtnis“).¹⁰¹⁴ Dabei kommt dem kulturellen Gedächtnis gerade beim Wechsel vom räumlichen zum temporalen Charakter der Geschichte, die Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzt, eine besondere Bedeutung zu. Während nämlich die „Gedächtniskunst“ sich dem Raum widmet, so widmet sich die „Erinnerungskultur“ der Zeit. Sie erst ermöglicht die Ausbildung von „Sinn- und Zeithorizonte(n)“, indem sie sich auf die Vergangenheit bezieht.¹⁰¹⁵ Diese Dimension der Erinnerungskultur ist relevant für unsere Fragestellung nach „Vorgeschichte und Gegenwart“, denn Assmann sieht die Vergangenheit ja erst dadurch entstehen, „[...] daß man sich auf sie bezieht.“ („Vergangenheitsbezug“).¹⁰¹⁶

Dies erinnert an unsere Überlegungen zum Begriff der „Gegenwart“, den wir an Analogie zu Schellings Freiheitsbegriff an der Vergangenheit orientiert hatten. Erst mit der Bezugnahme, so könnte man konkludieren, werden zeitliche Räume fassbar und sind begrifflich zuzuordnen, erst der Gebrauch macht das Objekt zu Gebrauchsgegenstand. Vergangenheit entsteht erst, so Assmann, indem sie ins Bewusstsein tritt, es muss also Zeugnisse dafür geben und diese Zeugnisse müssen „[...] eine charakteristische Differenz zum „Heute“ aufweisen.“¹⁰¹⁷ Und gerade dies, der Nachweis und die Verfügbarkeit von Zeugnissen der Vergangenheit, die mehr waren als das reine biblische Narrativ, machten Ende des 18. Jahrhunderts den Unterschied aus und halfen das Gestern vom Heute zu unterscheiden und im Heute die Gegenwart zu benennen.

„Jeder tiefere Kontinuitäts- und Traditionsbruch kann zur Entstehung von Vergangenheit führen, dann nämlich, wenn nach solchem Bruch ein Neuanfang versucht wird. Neuanfänge, Renaissance, Restaurationen treten immer in der Form eines Rückgriffs auf die Vergangenheit auf. In dem Maße, wie

¹⁰¹⁴ Ebd., S. 20-21.

¹⁰¹⁵ Ebd., S. 31

¹⁰¹⁶ Ebd., S. 31.

¹⁰¹⁷ Ebd., S. 31-32.

sie Zukunft erschließen, produzieren, rekonstruieren, entdecken sie Vergangenheit.“¹⁰¹⁸

Wie wird nun Erinnerung tradiert?

Dies gelingt nicht nur durch das Kommunikationsverhalten, sondern auch durch Embleme, etwa Kleidung, oder Verhalten, wodurch eine spezifische Gruppenzugehörigkeit kodiert wird.¹⁰¹⁹ Es sind dies „Archivfunktionen“, die in sich vormaliges Wissen inkorporieren. Ähnlich wie Proust die verlorene Zeit, durch Geschmacksempfindungen induziert, reaktiviert und wiederfindet, sind es auch die beispielhaft genannten nonverbalen Stimuli, die zur Bildung einer Erinnerung beitragen. Es ist, und darauf will ich hinweisen, nicht nur die Sprache, die dies vermittelt. Günter Oesterle hat dies benannt, indem er feststellt, die Gedächtnisforschung habe „[...] wissenschaftsgeschichtlich präzise die zur ‚Sattelzeit‘ Mitte des 18. Jahrhunderts stattfindende technisch raumorientierte Memoria zugunsten einer temporal ausgerichteten Erinnerung rekonstruieren können.“¹⁰²⁰ Die Erinnerung sei, so Oesterle, auch nicht-kognitiv, etwa durch „niedere Sinne“ (Geschmack, Duft und Schmerz) vermittelt worden. Er zitiert hierzu Roland Borgards (Schmerz und Erinnerung, 2009):

„Der Memorialforschung, die Erinnerung als spezifische Kulturtechnik und zugleich als globale Erinnerungstechnik beschreibt, kann damit ein weiterer Wechselbezug hinzugefügt werden: einerseits geht Erinnerung aus dem Schmerz hervor, andererseits ist schon an der Schmerzwahrnehmung die Er-

¹⁰¹⁸ Ebd., S. 32. Hierzu auch Assmann: Kulturelles Gedächtnis, S. 43: Nach Halbwachs ist Historie kein Gedächtnis, da sie Differenzen zwischen Menschengruppen nivelliert und die „[...] Fakten in einem vollkommen homogenen historischen Raum [...]“ reorganisiert.

¹⁰¹⁹ Günter Oesterle: Kontroversen und Perspektiven in der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung. In: Judith Klinger / Gerhard Wolf (Hrsg.): Gedächtnis und kultureller Wandel. Erinnerndes Schreiben – Perspektiven und Kontroversen. Tübingen 2009. S. 9-18., S. 10.

¹⁰²⁰ Ebd., S. 9.

innerung beteiligt. Wie Kultur und Erinnerung, so scheinen sich auch Schmerz und Erinnerung wechselseitig vorauszusetzen.“¹⁰²¹

Festzuhalten an diesen Aussagen ist für unseren Kontext, dass die Vorgeschichte sich auch nonverbal, meint subkutan, meint mit „niederer Sinnen“, in den Menschen (Protagonisten) einschreiben und an seinem Verhalten (im Text) herausgelesen werden kann. Auf die Sprache der Krankheiten, die die Protagonisten vielfach in sich tragen, sei in diesem Zusammenhang noch einmal hingewiesen. Diese Erinnerungsstimuli könnten in der Zeit um 1800, im Finden der „Gegenwart“ mit Orientierung an der Zukunft, mit einer Rolle gespielt haben, zumal nach Luhmann, so Günter Oesterle, ein Gedächtnis umso nötiger ist, je mehr Ungewißheit in einem System besteht und auch der Erkenntnis von John Locke und David Hume, dass die „[...] Erinnerung eine dynamische Kraft darstellt, die in der Lage ist mit Hilfe imaginativer und medialer Inszenierung neuartige Gedächtnisbilder zu produzieren [...]“ sollte Beachtung geschenkt werden.¹⁰²² Das aktive Durchwirken produziert letztlich neue Erkenntnisse, die mehr sind als die alleinige Wiederholung des Faktischen. So entwickelt sich aus dem „raum- und imaginationsbezogenen Behaltgedächtnis“ das „zeitorientierte(n) Erinnerungskonzept“.¹⁰²³

Doch zurück zur *Gedächtnisbildung*, die uns hier beschäftigt. Im kulturellen Gedächtnis zeigt sich „[...] eine präsentische Bestimmung der Vergangenheit, die einem kollektiven Selbstverständnis dient.“¹⁰²⁴ Neben seiner Bedeutung für nationale Identitäten,

„[...] dient es als eine Ressource bzw. Quelle für die Gruppenidentität, die auf Erinnerungen vertraut, die in unterschiedlichen archivarischen Medien,

¹⁰²¹ Ebd., S. 10.

¹⁰²² Ebd., S. 16.

¹⁰²³ Ebd., S. 17.

¹⁰²⁴ Daniel Levy: Das kulturelle Gedächtnis. In: Christian Gudehus / Ariane Eichenberg / Harald Welzer (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 93-101., S. 93.

symbolischen Formen und Praktiken externalisiert sind und so selbst objektivierte Formen der Kultur werden.“¹⁰²⁵

Damit verbunden ist, im Gegensatz zum kommunikativen Gedächtnis, seine Persistenz jenseits individueller Lebenszeiten. Ritualen, Bildern und Archiven kommen dabei Bedeutung zu, denn das darin inkorporierte Wissen kann hieraus abgefragt werden.¹⁰²⁶

„Zeit soll nichts anderes sein als *mein* Erinnern, *mein* Erfassen des gegenwärtig Gegebenen und *meine* Zukunftserwartung. [...] Nicht die Sternenbewegungen und nicht die Diktatur von Uhren, die bereits antike Komödiendichter verspottet haben, machen die Zeit aus, sondern *mein* Rückbesinnen, *meine* Gegenwartserfahrung, *meine* Vorgriffe auf Künftiges.“¹⁰²⁷

Ausgangspunkt für das Schreiben und Lesen literarischer Texte, ist die je eigene (durchaus differente) Gegenwart von Autor und Leser. Der Text an sich verschiebt sich somit im Kontinuum von Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft aus der „gegenwärtigen Gegenwart“ des Schreibenden und Schreibens zur „gegenwärtigen Gegenwart“ des Lesenden und Lesens. Die Aussagen des Textes stammen somit für den Leser aus der Vergangenheit, zumindest einer „vergangenen Gegenwart“. In der temporalen Struktur unseres Denkens und Erinnerns sind „Gegenwart“ und „Vergangenheit“ dynamische Begriffe, die sich automatisch mit dem Zeitverlauf entwickeln, dies sagt allerdings noch nichts darüber aus, wie sie empfunden werden. Das Empfinden von Vergangenheit ist gekoppelt an Erinnerung, deren Selektivität die Wahrnehmung des Vergangenen mit bestimmt. So kann das Vergessen (Verdrängen) der Vergangenheit beim erinnern einen anderen Verlauf zuweisen, als dieser „objektiv“ geschehen war. So ist es nicht allein die Faktizität von Geschehnissen, die die Vergangenheit definiert, sondern auch und gerade das Empfinden des Einzelnen oder eines Kollektives, das eine spezifische Erinnerungspur bildet. Dies zeigt die Relevanz des Subjektiven. So sind es auch Leerstellen einer solchen Vergangenheit, die zu ihrem Profil beitragen, Leerstellen, die durch unzu-

¹⁰²⁵ Ebd., S. 93.

¹⁰²⁶ Ebd. S. 93-94.

¹⁰²⁷ Kurt Flasch: Was ist Zeit? Augustinus von Hippo. Das XI Buch der Confessiones. Text-Übersetzung-Kommentar. 3. Aufl. Frankfurt am Main 2016., S. 16.

reichende Wissensübermittlung, verloren gegangenes Wissen (Sintflut), nicht kommuniziertes Wissen (Inzest) oder selektive Narrative (Fake News) entstanden sein können. Im *gegenwärtigen* Schreiben, bzw. Lesen des Textes, interagieren somit das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis von Autor und (späterem) Leser. Die faktische Vergangenheit wird zur Geschichte, wenn sie über das aktuelle Erinnern eines Kollektivs hinaus geht (Halbwachs). Das Erinnern ist hingegen derjenige Teil der Vergangenheit, der in der kommunikativen Weitergabe der Generationen (meist maximal vier Generationen) abfragbar ist, auch wenn an den Rändern der Zeiten Unschärfe entsteht. Vorgeschichte schließlich ist derjenige Teil der Vergangenheit/des Erinnerns, der spezifisch auf die erzählte Geschichte wirkt (oder wirkte), sei dies implizit oder explizit. Hier kommt es zu einer Entkopplung der Engführung von „Erinnern“ und „Vorgeschichte“: Als (spezifische) Vorgeschichte wirksam sein können auch Elemente einer Vergangenheit, die weit zurück liegt und die sich meist in mythologischen Erzählungen manifestieren, etwa der Erzählung der Bibel für die europäischen Völker. Wenn wir also von der Wirkung von „Vorgeschichte“ auf einen literarischen Text sprechen und wenn wir dies so verstehen, dass die Wirkung der Vorgeschichte implizit erfolgt, dass diese somit erst aus dem Text herausgelesen werden muss (und nicht explizit genannt wird), dann werden wir sagen müssen, dass das Ergebnis des Lesens und Verstehens auch vom Leser und seiner Gegenwart abhängig ist. Verwiesen sei hierzu nochmals auf das Alexander-schlacht Gemälde von Altdorfer, zu der die Zeitgenossen Altdorfers einen anderen Zugang hatten als Friedrich Schlegel 300 Jahre später. Doch nicht nur das Bild, auch die Schlacht an sich lesen sich unterschiedlich. Nicht zuletzt hat der „Alexanderroman“ dazu beigetragen, ein verherrlichendes Bild der Motivation des Handelns des Herrschers zu kreieren, so dass auch die dem Maler zeitnahe Wahrnehmung Alexanders schon durch Überlieferungen überlagert war.

Das Erinnern definiert zumindest das Spektrum einer möglichen impliziten Einflusnahme einer Vergangenheit, die ggfs. als implizite „Vorgeschichte“ wirksam wird. An dieser Stelle können wir sagen, dass die implizite Vorgeschichte eine Varianz aufweist, die vom Leser abhängig ist, mag es auch offensichtliche, der Mehrzahl der Leser zugängliche (allgemeingültige) Bezüge geben. Letztlich liest der Leser aus seiner Gegenwart und mit seiner Erinnerung und seinem geschichtlichen Wissen die Vorgeschichte aus dem Text heraus und in den Text hinein, sodass es nicht *die* einzige, sondern je ei-

gene Vorgeschichten gibt, wie es auch nicht „die Gegenwart“ und „die Vergangenheit“ gibt.

Was geschieht nun mit und durch die Gedächtnisformen gerade im späten 18. Jahrhundert? Das kulturelle Gedächtnis, so Albrecht Koschorke¹⁰²⁸, ist in dieser Zeit weitgehend verschriftlicht und kanonisiert und dient der autoritativen Auslegung durch Klerus und Gelehrte. Unter dem Druck einer neu entstehenden Intelligenz setzt eine zunehmende Loslösung von der Auslegung der reinen Überlieferung ein, wodurch es zu einer „*Revolutionierung des kommunikativen Gedächtnisses*“ kommt. Der neue Mensch verarbeitet „*rezente*“ Informationen, dadurch werden „[...] große Teile des bisher dem kommunikativen Gedächtnis überantworteten Wissens nun zu textueller Kohärenz hin verschoben.“ Immer mehr Bereiche, die vormals nicht verschriftlicht worden waren, geraten nun in „[...] Archiven, Verwaltungsakten, Zeitungen, Alltagsschrifttum und Briefen“ in das kulturelle Gedächtnis. Umgekehrt kommt es zu Übergängen vom „[...] Gelehrtenlatein zur muttersprachlichen Publizistik [...]“ oder in der Literatur vom „[...] hohen Epos zur niederen, enzyklopädisch veranlagten Mischgattung des Romans [...]“.¹⁰²⁹ Auf die Bedeutung des Gedächtnisses, gerade auch für die Literatur des 18. Jahrhunderts, verweist auch Katharina Rennhak, wenn sie Bezüge zu erkenntnistheoretischen Überlegungen John Lockes herstellt. Die Identität der literarischen Subjekte der damaligen Texte (Bildungsroman) wird maßgeblich über ihre Geschichte, wir würden sagen, ihre Vorgeschichte, begründet. Sie basiert auf Erfahrungen, die die Protagonisten gemacht haben und die sie zu „Wesen der Zeit“ machen.¹⁰³⁰ Durch das Bewusstsein können die Erfahrungen der individuellen Geschichte „[...] angeeignet und in ein Selbst integriert werden.“¹⁰³¹ Das Gedächtnis und damit der Rückgriff auf die Vergangenheit ist somit ein wesentlicher Eckpfeiler der Individuation, der „Selbstkonstruktion“.¹⁰³² Darin lässt sich nochmals begründen, was wir in den „Haltekräften der Tradition“ formuliert hatten, nämlich den Zusammenhang zwischen der Ich-Identität der Person und seinen Bezügen zur Vergangenheit, zur individuellen Vorgeschichte.

¹⁰²⁸ Koschorke: Körperströme, S. 394-395.

¹⁰²⁹ Ebd., S. 394-395.

¹⁰³⁰ Rennhak: Subjekt. S.222.

¹⁰³¹ Ebd., S.222.

¹⁰³² Ebd., S.222.

13. Rückkehr stromauf¹⁰³³: Ein Epilog.

Etwa 300 Jahre nach der Ausführung von Albrecht Altdorfers Alexanderschlacht Gemälde, sah Friedrich Schlegel darin den historischen Kontext der zeitgebundenen Darstellung, der den Zeitgenossen des Malers entgangen war.

Etwa 300 Jahre nach der Ausführung von Diego Velázquez' Gemälde „Las Meninas“, beschrieb Michel Foucault das Bild, um die Komplexität der gemalten Szene zu erfassen und platzierte den Text als erstes Kapitel seiner Systematik über die „Ordnung der Dinge“.¹⁰³⁴

Etwa 5 Jahre nach Beginn meiner Untersuchungen, schaue ich zurück auf mein Wissen damals und heute, dessen Entwicklung und Konklusion den Text der Arbeit bildet. Die Erkenntnisreise „stromauf“, in die Zeit um 1800, ist ein persönlicher, wie systematischer Blick, der jetzt zu einem formalen Ende kommt.

Was haben wir, was habe ich verstanden?

Gottfried Benn hielt in seinem Gedicht „1886“ Rückblick in das Jahr seiner Geburt und sammelte Fakten, die sich in jenem Jahr ereignet hatten.¹⁰³⁵ Sein Blick zurück umfasst seine persönliche Lebenszeit und fokussiert in ein Jahr, aus dem ihm selbst keine aktive Erinnerung zur Verfügung stand. Er bedient sich denn auch des historischen Faktenwissens, während familiäre Überlieferungen im Gedicht nicht vorkommen. Er setzt sich in Bezug zur Struktur der Welt, zu Wirtschaft und Fortschritt („Übergang des Raddampfers zum Schraubendampfer; Rückgang der Holzschiffe; über das chinesische Kauffahrtewesen ist statistisch nichts bekannt“), zu Kunst („Zola, Ibsen, Hauptmann sind unerfreulich, Salambo verfehlt, Liszt Kosmopolit“) und Artensterben („Es stirbt aus: der kleine Vogel von Hawaii für die königlichen Federmäntel: ein gelber Flaumstreif an je-

¹⁰³³ Char: Rückkehr.

¹⁰³⁴ Foucault: Hoffräulein, S. 31-45.

¹⁰³⁵ Gottfried Benn: 1886. In: Ders.: Sämtliche Gedichte. Stuttgart 1998. S. 393-396.

dem Flügel, - genannt der Honigsauger“), er fügt sich ein in eine Reihe großer Persönlichkeiten („1886 – Geburtsjahr gewisser Expressionisten, ferner von Staatsrat Furtwängler, Emigrant Kokoschka, Generalfeldmarschall v.W. (†)“), wird somit Teil einer Geschichte (Wilhelm Schapp) und benennt anhand der aufgelisteten Ereignisse seine *spezifische* Rückorientierung, denn was wird nicht sonst alles im Jahre 1886 geschehen sein?

Die Bezugnahme Bennis zu den ausgewählten Ereignissen seines Geburtsjahres, zeigt die Kontextsetzung *seiner* „Rückkehr stromauf“, seiner (wie auch immer) gewählten spezifischen Vorgeschichte, aus dem Rahmen seines (gruppenspezifischen) Erinnerungsfensters. Für meine gedankliche Reise „stromauf“ in die Zeit um 1800 fand ich literarische Bezüge in Texten von T.S. Eliot, Jorge Luis Borges, Robert Walser, Robert Musil und Kate Tempest. Eine Orientierung im initialen Dunkel meines Unwissens gab mir René Chars Gedicht „Prometheus und Steinbrech zugleich“. Es lautet, mit seinem Motto „An Hölderlins Harfenhand rührend“:

„Ohne die Spaltkraft der Poesie – was ist da Wirklichkeit?

Allzu gewaltig hatte Gott unter uns gelebt. Wir hatten Aufstehn und Aufbruch verlernt. Tot sind in unsern Augen die Sterne, die Herrscher waren in seinem Blick.

Die Fragen der Engel haben den Einbruch der Dämonen bewirkt. Die hefteten uns an den Felsen, um uns zu schlagen und zu lieben. Auf's neue.

Der Kampf vollzieht sich in den Finsternissen. Nur an ihren Rändern ist Sieg.

Adlige Saat, Krieg und Gunst meines Nächsten, bei dumpfer Morgenröte bewache ich dich mit meinem Kanten Brot und harre auf jenen erahnten Tag

strömenden Regens und grünen Schlamms, der für die Brennenden kommen wird und für die standhaft Gebliebenen.“¹⁰³⁶

Die „Spaltkraft der Poesie“ ist eine Kraft, die das Schreiben in der Zeit um 1800 verstehbar macht, vergleichbar Enzymen, die Nährstoffe aufspalten, um sie hierdurch erst nutzbar zu machen. Der Spaltkraft kommt somit keine destruktive, vielmehr eine konstruktive Rolle zu. Erst das Aufbrechen des Unwissens ermöglicht den Blick auf das Wissen (beispielhaft an der Inzestthematik zu erkennen). Doch auch und gerade die geistige (poetische) Auseinandersetzung in der Zeit (Querelle) führt zu gesellschaftlichen Umwälzungen. Es kommt zu „Aufstehn und Aufbruch“, gerade auch in der Rezeption von Vergangenheit und Vorgeschichte, die der Mensch für sich gewinnen muß, um hieraus Verständnis und Energie zu ziehen. Die „toten Sterne“ neu (und wieder) zu blicken und uns den Dämonen der Vergangenheit auszusetzen, die uns fesseln und liebkoosen, all dies scheinen Forderungen für das Verständnis der damaligen Zeit und ihrer literarischen Texte zu sein.

Wie versucht wurde zu zeigen, ist gerade die Zeit um 1800 dazu angetan, die Frage nach „Vorgeschichte und Gegenwart“ in literarischen Texten zu stellen. Der damalige Mensch steigt ab von den „Schultern der Antike“, die ihm bislang einen Blick auf und über die Welt erlaubten, um nun auf eigenen Füßen zu stehen. Die unter den Füßen gespürte Existenz der je eigenen Gegenwart ist dabei nicht Selbstzweck, sondern vielmehr dem Aufbruch verpflichtet. Die Sintflut, die Char antizipiert, mag erneut kommen. Doch im Jetzt sucht der Mensch Orientierung, gestützt durch die Erkenntnisse aus der Vergangenheit, die er als spezifische Vorgeschichte befragt und damit rekonstruiert, und als „Haltekraft aus seiner Tradition“ benötigt.

¹⁰³⁶ René Char: Prometheus und Steinbrech zugleich. In: Ders.: Die Bibliothek in Flammen. La bibliothèque est en feu. Gedichte französisch / deutsch. Frankfurt am Main 1992. S. 231., S. 231.

Und der Blick auf die Gegenwart ist aktuell, wie derzeitige Projekte zeigen.¹⁰³⁷ In der Einleitung zu „Aktualität“ formulieren die Herausgeber Stefan Geyer und Johannes F. Lehmann die Bedeutung der Wahrnehmung der „Gegenwart“.¹⁰³⁸ Der Gegenwartsbegriff, zunächst Ausdruck einer räumlichen Beziehung, wurde zum Temporalbegriff. Die Autoren fragen, wie man sich eine Vorstellung vom Menschen machen kann, der ohne den „Zeitbegriff von Gegenwart“ im 18. Jahrhundert lebte. Dies zeigt die Notwendigkeit und notwendige Anstrengung, sich der damaligen Zeit verstehend zu nähern. Wir hatten hierzu auch Bezug genommen in den Überlegungen zum „Autor“ und des *heutigen* Verständnisses seines *damaligen* Schreibens. Der Gegenwartsbegriff wird in der Zeit um 1800 durch die ihm innewohnende Potenz eines *Lebensbezugs* zu einem *aktiven* Prinzip mit einem Bezug speziell zur *Dynamik* der Zeit, hierdurch befähigt, eine Zukunft zu gestalten.

Im Projekt von Johannes F. Lehmann und Kerstin Stüssel¹⁰³⁹ wird die Relevanz des Begriffs der „Gegenwart“ auch für und in der heutigen Zeit betont. Durch die Beschleunigung der Abläufe scheint die gefühlte Dauer der Gegenwart zu schrumpfen, eine Theorie, die sich in den Ausführungen Hermann Lübbes findet.¹⁰⁴⁰ Lübbe verweist auf den (gefühlte) rascheren Alterungsprozess der Welt, bedingt durch die hohe Innovationsdynamik. Die gefühlte Spanne der „vergangenen Gegenwart“, die man mit der „gegenwärtigen Gegenwart“ noch in Übereinklang bringen kann, verkürzt sich hierdurch. Umso rascher wird die Gegenwart als veraltet und damit als Vergangenheit empfunden. Aber auch andere Konzepte, wie die „Gegenwart der Simultaneitäten“¹⁰⁴¹, beschreiben das heutige Gegenwartsgefühl. Hans Ulrich Gumbrecht recurriert zunächst auf die histori-

¹⁰³⁷ Stefan Geyer / Johannes F. Lehmann (Hrsg.): Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge und zur Verzeitlichung der Gegenwart um 1800. Hannover 2018. Und Johannes F. Lehmann / Kerstin Stüssel (Hrsg.): Gegenwart denken. Diskurse, Medien, Praktiken. Hannover 2020.

¹⁰³⁸ Geyer / Lehmann: Einleitung, S. 9-35.

¹⁰³⁹ Lehmann / Stüssel: Einleitung, S. 9-23.

¹⁰⁴⁰ Ebd., S. 8. Siehe dazu: Hermann Lübbe: Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 2012.

¹⁰⁴¹ Ebd., S. 8.

sche Zeitwahrnehmung.¹⁰⁴² Die lineare Abfolge des Zeitverlaufs vermittelte bislang den Eindruck, Vergangenheit hinter sich zu lassen und eine offene Zukunft vor sich zu haben, die (flüchtige) „Gegenwart“ sieht Gumbrecht dabei als „[...] epistemologische(s) Habitat des cartesianischen Subjekts [...]“¹⁰⁴³ an. Doch insbesondere der Verlauf der Zukunft wird heutzutage immer weniger vorhersehbar. Auch lassen wir die Vergangenheit nicht mehr wirklich hinter uns, sondern durch die technischen Möglichkeiten überschwemmt das Vormalige die Jetztzeit. Damit ist „[...] die Gegenwart zu einer sich verbreiternden Dimension der Simultaneitäten geworden.“¹⁰⁴⁴

Doch „Zukunft braucht Herkunft“.¹⁰⁴⁵ Die Orientierung in der Gegenwart, so Odo Marquard, mündet im 18. Jahrhundert zunächst in der „Universalgeschichte“, die „[...] universal ist, weil sie alle Geschichten in eine wendet, in die eine einzige Fortschritts- und Vollendungsgeschichte der Menschheit.“¹⁰⁴⁶ Stimuliert durch Machbarkeit, wird sie zur „Philosophie der Revolution“, um sich nach Wahrnehmung revolutionärer Grausamkeiten erschreckt davon abzuwenden, um dann mit Schelling das Heil in der „Natur“ zu suchen, mit dem Ziel einer „evolutionären Fernerwartung“.¹⁰⁴⁷

Dass der Beginn dieser Entwicklung gerade im 18. Jahrhundert liegt, begründet sich aus der Sprengkraft von Krisen. Die gesellschaftliche Krise der damaligen Zeit wirkte als Beschleuniger und bereits damals, und nicht erst heute, nimmt das menschliche Entwicklungstempo zu.

Die „[...] Wandlungsgeschwindigkeit steigt, ihr Innovations- und Veralterungstempo wächst, ihre Komplizierungsrasanz nimmt zu; das Änderungstempo der Lebensverhältnisse – des Abbaus von Vertrautheit und der

¹⁰⁴² Hans Ulrich Gumbrecht: *Unsere breite Gegenwart*. Berlin 2010.

¹⁰⁴³ Ebd., S. 15.

¹⁰⁴⁴ Ebd., S. 16.

¹⁰⁴⁵ Marquard: *Zukunft braucht Herkunft*. Philosophische Betrachtungen.

¹⁰⁴⁶ Odo Marquard: *Universalgeschichte und Multiversalgeschichte*. In: Ders.: *Zukunft braucht Herkunft*. Philosophische Essays. Mit einem Nachwort von Franz Josef Wetz. Stuttgart 2015. S. 102-123., S. 105.

¹⁰⁴⁷ Ebd., S. 106-107.

Produktion von Fremdheit – zieht an: alles fließt, und zwar immer schneller.“¹⁰⁴⁸

Wie kommt es zu dieser Dynamik im 18. Jahrhundert? Odo Marquard formuliert hierzu vier (im Folgenden komprimiert wiedergegebene) Thesen¹⁰⁴⁹:

1. Die ontologische Positivierung der Wandelbarkeit.

Nicht mehr das Unveränderliche, sondern das Wandelbare wird als positiv angesehen. Nachdem Leibniz in der Theodizee Vorwürfe an Gott verworfen hatte, begann man das Übel zu „entübeln“. So wurden Endlichkeit und Wandel der vormals statischen Unendlichkeit im positivierten Verständnis entgegengestellt.

2. Die Vergänglichkeit der Übel.

Der mit der Endlichkeit verbundenen Vergänglichkeit kommt der positive Aspekt zu, dass mit ihr nun die Übel der Welt als vergänglich gelten. So treibt die Geschichte ihrem Ende mit wachsender Geschwindigkeit entgegen, um final im „Übel der Revolution“ das „Übel der Welt“ zu „entübeln“.

3. Die Rückversicherung in der Vergangenheit.

Durch die stetig zunehmende Wandelbarkeit und Temposteigerung kommt es in der Gegenwart zu Turbulenzen, in denen man Orientierung und Kontrolle zu verlieren droht. Der Rückgriff in die Vergangenheit ist der Versuch, hiermit einen „langen Trend“ zu setzen und zu bestätigen, dass man sich, rückblickend Orientierung suchend, auf dem richtigen Weg befindet. Dabei gehen die Rückgriffe weit über das Menschengeschlecht hinaus, bis hin zum Urknall.

4. Die Beschleunigungsüberbietung.

Da der Mensch zunehmend die Geschichte „macht“, wird er auch zum Beschuldigten für das Übel. Um dieser Anklage zu entgehen, besteht das Bemühen des Einzelnen sich in einer Avantgarde an die Spitze der Evolution zu setzen, um von dort aus die in der Entwicklungsdynamik zurück geblie-

¹⁰⁴⁸ Ebd., S. 108-109.

¹⁰⁴⁹ Ebd., S. 108-111.

benen Menschen für das Übel der (veralteten) Welt verantwortlich machen zu können.

Odo Marquard sagt also „Zukunft braucht Herkunft“, auch und gerade weil wir mit hohem Tempo in eine (unkalkulierbarere) Zukunft rasen. So finden wir hier in der „Rückversicherung in der Vergangenheit“ was wir als „Haltekräfte der Tradition“ bezeichnet haben. Im 18. Jahrhundert, so Marquard, tritt der Mensch methodisch aus seinen Traditionen heraus und damit emanzipiert sich die Zukunft von seiner Herkunft.¹⁰⁵⁰ Die neuen technischen, naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Fähigkeiten werden „traditionsneutral“¹⁰⁵¹ verwendet. Losgelöst von der Herkunft empfinden die Menschen angesichts der rasanten Dynamik des Weltlaufs ein „Unbehagen am Fortschritt“.¹⁰⁵² Aufgrund der Kürze des Lebens (und der Langsamkeit des Menschen) ist zudem das Potential Neues zu schaffen limitiert, Altes verbleibt zwangsläufig durch „Nichtveränderungen“. In dieser immer wieder neuen und damit unvertrauten Welt, suchen die Menschen Halt im Vertrauten, etwa in Klassikern der Literatur.¹⁰⁵³

„Weil die Menschen in der modernen, wandlungsbeschleunigten und dadurch zunehmend diskontinuierlichen Welt ihre Kontinuität besonders schützen müssen, entsteht gerade und nur in der modernen Welt der historische Sinn [...]“¹⁰⁵⁴

Diese Orientierung an Traditionen hatten wir angesprochen, wenn wir davon ausgingen, dass sich „Gegenwart“ und „Vergangenheit“ gegenseitig bedingen. Seine Virulenz gewinnt der Zeitbezug aber gerade auch aus einer Kontextbildung: Im Bezug zu Bildung um 1800, im Bezug zur Explosion virtueller und technischer Welten im Heute. Es ist aber nicht einfach, diese Zusammenhänge ganz zu Ende zu denken, gerade für eine weit

¹⁰⁵⁰ Marquard: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Betrachtungen, S. 235.

¹⁰⁵¹ Ebd., S. 235.

¹⁰⁵² Ebd., S. 236.

¹⁰⁵³ Ebd., S. 239-240.

¹⁰⁵⁴ Ebd., S. 240.

zurück liegende Zeit, in der das Leben anders als heute *empfunden* wurde. So wird das „Ahnen ahnen“ für uns zum *Empfinden empfinden*.

Versuchen wir, dies exemplarischer zu durchdenken. Johannes F. Lehmann hat sich ausführlich mit der „Zeit der »Gegenwart« bei Schiller“¹⁰⁵⁵ auseinandergesetzt. Dies gibt uns die Möglichkeit, das damalige Zeit-Verständnis nachzuverfolgen. Fassen wir die Ausführungen Lehmanns kurz zusammen: In Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Krieges“ (1790) wird der Gegenwartsbegriff als „[...] die Anwesenheit einer oder mehrerer Personen in einer bestimmten Situation“ verwendet.¹⁰⁵⁶ Diese Begriffsbedeutung der „Gegenwart“ dominiert überwiegend auch in Schillers Gesamtwerk (in ca. 560 von 596 Stellen).¹⁰⁵⁷ Dennoch trägt Schiller selbst dazu bei, „Gegenwart“ als Temporalbegriff zu verstehen, als einen Begriff, der sich im Kontext der Zeit von „Vergangenheit“ und „Zukunft“ abgrenzt. In den Briefen „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen“ (1795) gibt Schiller, so kann Lehmann zeigen, dem Gegenwartsbegriff eine solche Note. Schiller führt darin aus, dass der Dichter für seine Texte den *Stoff* aus der Gegenwart, die *Form* aber aus einer „edleren“ Zeit entnehme, einer Zeit, die er als „absolut“ und „unwandelbar“ bezeichnet. Hier eröffnen sich Gegensätze zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Gegenüber der „edlen“ Vergangenheit wird man die Gegenwart als weniger edel empfinden, der „absolut unwandelbaren“ Vergangenheit steht die „flüchtige“ und veränderliche Gegenwart gegenüber.¹⁰⁵⁸ Hierin zeigt sich nicht nur eine kategoriale Änderung des Gegenwartsbegriffs (temporale statt räumliche Struktur), sondern auch das so wesentliche dynamische Prinzip wird dem Gegenwartsbegriff zugeschrieben, der ja für Bewegung steht. Im „Geisterscher“ (1787-1789) zeigt Lehmann schließlich ein Gegenwartsverständnis Schillers, das er als „subjektivphänomenologisch“ bezeichnet.¹⁰⁵⁹ Der Erzähler wendet sich im literarischen Text der „Gegenwart“ wie einem „Freund“ zu, da ihm die Vergangenheit keinen Halt mehr, die Zukunft keine Perspektive bietet. „Gegenwart“ wird hier zum Relativbegriff, da sich

¹⁰⁵⁵ Lehmann: »Gegenwart« bei Schiller, S. 287-303.

¹⁰⁵⁶ Ebd., S. 287.

¹⁰⁵⁷ Ebd., S. 287.

¹⁰⁵⁸ Ebd., S. 288.

¹⁰⁵⁹ Ebd., S. 289.

nicht nur ihre Rolle, sondern auch ihre Wahrnehmung erst durch die Abgrenzung von Vergangenheit und Zukunft heraus kristallisiert.

Johannes F. Lehmann sieht die Figuren in Schillers Werken über ihr „Selbstgefühl“ mit der Gegenwart verbunden. Nicht über die Legitimation durch Traditionen, sondern als Ausdruck der eigenen Potenz, gerade in Abgrenzung von der Vergangenheit, respektive Vorgeschichte, wird das Jetzt empfunden und gelebt.¹⁰⁶⁰

„Die Gegenwart erscheint als Zeit, in der die Bindung an die Vergangenheit nurmehr als Beschränkung erfahren wird, und die Zukunft als der noch zu vollziehende Sprung aus eben diesen Beschränkungen. Die Zeit der Gegenwart ist so zu einem Resonanzmedium des Selbstgefühls und zugleich die historische Zeit zwischen dem Nicht-Mehr der Tradition und den Noch-Nicht des Sturzes in die Illegitimität.“¹⁰⁶¹

Diese Schlussfolgerung scheint unserem Konzept, die „Haltekräfte der Tradition“ als maßgeblich für die „Gegenwart“ anzusehen, zu widersprechen und steht auch im Kontrast zu den Notwendigkeiten einer Rückbesinnung, wie sie Odo Marquard ausgeführt hat. Doch muss hierin kein Widerspruch liegen. Lehmanns Verweise auf die Figuren in Schillers Werken deuten nämlich auf einen distinkten Aspekt der Gegenwart hin, den des *Augenblicks*. Fiesko beschließt den Putsch, um „[...] einen Augenblick Fürst zu sein [...]“¹⁰⁶², Posa trifft einen Entschluss in Mißachtung der zukünftigen Konsequenzen und Wallenstein entschließt sich keine Entscheidung zu treffen, weil er die Macht dazu hat, dies zu tun.¹⁰⁶³ Hier stoßen wir an die Unschärfe (oder Fluktuation) des Begriffsverständnisses von „Gegenwart“. Lässt man die Argumentation Lehmanns am Beispiel Schillers zu, dann bedeutet dies, dass Gegenwart zu einem „Moment der Gegenwart“, dem „Augenblick“, wird und zu einem solchen schrumpft.

¹⁰⁶⁰ Ebd., S. 299.

¹⁰⁶¹ Ebd., S. 299.

¹⁰⁶² Ebd., S. 298.

¹⁰⁶³ Ebd., S. 298-299.

Damit wären wir wieder bei der Annahme, dass sich die Gegenwart heutzutage zunehmend verkürzt, bedingt durch die Dynamik unserer Zeit und des damit einhergehenden Schrumpfens der (faktischen, eher gefühlten) Gegenwartsphase. So stellt sich die Frage, wie man die zeitliche Ausdehnung von Gegenwart definieren will, um den scheinbaren Widerspruch zwischen einer *Gegenwart des Augenblicks* und einer *Gegenwart der Reminiszenz an die Vergangenheit* zu überwinden.

Wenden wir uns hierzu nochmals Kleists Novelle vom „Erdbeben in Chili“ zu. Johannes F. Lehmann hat dargelegt, dass der überwiegende Teil der Novelle als eine langgezogene Gegenwart zu verstehen ist, mit nur dünnen Verbindungslinien zu Vergangenheit und Zukunft. Nach dem Erdbeben bricht die zuvor erzählte Geschichte ab. „An ihre Stelle tritt das pure *Jetzt* – und damit das *Als ob* – einer versöhnten Überlebensfamilie.“¹⁰⁶⁴ Die Novelle, die sich in drei Teile gliedern lässt, geht in der Zeitdarstellung und Zeitwahrnehmung nicht von einer Vergangenheit, über die Gegenwart der „Talutopie“ in eine Zukunft über, sondern nach dem Erdbeben wird die Vergangenheit quasi abgetrennt und Figuren fallen in das „[...] amnetische *Jetzt* der vermeintlichen Talutopie [...]“.¹⁰⁶⁵ Ohne autoritative Struktur generieren die Figuren ihre Existenz „[...] ad hoc, im Augenblick und durch performative Sprechakte [...]“.¹⁰⁶⁶ Die Zukunft, die mehr als Utopie verstanden wird, ist letztlich eine aus der „Talutopie“ heraus prolongierte Gegenwart und der Leser wird in ihr „[...] auf der Höhe des Augenblicks [...]“ gehalten.¹⁰⁶⁷ Die Gegenwart ist somit von der Zeitachse des Davor und des Danach entkoppelt, zu der es nach der lange im „Jetzt“ verharrenden Phase der erzählten Geschichte nur dezente Anknüpfungspunkte gibt, etwa durch Donna Elisabeths Verweis auf das vorherige Geschehen der intendierten Hinrichtung und durch die Szene am Ende der Novelle, in der Don Fernando seine neue Familie mit der Vormaligen vergleicht und damit „[...] nicht mehr der „Held“ des Augenblicks, sondern gezwungenermaßen im Modus der Erinnerung [...]“ ist.¹⁰⁶⁸

¹⁰⁶⁴ Lehmann: Kleist, S. 96.

¹⁰⁶⁵ Ebd., S. 97.

¹⁰⁶⁶ Ebd., S. 97.

¹⁰⁶⁷ Ebd., S. 98.

¹⁰⁶⁸ Ebd., S. 101.

Die wesentliche Dauer der Erzählung besteht also aus einer Abfolge vom Momenten und darin erfolgenden „ad-hoc“ Entscheidungen. Was mir für unsere Überlegungen wichtig erscheint ist, dass sich Josephe und Jeronimo trotz der iterativen ad-hoc Entscheidungen in Ihrer Lebensplanung kontemplativ *und* wankelmütig zeigen. Erst planen sie nach Spanien auszureisen, am nächsten Tag entscheidet sich Jeronimo vor Ort zu bleiben und den Vizekönig um Gnade zu bitten und schließlich schließen sie den Kompromiss doch nach La Conception zu fahren und sich erst von dort (aus sicherer Distanz) an den Vizekönig zu wenden. Dieses Abwägen des Entschlusses zeigt aber einen Bezug zur Vorgeschichte an und damit die Rückversicherung durch die Erfahrungen in der Vergangenheit, spezieller, der persönlichen Vorgeschichte. Ich will damit andeuten, dass eine „Gegenwart“, die sich durch Augenblickswahrnehmungen und –entscheidungen jeweils neu definiert („In a minute there is time for decisions and revisions which a minute will reverse.“¹⁰⁶⁹), dennoch den Bezügen zu einer Vorgeschichte nicht gänzlich entkommt. Wenn ein so differenzierter und sprachmächtiger Autor wie Schiller zwischen 1787 und 1795 den Gegenwartsbegriff so unterschiedlich benutzt, wie Lehmann dies zeigen konnte, dann mag das zunächst damit zusammen hängen, dass sich das Begriffsverständnis in der Zeit ändert (oder erweitert). Es mag aber auch damit zu tun haben, dass sich das Verständnis von „Gegenwart“ erst im, mit oder für den Gebrauch bildet, im Falle des „Erdbebens“ also zwischen „ad hoc“ Entscheidungen und der *Reminiszenz an die Vergangenheit* situativ changiert. Argumente für eine solche Sichtweise lassen aus den Ausführungen von Maurice Halbwachs und Jan Assmann entnehmen. Diese hatten ausgeführt, dass Vergangenheit und Vorgeschichte erst aus dem Blickwinkel der Person rekonstruiert, besser noch, konstruiert werden. Der Konstruktion eines Zeitraums liegt somit die *individuelle* Sichtweise, der individuelle Rahmen des Blicks zugrunde. Daraus läßt sich ableiten, dass möglicherweise auch die „Gegenwart“ erst durch eine Befragung konstruiert werden muss. Und damit kommt man dann zu unterschiedlichen Antworten, je nachdem, welche Sichtweise man auf die „Gegenwart“ richtet und in welchem Sinne und mit welchem Verständnis man sie befragt. So zeigt sie sich entweder als *Gegenwart des Augenblicks* (oder der repetitiven Folge von Augenblicken) oder, eingebunden in die Bezüge zu einem Davor und Danach, als *Gegenwart der Reminiszenz an die Vergangenheit*.

¹⁰⁶⁹ Eliot: Prufrock, S. 8.

Es ist somit die je eigene (je situative) Sicht, die der Zeit der Gegenwart ihre Konnotation verleiht, womit sich der scheinbare Widerspruch der Zeitzuschreibung auflöst.

Auf die Dynamik und Unbeständigkeit der „Gegenwart“ hatte schon Augustinus hingewiesen, wenn er schreibt:

„Das aber ist evident und klar: Zukünftiges und Vergangenes sind nicht; die Behauptung es gebe drei Zeiten, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, trifft nicht im strengen Sinne zu. Im strengen Sinne müßte man wohl sagen: Es gibt drei Zeiten, die Gegenwart von Vergangenen, die Gegenwart von Gegenwärtigem und die Gegenwart von Zukünftigem. Denn diese drei *sind* in der Seele in einem gewissen Sinne, und anderswo finde ich sie nicht: die Gegenwart des Vergangenen als Erinnern, die Gegenwart des Gegenwärtigen als Anschauen (*contuitus*), die Gegenwart des Zukünftigen als Erwarten.“¹⁰⁷⁰

Dennoch, bei allem Versuch „Gegenwart“ und „Vergangenheit“ zu verstehen, bleibt auch die Frage, ob und inwiefern wir in der Lage sind, uns aus heutiger Sicht in die Literatur (die Autoren) der Zeit um 1800 einzudenken. Goethe hatte am 11.11.1811 gegenüber Riemer seine Skepsis um ein hermeneutisches Verständnis geäußert. „Keine Literatur könne die andre beurteilen, ja ein Zeitalter nicht einmal das andre.“¹⁰⁷¹

Ist es aber vielleicht zu komplex gedacht, wenn wir davon ausgehen, dass sich die heutige Leserwelt von der frühern Schreiberwelt unterscheidet und das Erkennen der vorge-schichtlichen Bezüge in den literarischen Texten hierdurch erschwert wird? Nehmen wir

¹⁰⁷⁰ Flasch: *Zeit*, S. 259.

¹⁰⁷¹ Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. Band 2. 1805-1817. München 1998., S. 703.

einen kurzen Exkurs zu Edgar Allen Poes Erzählung „Der entwendete Brief“ (1844).¹⁰⁷² In dieser Detektivgeschichte ist der Dieb eines heiklen Briefes bekannt, dennoch kann die Polizei den Brief bei mehrfachen Hausdurchsuchungen nicht finden. Der Detektiv Dupin hingegen findet das Schreiben, weil er sich zuvor in die Gedanken des Diebes versetzt hatte und ihm so auf die Schliche kommt. Nicht mit mathematischen Überlegungen, so demonstriert Dupin, sondern mit dem Verständnis für emotionales Verhalten (der Dieb war Mathematiker und Dichter) kommt man hinter das Geheimnis. Der gesuchte Brief fand sich denn auch. Er war ganz offen in einem Kartenhalter platziert, so dass man ihn bei akribischem (mathematisch analytischem) Suchen schlichtweg übersehen hatte (nicht finden konnte). Das Verständnis für eine Epoche und ihre Literatur mag also offener vor uns liegen als vermutet. Das Empfinden des damaligen Empfindens ist der Schlüssel des Verständnisses.¹⁰⁷³

Den „Brief“ der Menschen um 1800 finden wir somit auch in ihren Texten, wenn es uns gelingt, ihr Denken zu verstehen. Wie komplex ein solches Unterfangen sein kann, zeigt uns Michel Foucault im Betrachten von „Las Meninas“ und dem dann folgenden Versuch einer „Ordnung der Dinge“:

¹⁰⁷² Edgar Allan Poe: Der entwendete Brief. In: Ders.: Poes Werke. Gesamtausgabe der Dichtungen und Erzählungen, Band 3: Verbrechergeschichten. Hrsg. von Theodor Etzel. Berlin 1922. S. 288-315.

¹⁰⁷³ Hierzu: Szondi: Antike und Moderne, S.30: Peter Szondi analysiert die Schwierigkeit des Verständnisses und der Bedeutung der griechischen Kunst bei Herder, Friedrich Schlegel und Schiller, ausgehend von Winckelmanns Schrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ (1754). Exemplarisch bezieht er sich auf den ersten Satz von Winckelmanns Schrift: „Der gute Geschmack, welcher sich mehr und mehr durch die Welt ausbreitet, hat sich angefangen zuerst unter dem Griechischen Himmel zu bilden“. Szondi sieht in Winckelmanns Aussage „[...] den Widerspruch nämlich zwischen der eingesehenen Einzigartigkeit des Griechischen und seiner postulierten Vorbildlichkeit, also Wiederholbarkeit.“ Kurz gesagt, der griechische Himmel (als Kennzeichen einer „historischen Einmaligkeit“, Ebd., S. 24) ist nicht mehr der Himmel einer späteren Epoche. Ebd., S.48: „Sieht Winckelmann die griechische Kunst noch unter dem Gesichtspunkt zeitenthobener Vorbildlichkeit, so Herder schon mit dem Wissen, daß sie unwiederbringlich dahin ist. Seinem historischen Bewußtsein wird die Antike zum verlorenen Paradies.“

„Was wir an den Tag bringen wollen, ist das epistemologische Feld, die *episteme*, in der die Erkenntnisse, außerhalb jedes auf ihren rationalen Wert oder ihre objektive Formen bezogenen Kriteriums betrachtet, ihre Positivität eingraben und so eine Geschichte manifestieren, die nicht die ihrer wachsenden Perfektion, sondern eher die der Bedingungen ist, durch die sie möglich werden.“¹⁰⁷⁴

Foucault sucht die „Bedingungen“, die Entwicklungen ermöglichen. Wir haben die Bedingungen von „Vorgeschichte und Gegenwart“ in den literarischen Texten der Zeit um 1800 gesucht, in den „Archiven des Verborgenen“. Quasi post hoc wollte Michel Foucault aus dem Existenten die Möglichkeit des Wissens erschließen, davon ausgehend, dass der Mensch um 1800 „[...] zu dem eigentlichen Movens des Wissens und damit zur Episteme der Moderne [...]“¹⁰⁷⁵ wurde.

Auch wir wollten uns „fremdem Hirn“ in ferner Zeit verstehend nähern.

Wir fragen uns nun heute, wie weit sind wir gekommen?

Jedoch, noch während ich dies schreibe und bedenke, ist schon die Gegenwart vergangen.

¹⁰⁷⁴ Foucault: Ordnung, S. 24-25.

¹⁰⁷⁵ Ute Frietsch: Die Ordnung der Dinge. In: Clemens Kammler / Rolf Parr / Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.) unter Mitarbeit von Elke Reinhardt-Becker: Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Sonderausgabe. Stuttgart / Weimar 2014. S. 38-50., S. 39.

In the old days
the myths were the stories we used to explain ourselves.

But how can we explain the way we hate ourselves,
the things we've made ourselves into,
the way we break ourselves in two,
the way we overcomplicate ourselves?

But we are still mythical.
We are still permanently trapped somewhere between the
heroic and the pitiful.
We are still godly;
that's what makes us so monstrous.
But it feels like we've forgotten we're much more than the sum
of all
the things that belong to us.¹⁰⁷⁶

¹⁰⁷⁶ Kate Tempest: Brand new Ancients. Brandneue Klassiker. Lyrik. 3. Aufl. Berlin 2017., S. 10.

14.Literaturverzeichnis

14.1.Quellen

Arnim, Ludwig Achim von: Ariel's Offenbarungen. Roman. Hrsg. von L.A. von Arnim. Göttingen 1804.

Arnim, Achim von: Die Majoratsherren. In: Ders.: Erzählungen. Hrsg. von Gisela Henckmann. Stuttgart 2008. S. 211-251.

Arnim, Achim: Die drei liebeichen Schwestern oder der glückliche Färber. Ein Sittengemälde. In: Ders.: Ludwig Achim's von Arnim Sämmtliche Werke. Hrsg. von Wilhelm Grimm. Band 1, Novellen: Band 1. Hrsg. von Wilhelm Grimm / Bettina von Arnim. Berlin 1839. Reprint. Berlin 2015. S. 239-322.

Arnim, Achim: Angelika, die Genueserin und Cosmus, der Seilspringer. Eine Novelle. In: Ders.: Ludwig Achim's von Arnim Sämmtliche Werke. Hrsg. von Wilhelm Grimm. Band 1, Novellen: Band 1. Hrsg. von Wilhelm Grimm / Bettina von Arnim. Berlin 1839. Reprint. Berlin 2015. S. 323-412.

Arnim, Achim: Der echte und der falsche Waldemar. In: Ders.: Ludwig Achim's von Arnim Sämmtliche Werke. Hrsg. von Wilhelm Grimm. 18. Band, Nachlaß: 1. Band. Berlin 1846. Reprint. Berlin 2015. S. 1-238.

Benn, Gottfried: 1886. In: Ders.: Sämtliche Gedichte. Stuttgart 1998. S. 393-396.

Bibel, Die. Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Bundes. Vollständige Deutsche Ausgabe. 4. Aufl. Freiburg im Breisgau 1965.

Blanckenburg, Friedrich von: Versuch über den Roman. Mit einem Nachwort von Eberhard Lämmert. Faksimiledruck der Originalausgabe von 1774 (Leipzig und Liegnitz). Stuttgart 1965.

Blumenbach, Johann Friedrich: Über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäfte. Göttingen 1781.

Borges, Jorge Luis: Das Sandbuch. In: Ders.: Erzählungen 1975-1977. Gesammelte Werke, Band 4. Aus dem Spanischen von Dieter E. Zimmer. München 1982. S. 93-98.

Borges, Jorge Luis: Die Bibliothek von Babel. In: Ders.: Im Labyrinth. Erzählungen Gedichte Essays. Hrsg. und mit einem Nachwort von Alberto Manguel. Aus dem Spanischen von Gisbert Haefs / Karl August Horst / Curt Meyer-Clason. Aus dem Englischen von Chris Hirte. Frankfurt am Main 2003. S. 97-106.

Borges, Jorge Luis: Das unerbittliche Gedächtnis. In: Ders.: Im Labyrinth. Erzählungen Gedichte Essays. Hrsg. und mit einem Nachwort von Alberto Manguel. Aus dem Spanischen von Gisbert Haefs / Karl August Horst / Curt Meyer-Clason. Aus dem Englischen von Chris Hirte. Frankfurt am Main 2003. S. 107-115.

Bossuet, Jacques-Benigne: Discours sur l'Histoire Universelle. Paris 1681.

Boulangier, Nicolas Antoine: Das durch seine Gebräuche aufgedeckte Alterthum oder Kritische Untersuchung der vornehmsten Meynungen, Ceremonien und Einrichtungen der verschiedenen Völker des Erdbodens in Religions- und bürgerlichen Sachen. Aus dem Französischen von Johann Carl Dähnert. Greifswald 1767.

Bradbury, Ray: Fahrenheit 451. Roman. Mit der Originalgeschichte »Der Feuerwehrmann« und einem Nachwort von Sascha Mamczak. Aus dem Amerikanischen von Fritz Güttinger und Jürgen Langowski. München 2010.

Brentano, Clemens: Romanzen vom Rosenkranz. Hrsg. von Alphons M. von Steinle. Trier 1912.

Brentano, Clemens: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwildeter Roman. Hrsg. von Ernst Behler. Stuttgart 1995.

Brentano, Clemens: Die drei Nüsse. In: Ders.: Erzählungen. Clemens Brentano: Werke. Band 2. München 1963–1968.

Burnet, Thomas: The sacred Theory of the Earth: Containing an Account of the Original of the Earth, and of all the General Changes which it hath already undergone, or is to undergo Till the Consummation of all Things. London 1691.

Camus, Albert: Der Fremde. Aus dem Französischen von Uli Aumüller. Reinbek 1994.

Char, René: Rückkehr stromauf. Gedichte 1964-1975. Aus dem Französischen von Peter Handke. München 1984.

Char, René: Prometheus und Steinbrech zugleich. In: Ders.: Die Bibliothek in Flammen. La bibliothèque est en feu. Gedichte französisch / deutsch. Aus dem Französischen von Johannes Hübner und Lothar Klünner. Frankfurt am Main 1992. S. 231.

Des Flavius Josephus: Jüdische Altertümer. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Dr. Heinrich Clementz. I. Band, Buch 1-10. Halle a.d.S. 1900.

Eckermann, Johann Peter: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. München 1976.

Eichendorff, Joseph von: Ahnung und Gegenwart. Ein Roman. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen I. Hrsg. von Wolfgang Frühwald / Brigitte Schillbach. Frankfurt am Main 2007. S. 55-382.

Eliot, Thomas Stearns.: The Love Song of J. Alfred Prufrock. In: Ders.: Gesammelte Gedichte 1909-1962. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Eva Hesse. Aus dem Amerikanischen von Klaus Günther Just. Frankfurt am Main 1988. S. 6-15.

Eliot, Thomas Stearns.: Vier Quartette Four Quartets. Aus dem Englischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Norbert Hummelt. Berlin 2015.

Fichte, Johann Gottlieb: Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Dargestellt in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1804-5. Berlin 1806.

Fichte, Johann Gottlieb: Ueber das Wesen des Gelehrten und seine Erscheinungen im Gebiete der Freiheit. In öffentlichen Vorlesungen, gehalten zu Erlangen, im Sommer-Halbjahre 1805. Berlin 1806.

Flaubert, Gustave: Madame Bovary. Sitten in der Provinz. Aus dem Französischen von Caroline Vollmann. Frankfurt a.M. 2008.

Foucault, Michel: Die Hoffräulein. In: Ders.: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt am Main 1990. S. 31-45.

Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Aus dem Französischen von Ulrich Köppen. Frankfurt am Main 1990.

Foucault, Michel: Die Ordnung des Diskurses. Aus dem Französischen übersetzt von Walter Seitter. Frankfurt a.M. 1991.

Freud, Sigmund: Notiz über den »Wunderblock«. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. 10(1/1924), S. 1-5.

Freud, Sigmund: Das Unheimliche (1919). In: Ders.: Psychologische Schriften. Studienausgabe, Band IV. Hrsg. von Alexander Mitscherlich / Angela Richards / James Strachey. 3., korrigierte Aufl. Frankfurt am Main 1970. S. 241-274. (Freud-Studienausgabe, Reihe *Conditio humana*. Ergebnisse aus den Wissenschaften vom Menschen).

Frisch, Max: Was bin ich? (I). In: Ders.: Gesammelte Werke in zeitlicher Folge. Jubiläumsausgabe in sieben Bänden. Erster Band. Hrsg. von Hans Mayer und Mitwirkung von Walter Schmitz. Frankfurt am Main 1986.

Frisch, Max: Homo Faber. Ein Bericht. 12. Auflage. Frankfurt am Main. 1995.

Gadamer; Hans-Georg: Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik. 6. Auflage. Tübingen 1990.

Gellert, Christian Fürchtegott. Von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuen in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit. Eine Vorlesung, auf hohen Befehl Seiner Churfürstlichen Durchlauchtigkeit zu Sachsen, den 12ten October, 1767, auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig gehalten. In: Ders.: Sämmtliche Schriften, Fünfter Theil. Neue rechtmäßige Ausgabe. Leipzig 1839. S. 181-197.

Gellert, Christian Fürchtegott. Leben der schwedischen Gräfin G***. Bibliographisch ergänzte Ausgabe 1985. Hrsg. von Jörg-Ulrich Fechner. Stuttgart 2012.

Gessner, Salomon: Idyllen. Kritische Ausgabe. Hrsg. von E. Theodor Voss. Stuttgart 1973.

Gfrörer, August Friedrich: Urgeschichte des menschlichen Geschlechts. Schaffhausen 1855.

Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. Band 2. 1805-1817. München 1998.

Goethe, Johann Wolfgang: Gespräche. In: Ders.: Weimarer oder Sophienausgabe: Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. Abtlg. I-IV. 133 Bde. in 143 Tln. III. Abteilung, Bd. 13. Weimar 1887-1919.

URL: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Goethe,+Johann+Wolfgang/Gespräche>. (abgerufen am 6.12.2020).

Goethe, Johann Wolfgang: Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche. 28. August 1949. Band 1–24 und Erg.-Bände 1–3. Hrsg. von Ernst Beutler. Zürich 1948-1962. Band 16 Naturwissenschaftliche Schriften, 1. Teil.

Goethe, Johann Wolfgang: Faust. Texte. Hrsg. von Albrecht Schöne. Frankfurt am Main 1999.

Goethe, Johann Wolfgang: Dichtung und Wahrheit. Frankfurt am Main 2007.

Goethe, Johann Wolfgang: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Ein Roman. Frankfurt am Main / Leipzig 2009.

Goethe, Johann Wolfgang: Die Geschwister. Ein Schauspiel in einem Akt. Norderstedt 2017.

Goethe, Johann Wolfgang / Friedrich Schiller: Xenien von Goethe und Schiller. Die Sammlung vom Juli 1796. In: Johann Wolfgang Goethe: Sämtliche Gedichte. Mit einem Nachwort von Karl Eibl. Frankfurt am Main / Leipzig 2007. S.733-791.

Goethe, Johann Wolfgang / Friedrich Schiller: Über epische und dramatische Dichtung. In: Friedrich Schiller: Theoretische Schriften. Hrsg. von Rolf-Peter Janz unter Mitarbeit von Hans Richard Brittnacher / Gerd Kleiner / Fabian Störmer. Frankfurt am Main 2008. S. 1085-1087.

Gottsched, Johann Christoph: Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen. In: Ders.: Schriften zur Literatur. Hrsg. von Horst Steinmetz. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart. 2009. S. 12-196.

Grillparzer, Franz: Die Ahnfrau. Stuttgart 2001.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Ästhetik (1835-1838). Entwicklung des Ideals zu den besonderen Formen des Kunstschönen: Das Romanhafte. URL: <https://www.textlog.de/6021.html>. (abgerufen am 22.11.2020).

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorrede. In: Ders.: Phänomenologie des Geistes. Hrsg. von Hans-Friedrich Wessels / Heinrich Clairmont. Hamburg 2006. S. 3-53.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich / Friedrich Wilhelm Joseph Schelling / Friedrich Hölderlin: Das älteste Systemprogramm des deutschen Idealismus. In: Herbert Uerlings (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2016. S. 54-56.

Heidegger, Martin: *Der Begriff der Zeit*. Vortrag vor der Marburger Theologenschaft, Juli 1924. Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Hartmut Tietjen. 2., unveränderte Aufl. Tübingen 1995.

Herder, Johann Gottfried: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*. Hrsg. von Martin Bollacher. Frankfurt am Main 1989.

Herder, Johann Gottfried: *Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft* (1799). In: Ders.: *Werke in zehn Bänden*. Band 8. Hrsg. von Dietrich Irscher. Frankfurt a.M. 1998.

Herder, Johann Gottfried: *Journal meiner Reise im Jahr 1769*. Hrsg. von Katharina Mommsen unter Mitarbeit von Momme Mommsen und Georg Wackerl. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2002.

Herder, Johann Gottfried: *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*. Hrsg. von Hans-Dietrich Irscher. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2012.

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: *Die Elixiere des Teufels*. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus eines Capuziners. Frankfurt am Main 2007.

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: *Das Fräulein von Scuderi*. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten. Mit einem Kommentar von Barbara von Korff-Schmising. Frankfurt 2015.

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: *Der Sandmann*. In: Ders.: *Nachtstücke*. Klein Zaches. *Prinzessin Brambilla*. Werke 1818-1820. Hrsg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen. 2. Aufl. Frankfurt am Main. 2017. S. 11-49.

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: *Das Majorat*. In: Ders.: *Nachtstücke*. Klein Zaches. *Prinzessin Brambilla*. Werke 1818-1820. Hrsg. von Hartmut Steinecke unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen. 2. Aufl. Frankfurt am Main. 2017. S. 199-284.

Humboldt, Wilhelm v.: Das achtzehnte Jahrhundert. In: Ders.: Werke. Band 1. Hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giel. Darmstadt 1960. S. 376-505.

Hutton, James: Theory of the earth. In: Transactions of the Royal Society of Edinburgh 1 (1788), S. 209-305.

Hutton, James: Theory of the earth with proofs and illustrations. Edinburgh 1795.

Iselin, Isaak: Philosophische Muthmassungen über die Geschichte der Menschheit. 2 Bände. Frankfurt / Leipzig 1764.

Jean Paul: Ueber die natürliche Magie der Einbildungskraft. In: Ders.: Sämmtliche Werke. Band XLV. Berlin 1827. S. 82-96.

Jean Paul: Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten F. St. Siebenkäs. In: Ders.: Sämtliche Werke. Abteilung I, zweiter Band. Hrsg. von Norbert Miller. 4., korrigierte Auflage. München / Wien 1987. S. 7-576.

Jean Paul: Hesperus oder 45 Hundsposttage. Eine Biographie. In: Ders.: Sämtliche Werke. Erste Abteilung. Hrsg. von Nobert Miller. 5., korrigierte Auflage. München / Wien 1989. S. 471-1236.

Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise. Frankfurt am Main 1990.

Kafka, Franz: Ein Landarzt. In: Ders.: Die Erzählungen. Frankfurt a.M. 1988. S. 253-260.

Kant, Immanuel: Der transzendentalen Elementarlehre erster Teil. In: Ders.: Kritik der reinen Vernunft. Leipzig 1920., S.57-83.

Kant, Immanuel: Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Band VI: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Wiesbaden 1964. S. 395-690.

Kant, Immanuel: Mutmasslicher Anfang der Menschengeschichte. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Band 9. Nachdruck. Darmstadt 1983. S. 85-102.

Kant, Immanuel: Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. In: Ders.: Werke in sechs Bänden. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Band 4. Nachdruck. Darmstadt 1983. S. 637-803.

Kleist, Heinrich von: Brief an Christian Ernst Martini, 18.3.1799. URL: <http://www.kleist-digital.de/brief> (abgerufen am 12.7.2020).

Kleist, Heinrich von: Das Erdbeben in Chili. In: Ders.: Sämtliche Erzählungen. Frankfurt am Main / Leipzig 2002. S. 182-201.

La Roche, Sophie von: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. 5. Aufl. München 2015.

Leclerc de Buffon, Georges-Louis: Histoire naturelle, générale et particulière. Paris 1749–1804.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Ueber die Soldatenehen. Nach der Handschrift der Berliner Königlichen Bibliothek zum ersten Male hrsg. von Karl Freye. Leipzig 1914.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Philosophische Vorlesungen für empfindsame Seelen. Mit einem Nachwort, hrsg. von Christoph Weiß. Faksimiledruck der Ausgabe Frankfurt und Leipzig 1780. St. Ingbert 1994.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Erzählungen. Zerbin. Der Waldbruder. Der Landprediger. Hrsg. von Friedrich Voit. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2002.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Der neue Menoza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Tandí. In: Ders.: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. von Sigrid Damm. 1. Band. Frankfurt am Main / Leipzig 2005. S. 125-190.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Werke und Briefe in drei Bänden. Hrsg. von Sigrid Damm. 3. Band: Gedichte. Briefe. Frankfurt am Main / Leipzig 2005.

Lenz, Jakob Michael Reinhold: Die Soldaten. Der Hofmeister. Dramen. Frankfurt am Main 2008.

Lessing, Gottfried Ephraim: Nathan der Weise. In: Ders.: Dramen. Hrsg. von Kurt Wölfel. Frankfurt am Main 1984. S. 593-740.

Mann, Thomas: Lotte in Weimar. Roman. In: Ders.: Gesammelte Werke in Einzelbänden. Frankfurter Ausgabe. Hrsg. und mit Nachbemerkenungen versehen von Peter de Mendelssohn. 2. Auflage. Frankfurt a.M. 1995.

Müllner, Amandus Gottfried Adolph: Die Schuld. Trauerspiel in vier Akten. 2. Aufl. Leipzig 1816.

Müllner, Amandus Gottfried Adolph: Der neun und zwanzigste Februar. Trauerspiel in einem Akt. In: Ders.: Dramatische Werke. Erster Theil. Braunschweig 1828. URL: https://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10115258_00001.html (abgerufen am 18.11.2020).

Musil, Robert: Grigia. In: Ders.: Drei Frauen. Reinbek 1958. S. 7-58.

Naubert, Benedikte: Neue Volksmärchen der Deutschen. Leipzig 1789-1792.

Naubert, Benedikte: Das stille Volk. In: Dies.: Neue Volksmärchen der Deutschen. Erster Band. Hrsg. von Marianne Henn / Paolo Mayer / Anita Runge. Göttingen. 2001. S. 7-68.

Novalis: Blütenstaub-Fragmente. Fragment 109. „Vorstellung der Zukunft“. URL: <https://www.textlog.de/23699.html>. (abgerufen am 21.5.2020).

Novalis: Das Leben – ein Roman. In: Herbert Uerlings (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2016. S. 52.

Perrault, Charles: Parallèle des Anciens et de Modernes en ce qui regarde les Arts et les Sciences. Par M. Perrault de L'academie Francaise. München 1964.

de La Peyrère, Isaac: Prae-Adamitae sive exercitatio super versibus duodecimo, decimotertio, & decimoquarto, capitis quinti epistolae D. Pauli ad Romanos. Quibus inducuntur Primi homines ante adamani conditi. Anno Salutis 1655.

Pfeil, Johann Gottlob Benjamin: Lucie Woodvil. Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Handlungen. 2. Aufl. Berlin 2013.

Poe, Edgar Allan: Der entwendete Brief. In: Ders.: Poes Werke. Gesamtausgabe der Dichtungen und Erzählungen, Band 3: Verbrechergeschichten. Hrsg. von Theodor Etzel. Berlin 1922. S. 288-315.

Pufendorf, Samuel von: Über die Pflicht des Menschen und des Bürgers nach dem Gesetz der Natur. Hrsg. und übersetzt aus dem Lateinischen von Klaus Luig. Frankfurt am Main / Leipzig 1994.

Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Bearbeitet, hrsg. und übersetzt von Justus Streller. Hamburg 1952.

Sartre, Jean-Paul: Der Leib. Ein Kapitel aus „Das Sein und das Nichts“. In: Beiträge zur Sexualforschung. Hrsg. von Hans Bürger-Prinz / Hanserst Friedrich Giese. Übersetzt von Alexa Wagner, unter Mitwirkung von Prof. Dr. H. Wagner. 9. Heft (1956), S.1-66.

Sartre, Jean-Paul: Das Sein und das Nichts. Versuch einer phänomenologischen Ontologie. Aus dem Französischen von Hans Schöneberg / Traugott König. In: Ders.: Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hrsg. von Traugott König in Zusammenarbeit mit dem Autor und Arlette El Kaim-Sartre. Philosophische Schriften, Band 3. Hrsg. von Traugott König. Reinbek bei Hamburg, 1991.

Scaliger, Josephus Justus: De Emendatione Temporum. Paris 1583

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System des transzendentalen Idealismus. Hrsg. von Horst D. Brandt / Peter Müller. Hamburg 1992.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit und die damit zusammenhängenden Gegenstände. Hrsg. von Thomas Buchheim. Hamburg 1997.

Schiller, Friedrich: Don Carlos. Infant von Spanien. In: Ders.: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band I. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 345-523.

Schiller, Friedrich: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? In: Ders.: Werke in drei Bänden. Herbert G. Göpfert (Hrsg.) unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band II. Frankfurt am Main / Wien, 1992. S. 9-22.

Friedrich Schiller: Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder. Ein Trauerspiel mit Chören. In: Ders.: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band III. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 469-552.

Schiller, Friedrich: Demetrius. In: Ders.: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Herbert G. Göpfert unter Mitwirkung von Gerhard Fricke. Band III. Frankfurt am Main / Wien 1992. S. 651-707.

Schiller, Friedrich: Über naive und sentimentalische Dichtung. In: Ders.: Theoretische Schriften. Hrsg. von Rolf-Peter Janz unter Mitarbeit von Hans Richard Brittnacher / Gerd Kleiner / Fabian Störmer. Frankfurt am Main 2008. S. 706-810.

Schlegel, Friedrich: Athenäums-Fragmente und andere Schriften. In: Ders.: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung. Kritische Neuausgabe, Band 2. München / Paderborn / Wien / Zürich 1967. S. 165-256. URL: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Schlegel,+Friedrich/Fragmentensammlungen/Fragmente> (abgerufen am: 1.5.2020).

Schlegel, Friedrich: „Über das Studium der Griechischen Poesie“. In: Ernst Behler (Hrsg.) unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett / Hans Eichner: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Erste Abteilung. Band 1. Kritische Neuausgabe. München / Paderborn / Wien 1979. S. 217-366.

Schlegel, Friedrich: Fragmente. In: Herbert Uerlings (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2000. S. 79-81.

Schlegel, Friedrich: Brief über den Roman. In: Herberbert Uerlings (Hrsg.): Texte der Romantik. Stuttgart 2000. S. 90-102.

Schlözer, Ludwig August: Vorstellung seiner Universal-Historie (1772/73). Mit Beilagen. Hrsg., eingeleitet und kommentiert von Horst Walter Blanke. Reprint. Hagen 1990.

Semler, Johann Salomo: Abhandlung von freier Untersuchung des Canon; nebst Antwort auf die tübingsche Vertheidigung der Apokalypsis. Halle 1771.

Shakespeare, William: Perikles. Fürst von Tyrus. In: Ders.: Sämtliche Werke. Aus dem Englischen von August Wilhelm Schlegel / Dorothea und Ludwig Tieck / Wolf Graf Baudissin / Ferdinand Freiligrath / Friedrich Bodenstedt / Gottlob Regis / Karl Simrock. Wiesbaden Ohne Jahr. S. 712-730.

Sintenis, Christian Friedrich: Hallo's glücklicher Abend. Leipzig 1783.

Sloterdijk, Peter: Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Über das anti-genealogische Experiment der Moderne. 2. Aufl. Berlin 2016.

Tempest, Kate: Brand new Ancients. Brandneue Klassiker. Lyrik. Aus dem Englischen von Johanna Wange. 3. Aufl. Berlin 2017.

Wilhelm Tieck: Peter Lebrecht. Eine Geschichte ohne Abentheuerlichkeiten. Ludwig Tieck: Werke in vier Bänden, Band 1, München 1963. URL: <http://www.zeno.org/Literatur/M/Tieck,+Ludwig/Erzählungen+und+Märchen/Peter+Lebrecht>. (abgerufen am 17.11.2020).

Tieck, Ludwig: Der blonde Eckbert. In: Ders.: Der Blonde Eckbert. Der Runenberg. Märchen. Um Anmerkungen ergänzte und auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln durchgesehene Ausgabe 2002. Stuttgart 2015. S. 3-25.

de Tocqueville, Alexis: Der alte Staat und die Revolution. Aus dem Französischen von Theodor Oelckers, durchgesehen von Rüdiger Volhard. München 1978.

Vico, Giambattista: Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Nach der Ausgabe von 1744. Aus dem Italienischen von Erich Auerbach. Photomechanischer Nachdruck. Berlin 1965. (1. Auflage 1924, Sammlung PHILOSOPHEN, Hrsg. von Dr. Gottfried Salomon).

Wagner, Heinrich Leopold: Die Kindermörderin: ein Trauerspiel. Hrsg. von Jörg-Ulrich Fechner. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Nachdruck. Stuttgart 1985.

Walser, Robert: Geschwister Tanner. Frankfurt 1997.

Wieland, Christoph Martin: Unterredungen mit dem Pfarrer von In: Ders.: Sämtliche Werke. Band 30. Leipzig 1797.

Wilde, Oscar: The Harlot's House. URL:
<http://www.victorianweb.org/authors/wilde/harlot.html>. (abgerufen am 16.12.2019).

Young, Edward: Conjectures on original composition in a letter to the author of Sir Charles Grandison. London 1759.

Zedler, Johann Heinrich: Großes vollständiges Universallexicon aller Wissenschaften und Künste. 1731-1754. URL: <https://www.zedler-lexikon.de> (abgerufen am 20.12.2020).

14.2.Forschungsliteratur

Assmann, Jan: Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Jahrbuch für Sozialgeschichte. Wiesbaden 2005. S. 65-83.

Assmann, Jan: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. 8. Aufl. München 2018.

Auerochs, Bernd / Dieter Martin / Tina Hartmann / Peter Haischer / Michael Hofmann / Hans-Peter Nowitzki / et al.: Wielands Werke. »Idris und Zenide«. In: Jutta Heinz (Hrsg.): Wieland Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2008. S. 213-217.

Barthes, Roland: Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie. Aus dem Französischen von Dietrich Leube. Frankfurt am Main 1989.

Barthes, Roland: Der Tod des Autors. In: Fotis Jannidis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko (Hrsg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2000. S. 185-193.

Beaujean, Marion: Der Trivialroman in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Ursprünge des modernen Unterhaltungsromans. 2. ergänzte Auflage. Bonn 1969. (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft, Band 22).

Beaujean, Marion: Philanthropie und Gesellschaftskritik im Trivialroman der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Hans Adler (Hrsg.): Der deutsche soziale Roman des 18. und 19. Jahrhunderts. Darmstadt 1990. S. 23-45. (Wege der Forschung, Band 630).

Begemann, Christian: Das Majorat (1817). In: Christine Lubkoll / Harald Neumeyer (Hrsg.): E.T.A. Hoffmann Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart 2015. S. 64-66.

Belgardt, Raimund: Der Künstler und die Puppe: Zur Interpretation von Hoffmanns Der Sandmann. In: The German Quaterly 42 (1969), S. 686-700.

Bergengruen, Maximilian: Missgeburten. Vivisektionen des Humors in Jean Pauls *Dr. Katzenbergers Badereise*. In: Jürgen Helm / Karin Stukenbrock: Anatomie. Sektionen einer medizinischen Wissenschaft im 18. Jahrhundert. Wiesbaden 2003. S. 271-291.

Bergengruen, Maximilian: Das monströse Erbe (der Literatur). Ehebrecher, Verbrecher und Liebende in E.T.A. Hoffmanns *Das Fräulein von Scuderi*. In: Roland Bogards / Christiane Holm / Günter Oesterle (Hrsg.) in Verbindung mit Alexander von Bormann / Gerhart von Graevenitz / Walter Hinderer / Gerhard Neumann / Dagmar von Wietersheim: Monster. Zur Ästhetischen Verfassung eines Grenzbewohners. Würzburg 2009. S. 219-237. (Stiftung für Romantikforschung, Band XLVIII).

Bergengruen, Maximilian: Pol und Gegenpol eines Magneten. Zwei Studien zu Jean Pauls Konzept der Doppelautorschaft in *Siebenkäs*, *Flegeljahren* und *Komet*. In: Elsbeth Dangel-Pelloquin / Helmut Pfothenhauer / Monika Schmitz-Emans / Ralf Simon (Hrsg.): Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 45(2010), S. 45-79.

Bergengruen, Maximilian: Herkunft als Bedrohung. Verfolgungswahn und Vererbung in Ludig Tiecks *Der blonde Eckbert*. In: Yvonne Wübben / Carsten Zelle (Hrsg.): Krankheit schreiben. Aufzeichnungsverfahren in Medizin und Literatur. Göttingen 2013. S. 374-406.

Bergengruen, Maximilian: Dämonomanie. Verfolgungswahn, Magnetismus und Vererbung in E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. In: Lars Friedrich / Eva Geulen / Kirk Wetters (Hrsg.): Das Dämonische. Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit nach Goethe. Paderborn 2014. S. 145-172.

Bergengruen, Maximilian: Verfolgungswahn und Vererbung. Metaphysische Medizin bei Goethe, Tieck und E.T.A. Hoffmann. Göttingen 2018.

Bergengruen, Maximilian / Roland Borgards: Bann der Gewalt. Theorie und Lektüre (Foucault, Agamben, Derrida / Kleists *Erdbeben in Chili*). In: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 81(2/2007), S. 228-256.

Bergengruen, Maximilian / Antonia Eder: E.T.A. Hoffmann: *Das Fräulein von Scuderi* (1819). In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart / Weimar 2013. S. 344-348.

Bergengruen, Maximilian / Antonia Eder: *Das Fräulein von Scuderi. Erzählung aus dem Zeitalter Ludwig des Vierzehnten* (1819). In: Christine Lubkoll / Harald Neumeyer (Hrsg.): *E.T.A. Hoffmann Handbuch. Leben-Werk-Wirkung*. Stuttgart 2015. S. 126-130.

Bergengruen, Maximilian / Elke Dubbels / Patrick Eiden-Offe / Stefan Geyer / Stephan Kraft / Johannes F. Lehmann: „Gegenwart“ im 17. Jahrhundert? Versuch einer Antwort. In: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte* 42 (2017), S. 257-278.

Bödeker, Hans Erich: *Die bürgerliche Literatur- und Mediengesellschaft*. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 499-520.

Borges, Jorge Luis / Osvaldo Ferrari: *Über den Bücherkult*. In: Dies.: *Lesen ist denken mit fremdem Gehirn. Gespräche über Bücher & Borges*. Aus dem Spanischen übersetzt von Gisbert Haefs. Zürich 1990. S. 84-94.

Bosse, Heinrich: *Die moderne Bildungsrevolution*. In: Ders.: *Bildungsrevolution 1770-1830*. Hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari. Heidelberg 2012. S. 47-159. (Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft, Band 169. Hrsg. von Walburga Hülk / Georg Stanitzek / Niels Werber. Germanistische Abteilung. Verantwortlicher Hrsg. dieses Bandes Georg Stanitzek).

Bosse, Heinrich: *Der Autor als abwesender Redner*. In: Ders.: *Bildungsrevolution 1770-1830*. Hrsg. mit einem Gespräch von Nacim Ghanbari. Heidelberg 2012. S. 237-249. (Reihe Siegen. Beiträge zur Literatur-, Sprach- und Medienwissenschaft, Band 169. Hrsg. von Walburga Hülk / Georg Stanitzek / Niels Werber. Germanistische Abteilung. Verantwortlicher Hrsg. dieses Bandes Georg Stanitzek).

Bosse, Heinrich: Der Strukturwandel des Publikums im 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 47 (4/2017), S. 505-523.

Bosse, Heinrich: Dialogische Öffentlichkeit. Preisfragen und Preisaufgaben im 18. Jahrhundert. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte 43 (2/2018), S. 235-254.

Bosse, Heinrich / Johannes Friedrich Lehmann: Sublimierung bei Jakob Michael Reinhold Lenz. In: Christian Begemann / David E. Wellbery (Hrsg.): Kunst-Zeugung-Geburt. Theorien und Metaphern ästhetischer Produktion in der Neuzeit. Freiburg im Breisgau 2001. S., 177-201.

Brandes, Ernst: Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Hannover 1808.

Brandes, Peter: Optische Täuschungen. Zur Ordnung von Wissen und Nicht-Wissen in *Der Sandmann*. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart 2019. S. 123-137.

Braun, Peter: Kommentar. In: E.T.A. Hoffmann: *Der Sandmann*. Text und Kommentar. 11. Auflage. Frankfurt am Main 2018. S. 53-100.

Brückner, Benjamin / Judith Preiß / Peter Schnyder: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert*. Freiburg i.Br. / Berlin / Wien 2016. S. 7-28. (Rombach Wissenschaften. Das unsichere Wissen der Literatur. Hrsg. von Hans-Georg von Arburg / Maximilian Bergengruen / Peter Schnyder. Band 4.)

Bultmann, Christoph: Über die ersten Urkunden des menschlichen Geschlechts, Älteste Urkunde des Menschengeschlechts, 1774/76. In: Stefan Greif / Marion Heinz / Heinrich Clairmont (Hrsg.) unter Mitwirkung von Violetta Stolz / Tobias Bender / Anna Meywirth / Nils Lehnert: *Herder Handbuch*. Paderborn 2016. S. 326-338.

Busse, Ralf / Ulrich Schlösser: Kant und nachkantischer Idealismus. In: Martin Grajner / Guido Melchior (Hrsg.): Handbuch Erkenntnistheorie. Stuttgart 2019. S. 28-34.

Campe, Joachim Heinrich: Wörterbuch der deutschen Sprache. Braunschweig 1811.

Campe, Rüdiger: »Die Schreibszene. Schreiben«. In: Hans Ulrich Gumbrecht / K. Ludwig Pfeiffer (Hrsg.): Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Frankfurt a.M. 1991. S. 759-772.

Carter, John / Percy H. Muir (Hrsg.): Bücher, die die Welt verändern. Eine Kulturgeschichte Europas in Büchern. München 1976.

Cho, Seonghee: Verletzte Seelen. Psychische Traumata in Goethes Romanen *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und *Die Wahlverwandtschaften*. Würzburg 2015.

Conrad, Klaus: Die beginnende Schizophrenie. Versuch einer Gestaltsanalyse des Wahns. 4. Auflage. Stuttgart 1979 (Sammlung psychiatrischer und neurologischer Einzeldarstellungen. Hrsg. von Werner Scheid / Hans Heinrich Wieck / Uwe Henrik Peters).

Conter, Claude D.: Kulturtransfer bei Herder und den Brüdern Schlegel: Eine Herausforderung für die nationale Literaturgeschichtsschreibung. In: KulturPoetik 10 (1/2010), S. 25-47.

Daemrich, Horst S.: Lenz in themengeschichtlicher Sicht. In: Inge Stephan / Hans-Gerd Winter (Hrsg.): »Unaufhörlich Lenz gelesen...«. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz. Stuttgart / Weimar 1994. S. 10-26.

Dane, Gesa: »Zeter und Mordio«. Vergewaltigung in Literatur und Recht. Göttingen 2005.

Dann, Otto: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? (1789). In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.) unter Mitarbeit von Grit Dommies. Schiller Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2011. S. 323-330.

Deiters, Franz-Josef: Klassik und Romantik (1780-1830). In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart / Weimar 2011. S. 231-245.

De Landa, Manuel: A Thousand Years of Nonlinear History“. 9. Aufl. New York 2000. S. 11.

Dohm, Burkhard: Das unwahrscheinliche Wahrscheinliche. Zur Plausibilisierung des Wunderbaren in E.T.A. Hoffmanns *Das Fräulien von Scuderi*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 73 (2/1999), S. 289-318.

Dorsch, Nikolaus: „Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit“. Die Briefe Benedikte Nauberts. Frankfurt am Main 1986 (Marburger germanistische Studien, Band 6).

Dux, Günter: Die Zeit in der Geschichte. Ihre Entwicklungslogik vom Mythos zur Weltzeit. Frankfurt am Main 1992.

Ehram, Thomas: Unverschämte Sachen: eine Entdeckung: Jakob Michael Reinhold Lenz' „Philosophische Vorlesungen“. In: Schweizer Monatshefte: Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur 75 (7-8/1995), S. 24-27.

Enke, Ulrike: Vom Präparat zur Bilderfolge. Die Visualisierung der Regelmäßigkeit im Werk Samuel Thomas Soemmerrings. In: Rüdiger Schultka / Josef N. Neumann (Hrsg.) unter Mitarbeit von Susanne Weidemann: Anatomie und Anatomische Sammlungen im 18. Jahrhundert. Anlässlich der 250. Wiederkehr des Geburtstages von Philipp Friedrich Theodor Meckel (1755-1803). Berlin 2007. S. 251-268.

Eisler, Rudolf: Wörterbuch der philosophischen Begriffe, Band 1. Berlin 1904, S. 156. URL: <http://www.zeno.org/Eisler-1904>. (abgerufen am 29.12.2019).

Eissler, Kurt Robert: Goethe. Eine psychoanalytische Studie 1775–1786. Basel / Frankfurt am Main. Band 1: 1983, Band 2: 1985.

Elias, Norbert: Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II. Hrsg. von Michael Schröter. Aus dem Englischen übersetzt von Holger Fliessbach und Michael Schröter. Frankfurt am Main 1988.

Ellis, John M.: E.T.A. Hoffmann's „Das Fräulein von Scuderi“. In: *The Modern Language Review* 64 (2/1969), S. 340-350.

Erdle, Birgit R.: Die aufgeschobene Theorie des Vergessens bei Walter Benjamin. In: Günter Butzer / Manuela Günter (Hrsg.): *Kulturelles Vergessen. Medien – Rituale – Orte*. Göttingen 2004. S. 219-232.

Feger, Hans: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): *Handbuch Literatur und Philosophie*. Stuttgart / Weimar 2012. S. 1-9.

Feger, Hans: Die poetische Vernunft in der Frühromantik. In: Ders. (Hrsg.): *Handbuch Literatur und Philosophie*. Stuttgart / Weimar 2012. S. 67-86.

Flasch, Kurt: Was ist Zeit? Augustinus von Hippo. Das XI Buch der *Confessiones*. Text-Übersetzung-Kommentar. 3. Aufl. Frankfurt am Main 2016.

Flechter, John: Freud, Hoffmann and the death-work. In: *Angelika. Journal of the theoretical humanities*. 7 (2/2002), S. 125-141.

Frenzel, Elisabeth: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart 1988.

Friedrich, Markus / Helmut Zedelmaier: Bibliothek und Archiv. In: Marianne Sommer / Staffan Müller-Wille / Carsten Reinhardt (Hrsg.): *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*. Stuttgart 2017. S. 265- 275.

Fries, Thomas: Ein romantisches Märchen: Der blonde Eckbert von Ludwig Tieck. In: *Modern Language Notes* 88 (6/1973), S. 1180-1211.

Frietsch, Ute: Die Ordnung der Dinge. In: Clemens Kammler / Rolf Parr / Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.) unter Mitarbeit von Elke Reinhardt-Becker: Foucault Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Sonderausgabe. Stuttgart / Weimar 2014. S. 38-50.

Gaier, Ulrich: Die »Verbarbarisierung« der Helena. Goethes Analyse des Umgangs der Europäer mit einer fremden Kultur. In: Ders.: Fausts Modernität. Essays. Stuttgart 2000. S. 57-91.

Gamper, Michael / Helmut Hühn: Einführung. In: Michael Gamper / Helmut Hühn (Hrsg.): Zeit der Darstellung. Ästhetische Eigenzeiten in Kunst, Literatur und Wissenschaft. Hannover 2014. S. 7-23. (Ästhetische Eigenzeiten, Bd. 1).

Garner, Philippe / David Allen Mellor: Antonioni's Blow-Up. Göttingen 2010.

Genette, Gérard: Paratexte. Das Buch vom Beiwerk des Buches. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. Mit einem Vorwort von Harald Weinrich. Frankfurt a.M. 2001.

Genette, Gérard: Die Erzählung. 3. durchgesehene und korrigierte Aufl. Aus dem Französischen von Andreas Knop, überprüft und berichtigt von Isabel Kranz. Paderborn 2010.

Geyer, Stefan / Johannes F. Lehmann (Hrsg.): Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge und zur Verzeitlichung der Gegenwart um 1800. Hannover 2018.

Geyer, Stefan / Johannes F. Lehmann: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Aktualität. Zur Geschichte literarischer Gegenwartsbezüge und zur Verzeitlichung der Gegenwart um 1800. Hannover 2018. S. 9-35.

Gohlis, Tobias / Un-Su Kim: »Wie traurig das Chaos ist«. Aus dem Koreanischen übersetzt von Ki-Hyang Lee. In: Die Zeit. 45(29.Oktober 2020), S.65.

Gould, Stephan Jay: Die Entdeckung der Tiefenzeit. Zeitpfeil oder Zeitzyklus in der Geschichte unserer Erde. Aus dem Amerikanischen von Holger Fließbach. München 1992.

Gradmann, Stefan: Borges: Die absurde Apotheose der »Sammlung«. In: Konrad Umlauf / Stefan Gradmann (Hrsg.): Handbuch Bibliothek. Geschichte, Aufgaben, Perspektiven. Stuttgart / Weimar 2012. S. 8.

Greiner, Bernhard: Pathologie des Erzählens: Tiecks Entwurf der Dichtung im »Blonden Eckbert«. In: Der Deutschunterricht 39 (1/1987), S. 111-123.

Grell, Hans-Jörg: Theater. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 521-532.

Grimm, Jakob: Über die Notnunft an Frauen. In: Zeitschrift für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft 5 (1841), S. 1-29.

Grimm, Jakob / Grimm, Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1956.

Groppe, Sabine: Das Ich am Ende des Schreibens. Autobiographisches Erzählen im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Würzburg 1990.

Gumbrecht, Hans Ulrich: Unsere breite Gegenwart. Aus dem Englischen von Frank Born. Berlin 2010.

Günzel, Stephan: Raumkehren. In: Ders. (Hrsg.), unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling: Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 77-89.

Habermas, Jürgen: Das Zeitbewußtsein der Moderne und ihr Bedürfnis nach Selbstvergewisserung. In: Ders.: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt am Main 1988. S. 9-33.

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main 1985a.

Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart 1985b.

Harlizius-Klück, Ellen: Der Platz des Königs. *Las Meninas* als Tableau des klassischen Wissens bei Michel Foucault. Wien 1995.

Hasselbach, Karlheinz: Ludwig Tiecks *Der Blonde Eckbert*. Ansichten zu seiner historischen Bewertung. In: *Neophilologus* 71 (1/1987), S. 90-101.

Hanuschek, Sven: Referentialität. In: Christian Klein (Hrsg.): *Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien*. Stuttgart / Weimar 2009. S. 12-16.

Heinz, Rudolf: Maurice Halbwachs' Gedächtnisbegriff. In: *Zeitschrift für philosophische Forschung*. 23(1/1969), S. 73-85.

Henn, Marianne: Historiographie und Märchenfiktion: Benedikte Nauberts Neue Volksmärchen der Deutschen. In: *Seminar: A Journal of Germanic Studies*. 43 (4/2007), S. 545-553.

Herrmann, Ulrich: Erziehung und Bildung. Pädagogisches Denken. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 97-133.

Höffe, Otfried / Annemarie Pieper: Vorwort. In: Otfried Höffe / Annemarie Pieper (Hrsg.): *F.W. J. Schelling: Über das Wesen der menschlichen Freiheit*. Berlin 1995. S.1-10. (Klassiker Auslegen. Band 3. Hrsg. von Otfried Höffe).

Hoff, Dagmar von: *Familiengeheimnisse. Inzest in Literatur und Film der Gegenwart*. Köln / Weimar / Wien 2003. (Literatur-Kultur-Geschlecht. Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte, Große Reihe, Band 28. Hrsg. von Inge Stephan / Sigrid Weigel, in Verbindung mit Jost Hermand / Gert Mattenklott / Klaus K. Scherpe / Lutz Winckler).

Hoffmann, Ernst Fedor: Zu E.T.A. Hoffmanns „Der Sandmann“. In: *Monatshefte* 54 (5/1962), S. 244-252.

Hoffmann, Torsten / Daniela Langer: Autor. In: Thomas Anz (Hrsg.): Handbuch Literaturwissenschaft. Band 1. Gegenstände und Grundbegriffe. Stuttgart / Weimar 2013. S. 131-170.

Hubbs, Valentine C.: Tieck, Eckbert und das Kollektive Unbewußte. In: Proceedings of the Modern Language Association 71 (2/1956), S. 686-693.

Irrlitz, Gerd: Kritik der reinen Vernunft II (1781, 1787). In: Ders.: Kant Handbuch. Leben und Werk. 2. überarbeitete und ergänzte Aufl. (Sonderausgabe). Stuttgart / Weimar 2010. S. 186-263.

Jacobs, Jürgen / Markus Krause: Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. München 1989. (Arbeitsbücher zur Literaturgeschichte. Hrsg. von Wilfried Barner / Gunter E. Grimm, unter Mitwirkung von Hans-Werner Ludwig (Anglistik) und Siegfried Jüttner (Romanistik).

Jäger, Georg / Alberto Martino / Reinhard Wittmann (Hrsg.): Die Leihbibliothek der Goethezeit. Exemplarische Kataloge zwischen 1790 und 1830. Hildesheim 1979. (Texte zum Literarischen Leben um 1800, Band 6, Hrsg. von Ernst Weber).

Jannidis, Fotis / Gerhard Lauer / Matias Martinez / Simone Winko: Einleitung. Autor und Interpretation. In: Dies. (Hrsg.): Texte zur Theorie der Autorschaft. Stuttgart 2000. S. 7-29.

Jarzebowski, Claudia: Inzest. Verwandtschaft und Sexualität im 18. Jahrhundert. Köln 2006. (L'Homme Schriften. Reihe zur feministischen Geschichtswissenschaft. Band 12).

Jochum, Uwe: Kleine Bibliotheksgeschichte. 4. Aufl. Stuttgart 2017.

Johannsen, Jochen: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. In: Stefan Greif / Marion Heinz / Heinrich Clairmont (Hrsg.) unter Mitwirkung von Violetta Stolz / Tobias Bender / Anna Meywirth / Nils Lehnert: Herder Handbuch. Paderborn 2016. S. 160-170.

Johnson, William S. / Mark Rice / Carla Williams: Geschichte der Photographie. Von 1839 bis heute. In: Therese Mulligan / David Wooters (Hrsg.): The George Eastman Collection. Aus dem Englischen von Birgit Herbst. Köln 2012.

Kablitz, Andreas: Kunst des Möglichen. Theorie der Literatur. Freiburg 2013.

Kammer, Stephan: Schreiben. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2013. S. 50-54.

Kellner, Beate: Genealogien. In: Akademie der Wissenschaften zu Göttingen: Online Handbuch Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Band 15. Manual III. Hof und Schrift. 2005. S. 347-360. URL: <https://adw-goe.de/en/digital-library/hoefe-und-residenzen-im-spaetmittelalterlichen-reich>. (abgerufen am: 5.11.2019).

Kita-Huber, Jadwiga: Brotverwandlung und Adamshochzeit. Zu einigen Paradoxien des Bibelbezugs bei Jean Paul. In: Andrea Polaschegg / Daniel Weidner (Hrsg.): Das Buch in den Büchern. Wechselwirkungen von Bibel und Literatur. München 2012. S. 341-354.

Klein, Christian / Lukas Werner: Pragmatik des Erzählens: der Paratext. In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch der Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart Weimar 2011. S. 17-29.

Knapp, Hanna / Peter Mattes: Subjektivitätskonstruktion in narrativer Uneindeutigkeit – E.T.A. Hoffmann Sandmann. In: Journal für Psychologie 9 (2/2001), S. 39-50.

Koebner, Richard: Wortbedeutungsforschung und Geschichtsschreibung. In: Ders.: Geschichte, Geschichtsbewußtsein und Zeitwende. Vorträge und Schriften aus dem Nachlaß. Hrsg. von Institut für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv in Zusammenarbeit mit dem Richard-Koebner-Lehrstuhl für Deutsche Geschichte and der Hebräischen Universität Jerusalem und H.D. Schmidt, London. Gerlingen 1990. S. 260-274.

Kopp, Daniel: Das Auge und die Täuschung: Der Blick als (Un-)Möglichkeit ontologischer und ästhetischer Demarkation in *Der Sandmann* und *Blade Runner*. In: *Philologie im Netz* 79 (2017), S. 73-91.

Koschorke, Albrecht: *Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts*. München 1999.

Koselleck, Reinhart: Einleitung. In: Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Band 1. Stuttgart 2004. S. XV-XIX.

Koselleck, Reinhart: *Vergangene Zukunft der frühen Neuzeit. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. In: Ders.: *Vergangene Zukunft*. Frankfurt a.M. 2015. S. 17-37.

Koselleck, Reinhart: *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte*. In: Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 9. Aufl. Frankfurt am Main 2015. S. 38-66.

Koselleck, Reinhart: *Stetigkeit und Wandel aller Zeitgeschichten. Begriffsgeschichtliche Anmerkungen*. In: Ders.: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. 4. Auflage. Frankfurt am Main 2015. S. 246-264.

Krauß, Paul: *Mignon, der Harfner, Sperata. Die Psychopathologie einer Sippe in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“*. In: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 22 (1944), S. 327-354.

Krebs, Roland: „In Marmantels Manier, aber wie ich hoffe nicht mit seinem Pinsel.“ „Zerbin“ als „moralische Erzählung“. In: Inge Stephan / Hans-Gerd Winter (Hrsg.): „Die Wunde Lenz“. *J.M.R. Lenz. Leben, Werk und Rezeption*. Bern 2003. S. 129-143.

Kronick, David A.: *A history of scientific and technological periodicals. The origins and development of the scientific and technological press 1665-1790*. New York 1962.

Landwehr, Achim: *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert.* Frankfurt am Main 2014.

Lawson, Ursula D.: *Pathological time in E.T.A. Hoffman's „Der Sandmann“.* In: Monatshefte 60 (1/1968), S. 51-61.

Lehmann, Johannes F.: *Macht und Zeit in Heinrich von Kleists *Erdbeben in Chili*.* In: Roland Borgards / Johannes Friedrich Lehmann (Hrsg.): *Diskrete Gebote. Geschichten der Macht um 1800.* Festschrift für Heinrich Bosse. Würzburg 2002. S. 161-183.

Lehmann, Johannes F.: *Rettung bei Kleist.* In: Nicolas Pethes (Hrsg.): *Ausnahmezustand der Literatur. Neue Lektüren zu Heinrich von Kleist.* Göttingen 2011. S. 249-269.

Lehmann, Johannes F.: *Im Abgrund der Wut. Zur Kultur- und Literaturgeschichte des Zorns.* Freiburg i. Br. / Berlin / Wien 2012. (Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae. Band 107. Hrsg. von Gerhard Neumann / Günter Schnitzler / Maximilian Bergengruen).

Lehmann, Johannes F.: *Geschichte und Vorgeschichte. Zur historischen und systematischen Dimension einer Unterscheidung.* In: Johannes F. Lehmann / Roland Borgards / Maximilian Bergengruen (Hrsg.): *Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation.* Freiburg 2012. S.23-47.

Lehmann, Johannes F.: *Einführung in das Werk Heinrich von Kleists.* Darmstadt 2013. (Einführungen Germanistik. Hrsg. von Gunter G. Grimm / Klaus-Michael Bogdal).

Lehmann, Johannes F.: *Leidenschaft und Sexualität: Materialistische Anthropologie im Sturm und Drang.* J.R.M. Lenz' *Die Soldaten* und *Zerbin*. In: Matthias Buschmeier / Kai Kauffmann (Hrsg.): *Sturm und Drang. Epoche-Autoren-Werke.* Darmstadt 2013. S. 180-202.

Lehmann, Johannes F.: *Anthropologie.* In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): *Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch.* Stuttgart 2013. S. 57-63.

Lehmann, Johannes F.: Was der Fall war: Zum Verhältnis von Fallgeschichte und Vorgeschichte am Beispiel von Lenz' Erzählung *Zerbin*. In: Inka Mülder-Bach / Michael Ott (Hrsg.): Was der Fall ist. Casus und lapsus. Paderborn 2014. S. 73-87. (Anfänge. Hrsg. von Aage A. Hansen-Löve / Inka Mülder-Bach, Band 9).

Lehmann, Johannes F.: Vorgeschichte und Gegenwart um 1800. In: Maximilian Bergengruen / Roland Borgards / Johannes F. Lehmann / Cornelia Zumbusch. Vorgeschichten - Wissensfigur und Erzählform. Beschreibung des Vorhabens. Manuskript 2016.

Lehmann, Johannes F.: Kontinuität und Diskontinuität. Zum Paradox von „Bildung“ und „Bildungsroman“. In: Internationales Archiv der Sozialgeschichte der deutschen Literatur 41 (2/2016), S. 251-270.

Lehmann, Johannes F.: »Ändert sich nicht alles um uns herum? Ändern wir uns nicht selbst?« Zum Verhältnis von Leben, Zeit und Gegenwart um 1770. In: Benjamin Brückner / Judith Preiß / Peter Schnyder (Hrsg.): Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert. Freiburg i.Br. / Berlin / Wien 2016. S. 51-73. (Rombach Wissenschaften. Das unsichere Wissen der Literatur. Hrsg. von Hans-Georg von Arburg / Maximilian Bergengruen / Peter Schnyder. Band 4.).

Lehmann, Johannes F.: Editorial: „Gegenwart“ im 17. Jahrhundert?. Zur Frage literarischer Gegenwartsbezüge *vor* der „Sattelzeit“. In: Internationales Archiv der Sozialgeschichte der deutschen Literatur 42 (1/2017), S. 110-121.

Lehmann, Johannes F.: Die Zeit der »Gegenwart« bei Schiller. In: Helmut Hühn / Dirk Oschmann / Peter Schnyder (Hrsg.) : Schillers Zeitbegriffe. Hannover 2018., S. 287-303.

Lehmann, Johannes F. / Kerstin Stüssel (Hrsg.): Gegenwart denken. Diskurse, Medien, Praktiken. Hannover 2020. (Gegenwart / Literatur. Geschichte, Theorie und Praxeologie eines Verhältnisses. Band 1).

Lehmann, Johannes F. / Maximilian Bergengruen / Roland Borgards: Einleitung. In: Johannes F. Lehmann / Roland Bogards / Maximilian Bergengruen (Hrsg.): Die biologi-

sche Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation. Freiburg 2012. S. 9-21.

Lembeck, Karl-Heinz: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Geschichtsphilosophie. Freiburg/München 2000. S. 9-33.

Lepenies, Wolf: Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 1978.

Leroi-Gourhan, André: Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst. Aus dem Französischen von Michael Bischoff. Frankfurt am Main 1987.

Levy, Daniel: Das kulturelle Gedächtnis. Aus dem Englischen von Corinne Heaven. In: Christian Gudehus / Ariane Eichenberg / Harald Welzer (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 93-101.

Liebrand, Claudia: Das Erdbeben in Chili. In: Ingo Breuer (Hrsg.): Kleist Handbuch. Leben-Werk-Wirkung (Sonderausgabe). Stuttgart / Weimar 2013. S. 114-120.

Lübbe, Hermann: Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. 3. Aufl. Berlin 2012.

Luhmann, Niklas: Öffentliche Meinung. In: Politische Vierteljahresschrift 11 (1/1970), S. 2-28.

Luhmann, Niklas: Weltzeit und Systemgeschichte. In: Ders.: Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 6. Aufl. Wiesbaden 2009. S.128-166.

Maisuradze, Giorgi: Genese und Genealogie. Zur Bedeutung und Funktion des Ursprungs in der Ordnung der Genealogie. Berlin 2013.

Marquard, Odo: Wegwerfgesellschaft und Bewahrungskultur. In: Andreas Grote (Hrsg.): Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des

Sammelns 1450-1800. Wiesbaden 1994, S. 909-918. (Berliner Schriften zur Museumskunde. Band 10).

Marquard, Odo: Universalgeschichte und Multiversalgeschichte. In: Ders.: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays. Mit einem Nachwort von Franz Josef Wetz. Stuttgart 2015. S. 102-123.

Marquard, Odo: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Betrachtungen über Modernität und Menschlichkeit. In: Ders.: Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays. Mit einem Nachwort von Franz Josef Wetz. Stuttgart 2015. S. 234-246.

Martin, Laura: Benedikte Nauberts Neue Volksmärchen der Deutschen: Strukturen des Wandels. Würzburg 2006.

Marx, Friedhelm: Familienglück – Familienelend. Heinrich von Kleists Novelle *Das Erdbeben in Chili*. In: Jahrbuch für Internationale Germanistik 36 (1/2004), S. 121-134.

Mauthner, Fritz: Wörterbuch der Philosophie. Neue Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Leipzig 1923. URL: <http://www.zeno.org/Mauthner-1923>. (abgerufen am: 21.5.2020).

Mayer, Mathias / Jens Tismar: Kunstmärchen. 3., völlig neu bearbeitete Ausgabe. Stuttgart / Weimar 1997.

Moller, Sabine: Das kollektive Gedächtnis. In: Christian Gudehus / Ariane Eichenberg / Harald Welzer (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 85-92.

Mommsen, Katharina: Nachwort. In: Katharina Mommsen (Hrsg.) unter Mitarbeit von Momme Mommsen und Georg Wackerl: Herder, Johann Gottfried: Journal meiner Reise im Jahr 1769. Bibliographisch ergänzte Ausgabe. Stuttgart 2002. S. 187-268.

Morgenstern, Karl: Ueber das Wesen des Bildungsromans (1820). In: Hartmut Steinicke (Hrsg.): Romanpoetik in Deutschland. Von Hegel bis Fontane. Tübingen 1984. S. 51-53.

Motte Fouqué, Friedrich de la: Vorwort zu „Ahnung und Gegenwart“. In: Joseph von Eichendorff: Ahnung und Gegenwart. Sämtliche Erzählungen I. Hrsg. von Wolfgang Frühwald / Brigitte Schillbach. Frankfurt am Main 2007. S. 55-56.

Müller-Sievers, Helmut: Ahnen ahnen. Formen der Generationserkennung in der Literatur um 1800. In: Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 157-169. (Trajekte. Eine Reihe des Zentrums für Literaturforschung Berlin. Hrsg. von Sigrid Weigel / Karlheinz Brack).

Negus, Kenneth: The allusions to Schiller's Der Geisterseher in E.T.A. Hoffmann's Das Majorat: Meaning and Background. In: The German Quaterly 32 (4/1959), S. 341-355.

Neiman, Susan: Das Böse denken. Eine andere Geschichte der Philosophie. Aus dem Amerikanischen von Christiana Goldmann. Frankfurt am Main 2006.

Niebisch, Arndt: Kleists Turbulenzen oder »lernen von der Natur«. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 44(173/2014), S. 37-51.

Nonnenmacher, Hartmut: Natur und Fatum. Inzest als Motiv und Thema in der französischen und deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Frankfurt am Main 2002. (Europäische Hochschulschriften. Reihe XVIII. Vergleichende Literaturwissenschaft. Band 100).

Norton, Amanda: Another Meditation on „Das Erdbeben in Chili“: Heinrich von Kleist and the Work of the Reader. In: The German Quaterly 81(2/2008), S. 137-151.

Nusser, Peter: Romane für die Unterschicht. Groschenhefte und ihre Leser. 5. unveränderte Auflage. Stuttgart 1974.

Nusser, Peter: Trivialliteratur. Stuttgart 1991.

Nusser, Peter: Unterhaltung und Aufklärung. Studien zur Theorie, Geschichte und Didaktik der populären Lesestoffe. Frankfurt am Main 2000.

Nusser, Peter: Deutsche Literatur. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Vom Barock bis zur Gegenwart. Darmstadt 2012.

Oesterle, Günter: Kontroversen und Perspektiven in der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung. In: Judith Klinger / Gerhard Wolf (Hrsg.): Gedächtnis und kultureller Wandel. Erinnerndes Schreiben – Perspektiven und Kontroversen. Tübingen 2009. S. 9-18.

Oesterle, Ingrid: Der „Führungswechsel der Zeithorizonte“ in der deutschen Literatur. Korrespondenzen aus Paris, der Hauptstadt der Menschheitsgeschichte, und die Ausbildung der geschichtlichen Zeit „Gegenwart“. In: Dirk Grathoff (Hrsg.): Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode. Frankfurt am Main / Bern / New York 1985. S. 11-75. (Arbeiten zur Neueren Deutschen Literatur und Literaturwissenschaft. Hrsg. von Dirk Grathoff / Erwin Leibfried. Band 1).

Oesterle, Ingrid: „Es ist an der Zeit!“. Zur kulturellen Konstruktionsveränderung von Zeit gegen 1800. In: Walter Hinderer / Alexander von Bormann / Gerhart von Graevenitz (Hrsg.): Goethe und das Zeitalter der Romantik. Würzburg 2002. S. 21-121. (Stiftung für Romantikforschung; 21). Neupublikation im Goethezeitportal 27.8.2005. URL: http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/epoche/oesterle_zeit.pdf. (abgerufen am: 5.3.2017).

Ortlieb, Cornelia: Materialität. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2013. S. 41-45.

Peters, Kirsten: Der Kindsmord als schöne Kunst betrachtet. Eine motivgeschichtliche Untersuchung der Literatur des 18. Jahrhunderts. Würzburg 2001. (EPISTEMATA. Würzburger Wissenschaftliche Schriften. Reihe Literaturwissenschaft. Band 350-2001).

Pethes, Nicolas: „sie verstummten – sie gleiteten – sie fielen“. Epistemologie, Moral und Topik des ‚Falls‘ ” in Jakob Michael Reinhold Lenz’ ”Zerbin“. In: Zeitschrift für Germanistik 16 (2/2009), S. 330-345.

Pfotenhauer, Helmut: Genealogie der Identität. Schillers späte dramatische Fragmente. In: Ders.: Um 1800. Konfigurationen der Literatur, Kunstliteratur und Ästhetik. Tübingen 1991. S. 179-200. (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Band 59).

Pfotenhauer, Helmut: Jean Pauls literarische Biologie. Zur Verschriftlichung von Zeugung und Tod (mit besonderer Berücksichtigung des "Siebenkäs"). 2005. S. 1-15.
URL:
http://www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/db/wiss/jeanpaul/pfotenhauer_biologie.pdf. (abgerufen am: 12.11.2019).

Pohl, Rüdiger: Das autobiographische Gedächtnis. In: Christian Gudehus / Ariane Eichenberg / Harald Welzer (Hrsg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 75-84.

Pott, Hans-Georg: Neue Theorie des Romans. Sterne · Jean Paul · Joyce · Schmidt. München 1990.

Projekt Historischer Roman. Institut für Germanistik. Universität Innsbruck. URL:
<https://www.uibk.ac.at/germanistik/histrom>.

Proß, Wolfgang: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. In: Stefan Greif / Marion Heinz / Heinrich Clairmont (Hrsg.) unter Mitwirkung von Violetta Stolz / Tobias Bender / Anna Meywirth / Nils Lehnert.: Herder Handbuch. Paderborn 2016. S. 171-216.

Rabe, Ana Maria: Verewigter Augenblick und essentielle Leere. José Ortega y Gasset und Michel Foucault zu Diego Velázquez' *Las Meninas*. In: Nike Bätzner (Hrsg.): Die Aktualität des Barock. Zürich / Berlin 2014. S. 42-65.

Raino, Eino: The Haunted Castle. A study of the Elements of English Romanticism. London / New York 1927.

Rector, Martin: Zur moralischen Kritik des Autonomie-Ideals. Jakob Lenz' Erzählung »Zerbin oder die neuere Philosophie«. In: Inge Stephan / Hans-Gerd Winter (Hrsg.):

»Unaufhörlich Lenz gelesen...«. Studien zu Leben und Werk von J.M.R. Lenz. Stuttgart / Weimar 1994. S. 294-308.

Reemtsma, Jan Philipp: Der Liebe Maskentanz. In: Ders.: Der Liebe Maskentanz. Aufsätze zum Werk Christoph Martin Wielands. Zürich 1999. S.16-29.

Rennhak, Katharina: Das moderne Subjekt: Identität und Erzählung. In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart / Weimar 2011. S. 217-231.

Rüsen, Jörn: Der Funken der Utopie im Feuer der Geschichte. Schillers Beitrag zu unserer Deutung der Vergangenheit. In: Michael Hofmann / Jörn Rüsen / Mirjam Springer (Hrsg.): Schiller und die Geschichte. München 2006. S. 13-26.

Rupke, Nicolaas A.: Theorie der Entstehung der Arten bis um 1860. In: Philipp Sarasin / Marianne Sommer (Hrsg.): Evolution. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2010. S. 79-88.

Sartre, Jean-Paul: Der Idiot der Familie. Gustave Flaubert 1821–1857. Reinbek 1977–1979.

Sauder, Gerhard: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Theorie der Empfindsamkeit und des Sturm und Drang. Stuttgart 2003. S. 13-36.

Schapp, Wilhelm: In Geschichten verstrickt. Zum Sein von Mensch zu Ding. Frankfurt am Main 5. Aufl. 2012.

Schloßberger, Matthias: Geschichtsphilosophie. Berlin 2013.

Schlosser, Horst Dieter: dtv-Atlas zur deutschen Literatur. Tafeln und Texte. 4. Auflage. München 1983.

Schmid, Stephan: Frühe Neuzeit. In: Martin Grajner / Guido Melchior (Hrsg.): Handbuch Erkenntnistheorie. Stuttgart 2019. S. 21-34.

Schmidt, Jochen: Heinrich von Kleist. Die Dramen und Erzählungen in ihrer Epoche. Darmstadt 2003.

Schneider, Manfred: Abschied von Eltern und Ahnen (SWR2 Essay). 2015.S.1-18.
URL: <https://www.swr.de/swr2/programm/sendungen/essay/swr2-essay-abschied-von-eltern-und-ahnen>. (abgerufen am: 3.11.2019).

Schnicke, Falko: Historischer Abriss: 18. Jahrhundert. In: Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart / Weimar 2009. S. 234-242.

Schön, Erich: Realer Leser. In: Matias Martinez (Hrsg.): Handbuch der Erzählliteratur. Theorie, Analyse, Geschichte. Stuttgart / Weimar 2011. S. 181-192.

Schreinert, Kurt: Benedikte Naubert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des historischen Romans in Deutschland. Berlin 1941. Kraus Reprint. Nendeln/Liechtenstein 1969. (Germanische Studien, Hrsg. von Walther Hofstaetter, Band 230).

Selbmann, Rolf: Der deutsche Bildungsroman. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl. Stuttgart / Weimar 1994.

Simmel, Georg: Exkurs über das Bergamt. In: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Leipzig 1908. S. 514-524.

Simon, Ralf: Zur Genese der Denkfigur »Vorgeschichte« bei Johann Gottfried Herder. In: Johannes F. Lehmann / Roland Borgards / Maximilian Bergengruen (Hrsg.): Die biologische Vorgeschichte des Menschen. Zu einem Schnittpunkt von Erzählordnung und Wissensformation. Freiburg 2012. S. 49-76.

Simonis, Annette / Linda Simonis: Literaturwissenschaften. In: Friedrich Jaeger / Wolfgang Knöbl / Ute Schneider (Hrsg.): Handbuch Moderneforschung. Stuttgart 2015. S. 154-165.

Sloterdijk, Peter / Michael Hesse: Vom Menschen zum Monstrum. Interview. In: Frankfurter Rundschau. 18.9.2014. URL:<https://www.fr.de/kultur/menschen-monstrum-11257919.html>. (abgerufen am: 3.11.2019).

Springer, Mirjam: Endlose Geschichte. Schillers letztes Drama *Demetrius*. In: Michael Hofmann / Jörn Rüsen / Mirjam Springer (Hrsg.): Schiller und die Geschichte. München 2006. S. 226-238.

Springer, Mirjam. *Demetrius*. In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.) unter Mitarbeit von Grit Dommès: Schiller Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2011. S. 242-239.

Stanitzek, Georg: Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert. Tübingen 1989.

Steinby, Liisa: Einleitung: Goethe und seine Zeiten. In: Liisa Steinby / Michael Schmidt (Hrsg.): Augenblick, Lebenszeit, Geschichte, Ewigkeit. Die Zeit in Goethes Werken. Heidelberg 2017. S. 9-29.

Steinby, Liisa: Formen der Zeitlichkeit in *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. In: Liisa Steinby / Michael Schmidt (Hrsg.): Augenblick, Lebenszeit, Geschichte, Ewigkeit. Die Zeit in Goethes Werken. Heidelberg 2017. S. 51-92.

Stiening, Gideon: Über die Grenzen des Verstehens und die Gefahren ihrer Missachtung. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart 2019. S. 54-70.

Stollberg-Rilinger, Barbara: Politische und soziale Physiognomie des aufgeklärten Zeitalters. In: Notker Hammerstein / Ulrich Herrmann (Hrsg.): Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte. Band II. 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800. München 2005. S. 1-32.

Sturma, Dieter: Präreflexive Freiheit und menschliche Selbstbestimmung. In: Otfried-Höffe / Annemarie Pieper (Hrsg.): F.W. J. Schelling: Über das Wesen der menschlichen Freiheit. Berlin 1995. S. 149-172. (Klassiker Auslegen. Hrsg. von Otfried Höffe. Band 3).

Sukale, Michael: Zentralperspektive und Fensterparadigma. In: Stephan Günzel / Dieter Mersch (Hrsg.) unter Mitarbeit von Franziska Kümmerling: Bild. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2014. S. 164-174.

Szondi, Peter: Antike und Moderne in der Ästhetik der Goethezeit. In: Ders.: Poetik und Geschichtsphilosophie I. Hrsg. von Senta Metz / Hans-Hagen Hildebrandt. Frankfurt am Main 1974, S. 11-265. (Studienausgabe der Vorlesungen, Band 2. Aus dem Nachlaß von Peter Szondi hrsg. von Jean Bollack mit Henriette Beese / Wolfgang Fietkau / Hans-Hagen Hildebrandt / Gert Mattenklott / Senta Metz / Helen Stierlin).

Szondi, Peter: Schellings Gattungspoetik. In: Ders.: Poetik und Geschichtsphilosophie II. Hrsg. von Wolfgang Fietkau. Frankfurt am Main 1974, S. 185-307. (Studienausgabe der Vorlesungen, Band 3. Aus dem Nachlaß von Peter Szondi hrsg. von Jean Bollack mit Henriette Beese / Wolfgang Fietkau / Hans-Hagen Hildebrandt / Gert Mattenklott / Senta Metz / Helen Stierlin).

Tappeiner, Maria Anna: Richard Serra – Thinking on your feet. Absolut medien (DVD). Fridolfing. 2005.

ter Horst, Eleanor E.: The fortuitous arch: Reconstructing classical and christian interpretations of sexuality in Kleists Das Erdbeben in Chili. In: European Romantic Review 26 (1/2015), S. 13-28.

Thalmann, Marianne: Das Märchen und die Moderne. Zum Begriff der Surrealität im Märchen der Romantik. Stuttgart 1961.

Thüring, Hubert: Das neue Leben. Studien zu Literatur und Biopolitik 1750-1938. München 2012.

Thums, Barbara: Absorptionen und Transformationen anderer Texte und Medien in *Der Sandmann*. In: Oliver Jahraus (Hrsg.): Zugänge zur Literaturtheorie. 17 Modellanalysen zu E.T.A. Hoffmanns *Der Sandmann*. 2., durchgesehene und bibliographisch ergänzte Aufl. Stuttgart 2019. S. 149-159.

Tietze, Peter: »Der Angriff der Gegenwart auf die übrige Zeit«. Richard Koebners und Reinhart Kosellecks historische Semantikforschungen zwischen Historismus und *Post-histoire*. In: Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte 5 (2/2016), S. 6-22.

Till, Dietmar. Gellert und die Rhetorik. Antike Theorie und moderne Transformation. In: Sibylle Schönborn / Vera Viehöver (Hrsg.): Gellert und die empfindsame Aufklärung. Vermittlungs-, Austausch- und Rezeptionsprozesse in Wissenschaft, Kunst und Kultur. Berlin 2009. S. 39-52. (Philologische Studien und Quellen, Band 215).

Titzmann, Michael: Die »Bildungs-«/Initiationsgeschichte der Goethezeit und das System der Altersklassen im anthropologischen Diskurs der Epoche. In: Ders.: Anthropologie der Goethezeit. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte. Hrsg. von Wolfgang Lukas / Claus-Michael Ott. Berlin / Boston 2012. S. 223-287. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Hrsg. von Norbert Bachleitner / Christian Begemann / Walter Erhart / Gangolf Hübinger. Band 119).

Titzmann, Michael: Literarische Strukturen und kulturelles Wissen: Das Beispiel inzesuöser Situationen in der Erzählliteratur der Goethezeit und ihrer Funktionen im Denksystem der Epoche. In: Ders.: Anthropologie der Goethezeit. Studien zur Literatur und Wissensgeschichte. Hrsg. von Wolfgang Lukas und Claus-Michael Ott. Berlin/Boston 2012. S. 373-431. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur. Hrsg. von Norbert Bachleitner / Christian Begemann / Walter Erhart / Gangolf Hübinger. Band 119).

Trainer, James: The Incest-Theme in the Works of Tieck. In: Modern Language Notes 76 (8/1961), S. 819-824.

Uerlings, Herbert: Einleitung. In: Ders. (Hrsg.): Theorie der Romantik. Stuttgart 2000. S. 9-42.

Vecchiato, Daniele: Frauen in Männerkleidern: Zur Funktionalisierung eines hoch- und trivilliterarischen Motivs im Roman des späten 18. Jahrhunderts (Goethe, Naubert, Huber). In: Anne Feler / Raymond Heitz / Gérard Laudin (Hrsg.): Dynamik und Dialektik von Hoch- und Trivilliteratur im deutschsprachigen Raum im 18. und 19. Jahrhundert. II: Die Erzählproduktion. Würzburg 2017. S. 191-210.

Vedder, Ulrike: Majorate. Erbrecht und Literatur im 19. Jahrhundert. In: Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 91-107. (Trajekte. Eine Reihe des Zentrums für Literaturforschung Berlin. Hrsg. von Sigrid Weigel / Karlheinz Brack).

Vöhringer, Margarete: Praktiken. In: Roland Borgards / Harald Neumeyer / Nicolas Pethes / Yvonne Wübben (Hrsg.): Literatur und Wissen. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart / Weimar 2013. S. 45-50.

Voit, Friedrich: Nachwort. In: Ders. (Hrsg.): Jakob Michael Reinhold Lenz: Erzählungen. Zerbin. Der Waldbruder. Der Landprediger. Bibliographisch ergänzte Ausgabe Stuttgart 2002. S. 147-165.

Weigel, Siegrid / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer: Vorwort. In: Dies.: Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 7-11. (Trajekte. Eine Reihe des Zentrums für Literaturforschung Berlin. Hrsg. von Sigrid Weigel / Karlheinz Brack).

Werner, Lukas: Deutschsprachige Biographik. In: Christian Klein (Hrsg.): Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien. Stuttgart / Weimar 2009. S. 265-277. S.267.

Werner, Oscar Helmuth: The unmarried mother in German literature: with special reference to the period 1770-1800. New York 1917. Reprint der Originalausgabe. New York 1966.

Wieland, Magnus: Exzerpte aus Eden: Sekundäre Schöpfung bei Jean Paul. In: Kultur-Poetik 13(1/2013), S. 26-40.

Willer, Stefan: Zur Poetik der Zeugung um 1800. In: Sigrid Weigel / Ohad Parnes / Ulrike Vedder / Stefan Willer (Hrsg.): Generation. Zur Genealogie des Konzeptes – Konzepte von Genealogie. München 2005. S. 123-156. (Trajekte. Eine Reihe des Zentrums für Literaturforschung Berlin. Hrsg. von Sigrid Weigel / Karlheinz Brack).

Williams, Bernard: Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Frankfurt am Main 2003.

Wirth, Uwe: Archiv. In: Alexander Roesler / Bernd Stiegler (Hrsg.): Grundbegriffe der Medientheorie. München 2005. S. 17-27.

Witt, Sophie: Genealogie der Gattung: »Szenische Methode« in Johann Wolfgang von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* und Henry James' *The Golden Bowl*. In: Benjamin Brückner / Judith Preiß / Peter Schnyder (Hrsg.): Lebenswissen. Poetologien des Lebendigen im langen 19. Jahrhundert. Freiburg i.Br. / Berlin / Wien 2016. S. 203-222. (Rombach Wissenschaften. Das unsichere Wissen der Literatur. Hrsg. Hans-Georg von Arburg / Maximilian Bergengruen / Peter Schnyder. Band 4.).

Zedelmaier, Helmut: Der Anfang der Geschichte. Studien zur Ursprungsdebatte im 18. Jahrhundert. Hamburg 2003 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert, Band 27. Hrsg. von Deutsche Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts).

Zedelmaier, Helmut: August Ludwig Schlözer und die Vorgeschichte. In: Heinz Duchhardt / Martin Espenhorst (Hrsg.): August Ludwig (von) Schlözer in Europa. Göttingen 2012. S. 179-196. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz. Abteilung für Universalgeschichte. Hrsg. von Heinz Duchhardt. Beiheft 86).

Zelle, Carsten: Über naive und sentimentalische Dichtung (1795/96). In: Matthias Luserke-Jaqui (Hrsg.) unter Mitarbeit von Grit Dommes: Schiller Handbuch. Leben-Werk-Wirkung. Stuttgart / Weimar 2011. S. 451-479.

Zimmermann, Christian von: Biographische Anthropologie. Menschenbilder in lebensgeschichtlicher Darstellung (1830-1940). Berlin 2006.

Zollinger, Edi: Proust-Flaubert-Ovid. München 2013.

Zumbusch, Cornelia: Urgeschichte. Erzählungen vom Vorvergangenen bei Herder, Engels, Freud und Benjamin. In: Michael Ott / Tobias Döring (Hrsg.): Urworte. Zur Geschichte und Funktion erstbegründender Begriffe. München 2012. S. 137-153. (Anfänge. Hrsg. von Aage A. Hansen-Löve / Inka Mülder-Bach. Band 5).

Zumbusch, Cornelia: Die Immunität der Klassik. Frankfurt am Main 2014.

Zutt, Jürg: Auf dem Wege zu einer anthropologischen Psychiatrie. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg 1963.

Zutt, Jürg: Blick und Stimme. Beitrag zur Grundlegung einer verstehenden Anthropologie. In: Ders.: Auf dem Wege zu einer anthropologischen Psychiatrie. Gesammelte Aufsätze. Heidelberg 1963. S. 389-399.

14.3. Digitale Recherchequellen

Deutsches Literaturarchiv Marbach. URL: <http://www.dla-marbach.de>.

Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm auf CD-ROM und im Internet.
URL: <http://germazope.uni-trier.de/Projekte/DWB>.

Digitales Wörterbuch der Deutschen Sprache. URL: <https://www.dwds.de>.

Duden. URL: <https://www.duden.de>.

Germanistik im Netz. URL: <https://www.germanistik-im-netz.de>.

Goethezeitportal. URL: <http://www.goethezeitportal.de>.

Google Books. URL: <https://books.google.de>.

Kindlers Literatur Lexikon. URL: <http://www.kll-online.de>.

Projekt Gutenberg. URL: <https://www.projekt-gutenberg.org>.

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn. URL: <https://www.ulb.uni-bonn.de>.

Wikipedia. URL: <https://www.wikipedia.de>.

WorldCat. URL: <https://www.worldcat.org>.

Zeno.org. URL: <http://www.zeno.org>.

Danksagung

Mein Dank gilt Herrn Professor Dr. Johannes F. Lehmann.

Herr Professor Lehmann hat mein Promotionsvorhaben von Beginn an unterstützt und hat mir ein Promotionsthema aus seinem Forschungsgebiet zur Verfügung gestellt. Mit Hinweisen und Kommentaren hat Herr Professor Lehmann die Arbeit an der Promotionsschrift begleitet und gefördert. Vor allem aber hat Herr Professor Lehmann mir erlaubt, an seinem Denken teilzuhaben. Ich bin ihm ausdrücklich zu großem Dank verpflichtet.

Ich danke der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn für die Erlaubnis, das Promotionsvorhaben realisieren zu dürfen.

Ich danke der Universitäts- und Landesbibliothek Bonn für die Möglichkeit, die Recherche- und Ausleihfunktionen zu nutzen. Insbesondere danke ich Frau Dr. Alice Rabeler, Leiterin des Dezernat 1, für die Beratung zur Literaturrecherche.

Ich danke Frau Christel Neumann für kritische Gespräche.

Ich danke meiner Frau, Dr. Marianne Neumann, für das Verständnis, die Zeit, die meine Promotionsschrift in Anspruch genommen hat, dem Alltag entwendet zu haben.